Band 43
Heft 1-2
2021

Zeitschrift für Semiotik

Mental Spaces

Alexander Ziem, Robert Mroczynski
Zur Einleitung: Mental Spaces und Frames in der interaktionalen Bedeutungskonstitution 3

Alexander Ziem
Kontroverse Begriffe verhandeln: Interaktive Bedeutungskonstitution durch Mental Spaces und Frames 17

Robert Mroczynski
Bedeutungskonstitution als Zusammenspiel zwischen Kognition und Interaktion 55

Irene Mittelberg und Linn-Marlen Rekittke
Frames und Diagramme im Dialog: Indexikalische und ikonische Zeichenmodi im verbal-gestischen Ko-Konstruieren von Reiserouten 81

Ellen Fricke
Mental Spaces, Blending und komplexe Semioseprozesse in der multimodalen Interaktion: zeichenbasierte und ontologiebasierte Mental Spaces 117

Geert Brône, Bert Oben, Paul Sambre und Kurt Feyaerts
Die kreative und interaktive Konstruierung mentaler Räume. Eine Fallstudie zum Phänomen des interaktiven Brainstorming 151

Einlage
Bernadette Malinowski, Marian Nebelin und Cecile Sandten
Von der Schichtung zur Palimpsestierung: „Palimpsest“ als kulturwissenschaftlicher Grundbegriff 177

Christian Pentzold
Mediale Erinnerungsarbeit zwischen Retrospektion und Projektion 213

Vorschau auf den Thementeil der nächsten Hefte 233

Einleitung

Zeitschrift für
Semiotik
Band 43 • Heft 1-2 (2021)
Seite 3-16
Stauffenburg Verlag Tübingen

Mental Spaces und Frames in der interaktionalen Bedeutungskonstitution

Alexander Ziem, Heinrich-Heine Universität Düsseldorf und Robert Mroczynski, Universität Leipzig

Summary. The article introduces the topic addressed in this special issue and provides an overview of the five contributions constituting this volume. In general, all contributions aim to shed light on the process of meaning constitution in face-to-face interaction using cognitive frames and mental spaces. Refraining from a dichotomy between interaction and cognition, all contributions in this volume are guided by the idea of conceiving cognitive and interactional meaning construals as complementary processes. Following this view, this volume presents case studies, each showing a specific way to fruitfully combine cognitive and interactional semantics.

Keywords. Mental spaces, Blending, Frames, verbal interaction, multimodality, meaning constitution

Zusammenfassung. Der Artikel führt in das Thema des vorliegenden Themenheftes ein und gibt einen Überblick über die fünf Beiträge, die das Heft umfasst. Alle Beiträge zielen darauf ab, den Prozess der Bedeutungskonstitution in der Face-to-Face-Interaktion mithilfe von kognitiven Frames und Mental Spaces zu beleuchten. In kritischer Distanz zu einer dichotomisierenden Auffassung von Interaktion und Kognition sind alle Beiträge in diesem Band von der Fruchtbarkeit der Idee geleitet, kognitive und interaktionale Bedeutungskonstituierung als komplementäre Prozesse zu begreifen. Dieser gemeinsamen Überzeugung folgend, stellt jeder der fünf Beiträge eine Fallstudie vor, die einen jeweils spezifischen Weg aufzeigt, kognitive und interaktionale Semantik fruchtbar miteinander zu verbinden.

Schlüsselwörter. Mental Spaces, Blending, Frames, verbale Interaktion, Multimodalität, Bedeutungskonstitution

1. Zwischen Stase und Dynamik: das prekäre Verhältnis zwischen Kognition und Interaktion

Die Emergenz von sprachlichen Bedeutungen in der verbalen Interaktion ist ein vielschichtiges Phänomen, das sich ganzheitlich wohl kaum beschreiben lässt, ohne in das Fahrwasser wissenschaftstheoretisch und -geschichtlich stark vorgeprägter Bahnen zu geraten. In diesem Themenheft wird der Versuch unternommen, zwei etablierte Traditionen einander näher zu bringen, um gemeinsam einen – so die Hoffnung – breiteren und umfassenderen Erklärungsanspruch einlösen zu können: die Interaktionale Linguistik und die Kognitive Linguistik, insbesondere die Kognitive Semantik.

Warum haben die Interaktionale Linguistik und die Kognitive Semantik eine je spezifische Perspektive auf Bedeutungskonstitution? Eine erste Antwort könnte lauten: Die Komplexität des Gegenstandsbereiches macht es erforderlich, Teilbereiche zu isolieren und jeweils separat mit geeigneten Mitteln und Methoden zu erfassen. Im Fall von interaktionaler Bedeutungskonstitution liegt es nahe, das, was „zwischen" den Interagierenden geschieht („Interaktion"), abzutrennen von dem, was „in" den Interagierenden beim Verstehen vor sich geht („Kognition").

Dieser Segmentierungslogik folgend hat es in der Tat eine gewisse Tradition, sich den komplexen Prozessen der Bedeutungskonstitution unter verschiedenen Prämissen mit dem Ziel zu widmen, Prinzipien der semantischen Erfassung, Verarbeitung und Kommunikation von bedeutungstragenden Ausdrücken (seien es einzelne Wörter, Sätze oder Sequenzen bzw. Textfragmente) zu ergründen. Dass die eingenommenen Forschungspositionen – von der Formalen Semantik über kognitive Zugänge bis hin zu konversationsanalytischen und an Wittgenstein orientierten gebrauchsbasierten Ansätzen – schwer oder gar nicht miteinander kompatibel sind, hat viele Gründe. Der vielleicht wichtigste ist methodologischer Natur: Zwei (oder mehr) Perspektiven sind dann miteinander nicht in Einklang zu bringen, wenn die methodischen Prämissen sich gegenseitig ausschließen. Dies scheint, zumindest auf den ersten Blick, bei einem kognitiv-semantischen und interaktionslinguistischen Zugang zu Bedeutungskonstitution der Fall zu sein. So beschränken sich interaktionslinguistische – und hier insbesondere konversationsanalytische – Studien in der Analyse üblicherweise auf das, was sich GesprächspartnerInnen gegenseitig als relevant zu erkennen geben: Der „Display"-These zufolge zeigen GesprächspartnerInnen sich gegenseitig an, welche Bedeutung sie einer Äußerung zuschreiben und wie sie diese verstanden wissen wollen (Schegloff 1991: 49ff.). Sprachliche Bedeutungen in Gesprächen zu erfassen, heißt demnach, Aufzeigehandlungen der Interagierenden am Beobachtbaren zu rekonstruieren. Das was die GesprächsteilnehmerInnen denken und meinen, das, was also nicht intersubjektiv aufgezeigt („displayed") wird und entsprechend nicht konversationsanalytisch rekonstruiert werden kann, entzieht sich nicht nur dem analytischen Zugriff, es gilt vielmehr als gesprächssemantisch irrelevant. Nach Hausendorf ist diese Form des Antikognitivismus nicht nur metho-

disch motiviert, sie zeuge darüber hinaus auch von einem spezifischen Gegenstandsverständnis:

> Was in der Interaktion passiert, lässt sich gleichwohl nicht angemessen in Termini der Kognition(en) der Beteiligten erfassen, weil es nicht um kognitive Repräsentationen, sondern um sinnlich wahrnehmbare Darstellungen (*accounts*) geht. Nur so kann man dem Gegenstand der Interaktion empirisch, methodologisch und theoretisch gerecht werden. Das ist der Grund, warum die Konversationsanalyse bekanntlich nicht über Kognition(en), geschweige denn Intentionen spricht, wenn sie Interaktion analysiert. In dieser Haltung manifestiert sich also nicht bloß eine methodisch motivierte Art vornehmer Zurückhaltung, sondern eine Entscheidung für eine bestimmte Gegenstandstheorie (Hausendorf 2015: 43).

Jenseits von methodologischen Vorbehalten kann es aber kaum sinnvoll sein, die zentrale Rolle und Relevanz von Kognition bei der Bedeutungskonstitution zu leugnen. Natürlich wird Bedeutung von GesprächsteilnehmerInnen in situ erst hergestellt; natürlich geschieht dies auf der Grundlage von „sinnlich wahrnehmbare[n] Darstellungen". Aber die Interagierenden treten gleichwohl mit Vorwissen in die Konversation ein, und elementare Bereiche dieses (Vor-)Wissens sind interaktional unmittelbar relevant, so etwa ihr Sprachwissen, das sie als Mitglieder jener Sprachgemeinschaft erworben haben, der auch ihre KommunikationspartnerInnen angehören: Die verwendeten sprachlichen Ausdrücke (Wörter und grammatische Konstruktionen) haben konventionelle Bedeutungen, die auch jenseits einzelner Konversationen Bestand haben.

Die Ergründung von ebendiesem gleichermaßen vorausgesetzten wie voraussetzbaren Wissen steht im Fokus der Kognitiven Semantik. Interessant und relevant ist für sie gerade das, was n i c h t angezeigt wird, was also nur implizit bleibt, kurzum „die verborgenen Komplexitäten des Geistes" (Fauconnier und Turner 2002), die bei Bedeutungsaktualisierungen konstitutiv mitwirken.

> Language is only the tip of a spectacular cognitive iceberg, and when we engage in any language activity, be it mundane or artistically creative, we draw unconsciously on vast cognitive resources, call up innumerable models and frames, set up multiple connections, coordinate large arrays of information, and engage in creative mappings, transfers, and elaborations. This is what language is about and what language is for. Backstage cognition includes viewpoints and reference points, figure-ground / profile-base / landmark-trajectory organization, metaphorical, analogical, and other mappings, idealized models, framing, construal, mental spaces, counterpart connections, roles, prototypes, metonymy, polysemy, conceptual blending, fictive motion, force dynamics (Fauconnier 1999: 95).

Ohne das, was Fauconnier als „backstage cognition" beschreibt, können „sinnlich wahrnehmbare Darstellungen" weder produziert noch rezipiert werden. Um nicht-reduktiv Bedeutungen in der Interaktion zu rekonstruie-

ren, ist die kognitive Dimension auf allen sprachstrukturellen Ebenen der Bedeutungsaktualisierung einzubeziehen.

2. Warum Mental Spaces und Frames?

Die Relevanz von Frames und Mental Spaces ergibt sich unmittelbar aus der interaktionstypischen Eigenschaft, Verstehensprozesse zeitlich und semiotisch enorm zu verdichten. In der Interaktion stehen die TeilnehmerInnen im Wechselspiel von Verstehen und Zu-Verstehen-Geben, von Sprechen und Zuhören unter ständigem Zugzwang. Sie müssen unter den restriktiven Bedingungen der Face-to-Face-Kommunikation nicht nur Äußerungen des jeweiligen Gegenübers in Echtzeit inkrementell, also in Einklang mit vorausgegangenen Kommunikationen, verstehen und interpretieren; sie sind ferner dazu angehalten, auf diese ohne Verzögerung angemessen zu reagieren.

Wie kann dies gelingen? In seiner bis heute viel beachteten Pilotstudie zur menschlichen Erinnerung charakterisiert Bartlett (1932) den menschlichen Geist aufgrund seines fortlaufenden „Strebens nach Bedeutung" („effort after meaning", Bartlett 1932: 44) als zugleich sozial und kognitiv. Deutlich wird dies unter anderem an der intrinsisch sozialen Natur von kognitiven Schemata: Wirksam werden sie nur kraft ihrer Konventionalität in einer (Sprach-)Gemeinschaft.

> Conventionalisation is a process by which cultural materials coming into a group from outside are gradually worked into a pattern of a relatively stable kind distinctive of that group. The new material is assimilated to the persistent past of the group to which it comes (Bartlett 1932: 280).

Ausgehend von einer geteilten Ressource konventioneller Schemata sind in der Face-to-Face Interaktion die kognitiv-sozialen Anforderungen für das „Streben nach Bedeutung" besonders hoch, insofern alle konventionalisierten Zeichenquellen einzubeziehen sind, die zur Erschließung des Sinns von Gesagtem beitragen können. Semiotische Ressourcen (Gestik, Mimik, sinnlich Wahrnehmbares im Gesprächsumfeld usw.) gehören genauso dazu wie das (potentiell individuelle) Weltwissen und das (gegenseitig als gleichförmig unterstellte) Sprachwissen der SprachteilnehmerInnen.

Frames kommt dabei die Aufgabe zu, geteiltes (sprachliches) Wissen strukturiert so verfügbar zu machen, dass ein sprachlich kodierter Common Ground zwischen den Interagierenden etabliert wird. Dieser Common Ground gilt unhinterfragt. Die Interagierenden verlassen sich darauf, dass ‚ihre' Bedeutungen der verwendeten sprachlichen Ausdrücke, Gesten und mimischen Ausdrücke weitgehend kongruent sind mit ‚den' Bedeutungen, die ihr Gegenüber diesen zuschreibt. Auch wenn der kommunikative Sinn von Ausdrücken in einem konkreten Verwendungskontext freilich nicht identisch ist mit den sprachlichen Bedeutungen ebendieser Ausdrücke jenseits

eines Verwendungskontextes, so sind doch die in Gestalt von Frames strukturierten Ausdrucksbedeutungen aufgrund ihrer Konventionalität der kommunikativen Dynamik ein Stück weit entzogen (Ziem 2020).

Die Frame-Semantik hat eine bewegte, inzwischen fünfzigjährige Forschungsgeschichte hinter sich (vgl. die Überblicke in Busse 2012 und Ziem 2008). Groß angelegte lexikographische Projekte folgen dem Vorbild des Berkeleyer FrameNet-Projekt; auch für das Deutsche sind inzwischen im Projekt „FrameNet-Konstruktikon des Deutschen“ ungefähr 1.250 Frames dokumentiert (vgl. www.german-framenet.de, letzter Zugriff: 1.3.2022). Andere Frame-Ansätze verstehen Frames in Anlehnung an Konerding (1993) als Prädikationsrahmen, wiederum andere lehnen sich an die Frame-Theorie des Kognitionspsychologen Barsalou (1992) an und begreifen Frames als rekursive Attribut-Wert-Strukturen (vgl. Löbner 2014). Eine allgemeingültige Definition von Frames, die über alle Ansätze erhaben ist, lässt sich nicht geben. Fillmores frühe grundlegende Bestimmung hat jedoch ihre Gültigkeit behalten; sie liegt auch diesem Themenheft zugrunde:

> By the word ‘frame’ I have in mind any system of concepts related in such a way that to understand any of them you have to understand the whole structure in which it fits; when one of the things in such a structure is introduced into a text, or into a conversation, all of the others are automatically made available (Fillmore 1982: 111).

Frames stecken mithin den Wissensrahmen ab, in dem sich (Wort-)Bedeutungen entfalten. Sie sind nicht nur selbst in ein strukturiertes Netzwerk von Frames eingebettet, sondern sind auch in sich strukturiert, und zwar Barsalou zufolge durch Attribute bzw. Fillmore und FrameNet zufolge durch Frame-Elemente (frame-spezifisch definierte semantische Rollen). Frames sind in der Folge umfassender und detailreicher als lexikalische Bedeutungen, wie sie in Wörterbüchern dokumentiert sind. Sie schließen beispielsweise szenisch oder handlungsrelevantes Wissen und das Kontextualisierungspotential eines Ausdrucks ein (vgl. ausführlich hierzu Ziem 2020).

Auf die Frame-Theorie (im Anschluss an Fillmore 1982, Ziem 2008 und dem FrameNet des Deutschen) greifen die Beiträge von M i t t e l b e r g und R e k i t t k e und Z i e m zurück. Während Ziem Frames zur Beschreibung und Erfassung von konventionellen Wortbedeutungen heranzieht, die SprecherInnen interaktiv problematisieren und hinterfragen, erweitern Mittelberg und Rekittke den Gegenstandsbereich über sprachliche Daten hinaus auf Gesten. In Erweiterung der Fillmore’schen Frame-Semantik kommen Frames zum Einsatz, um multimodale Prozesse der Bedeutungskonstitution im Diskursgeschehen zu erfassen.

Es war ebenfalls Bartlett, der in seiner Gedächtnisstudie erkannt hat, dass Schemata dann nicht hilfreich sind, wenn sie als starre Strukturen verstanden werden.

> [I]t [der Begriff des Schemas] does not indicate what is very essential to the whole notion, that the organised mass results of past changes of position and posture are actively *doing* something all the time; are, so to speak, carried along with us, complete, though developing, from moment to moment (Bartlett 1932: 201).

Bartlett formuliert hier *avant la lettre*, was fünfzig Jahre später allmählich zur Leitfrage der Mental-Space-Theorie werden sollte: Wie organisieren und strukturieren SprachteilnehmerInnen im ständigen Fluss der Fülle an (sprachlichen und außersprachlichen) Daten ihr Wissen? Es sind Mental Spaces, die diese Orchestrierungs- und Integrierungsfunktion übernehmen. Den Terminus des Mental Space hat Fauconnier erstmals 1985 eingeführt, um die inhärente Dynamik im kognitiven Prozess der Bedeutungskonstruktion zu ergründen. Mental Spaces begreift er als „partial structures that proliferate when we think and talk, allowing a fine-grained partitioning of our discourse and knowledge structures" (Fauconnier 1997: 11). Mental Spaces umfassen detailreiche, im Akt des Verstehens relevante Informationen, sie entstehen und existieren aber nur in situ; strukturiert werden sie durch Frames.

Mental Spaces halten gleichsam das aufgebaute mentale Modell unter Einbezug neuer Informationen fortwährend auf dem Laufenden. Sie tragen mithin der kommunikativen Dynamik des als kohärent wahrgenommenen (und entsprechend konstruierten) voranschreitenden Diskurses Rechnung. Der Begriff der Bedeutung wird dabei nicht reduziert auf sprachliche Bedeutungen. So schließt unter anderem Langacker (2008: 461ff.) unmittelbar an Fauconniers Theorie an, wenn er Mental Spaces als Bedeutungsaktualisierungen begreift „comprising those elements and relations construed as being shared by the speaker and the hearer as a basis for communication at a given moment in the flow of discourse". In seinem „Current Discourse Space"-Modell bezieht Langacker (2001) konkret auch gestische und suprasegmentale Informationen ein. Eine solche holistische Perspektive auf Bedeutungskonstitution ist insbesondere für die Beiträge im zweiten Teil des Themenheftes wegweisend (vgl. Abschnitt 4).

Mental Spaces sind immer nur Momentaufnahmen; sie reflektieren den jeweils aktuellen Wissensstand im fortlaufenden Diskurs. In dieser Perspektive ist Bedeutungskonstitution ein hochgradig dynamischer Prozess: der Aufbau eines Mental Space auf der Basis von gegebenen (sprachlichen) Informationen einerseits und die Korrelation („mapping") ausgewählter Elemente eines neuen Mental Space mit Elementen eines bereits etablierten Mental Space andererseits. Auf die Mental-Space-Theorie aufbauend entwickeln Fauconnier und Turner um die Jahrtausendwende eine allgemeine Theorie der konzeptuellen Integration („blending", Fauconnier und Turner 2002), die sich zum Ziel setzt, Prinzipien der Emergenz von Bedeutung auch jenseits von sprachlichen Phänomenen zu erfassen (vgl. hierzu die illustrative Einführung in Zima 2021: Kap. 6 und 7). Im vorliegenden Themenheft dient Brône, Oben, Feyaerts und Sambre sowie Mroczynski die Blendingtheorie als Werkzeug zur Analyse von Interaktions-

sequenzen mit emergenten Ergebnissen. Fricke und Ziem greifen auf die Mental-Space-Theorie zurück, um Bedeutungsverschiebungen und -aktualisierungen (Ziem) bzw. gestische Bedeutungen (Fricke) zu erfassen.

3. Zielsetzung und Struktur des vorliegenden Themenheftes

Die Beiträge in diesem Themenheft machen sich zur Aufgabe, den Prozess der interaktionalen Bedeutungskonstitution in Face-to-Face-Interaktionen mithilfe von kognitiven Frames und Mental Spaces zu beleuchten, ohne dabei einem Reduktionismus das Wort zu reden, der wahlweise darin besteht, Phänomene der „backstage cognition", seien es kognitive Operationen (Bildung von Mental Spaces) oder sedimentiertes Wissen (Frames, konzeptuelle Metapher, Bildschemata etc.), zu ignorieren, oder umgekehrt hochgradig dynamische Prozesse interaktiver Kommunikationssituationen außer Betracht zu lassen. In kritischer Distanz zu einer dichotomisierenden Auffassung von Interaktion und Kognition wird eine sowohl kognitive als auch interaktionale Perspektive auf Bedeutungskonstitution geworfen. Gerade weil GesprächspartnerInnen in der Lage sind, ‚reiche' Bedeutungen, die durch verschiedene Arten von Zeichen – von artikulierten Wörtern bis hin zu konventionalisierten Gesten und Gesichtsausdrücken – hervorgerufen werden, abzurufen und aufzubauen, verlieren sie nicht den Überblick über den laufenden Diskurs und schaffen es, die Vielzahl an immer wieder neuen Informationen schrittweise in ein kohärentes Ganzes zu integrieren.

Den ersten Teil des Themenheftes bilden die beiden Beiträge von Ziem und Mroczynski. Ihnen ist es ein zentrales Anliegen, Frames und Mental Spaces als elementare Größen der „backstage cognition" auszuweisen, die nicht zuletzt in der sprachlichen Interaktion ihre Wirksamkeit eindrücklich entfalten. Im Unterschied zu den anderen folgenden Untersuchungen liegt der Fokus hier aber nicht auf dem Zusammenspiel von verbaler und non-verbaler Interaktion. Stattdessen nähern sich beide Beiträge im Rekurs auf kognitiv-semantische Kategorien sequentiell-analytischen Verfahren der Bedeutungskonstitution.

Den zweiten Teil des Themenheftes bilden die Beiträge von Mittelberg und Rekittke, Brône, Oben, Feyaerts und Sambre und Fricke. Sie erweitern den analytischen Gegenstandsbereich auf nicht-sprachliche, insbesondere gestische Kommunikation. Alle drei legen dezidiert einen Schwerpunkt auf multimodale Verfahren der Bedeutungskonstitution. Sie sind Ausweis für die zunehmende Tendenz innerhalb der gesprächslinguistischen Forschung, die verbale Ebene um außersprachliche, semantisch relevante Aspekte der Bedeutungskonstitution zu ergänzen. Generell lässt sich innerhalb der sprachwissenschaftlichen Forschungslandschaft ein spürbares Aufkommen von Untersuchungen multimodaler Kommunikationspraktiken erkennen, nicht zuletzt infolge des *visual turns* innerhalb der Linguistik (vgl. Diekmannshenke u.a. 2011). So ist den letzten Jahren zu beobachten, wie

sich multimodal ausgerichtete linguistische Subdisziplinen herausbilden: etwa die multimodale Interaktionsanalyse (Norris 2004; Deppermann 2018; Stukenbrock 2021), die multimodale Kognitionslinguistik (Zima und Brône 2015; Spieß 2016), die multimodale Text- und Diskursanalyse (Klug 2016; Meier 2016) sowie die multimodale Grammatikforschung (Fricke 2012; Schoonjans 2018).

Gemeinsam bemühen sich die Beiträge von Mittelberg und Rekittke, Fricke und Brône, Oben, Feyaerts und Sambre um eine Verbindung zwischen datenbasierter multimodaler Interaktionsforschung einerseits und kognitionssemantischen Beschreibungsansätzen und Kategorien andererseits; sie sind mithin im Bereich der Multimodalen Kognitiven Linguistik angesiedelt. Für Fricke und auch Brône, Oben, Feyaerts und Sambre dient die Blendingtheorie als Werkzeug zur Analyse von Interaktionssequenzen. Mittelberg und Rekittke knüpfen dagegen stärker an die Frame-Semantik an, konzentrieren sich aber dabei – ebenso wie Fricke – auf gestische Muster im Interaktionsprozess.

4. Die Beiträge in diesem Themenheft

Im Folgenden werden die Beiträge in der Reihenfolge ihrer Anordnung kurz vorgestellt.

Im Zentrum der ersten beiden Beiträge steht das Zusammenwirken von strukturiertem (Hintergrund-)Wissen und sequentieller Äußerungsdynamik in der Interaktion. Alexander Ziem untersucht in seiner Studie „Kontroverse Begriffe verhandeln: Interaktive Bedeutungskonstitution durch Mental Spaces und Frames“ den interaktiven Prozess der Bedeutungskonstitution von kontroversen Begriffen aus Sicht der Gesprächsforschung und der Kognitiven Semantik. Ausgangspunkt bildet die noch immer vorherrschende Kluft zwischen Kognitiver Linguistik und Gesprächsforschung, bei welcher die interaktionale Konstruktion sprachlicher Bedeutung nach wie vor eine lediglich untergeordnete Rolle spielt. So plädiert Ziem für den Einbezug der Mental-Space-Theorie bei der Beschreibung und Erklärung von Prozessen der Bedeutungskonstitution im mündlichen Sprachgebrauch. Dafür werden in einer teils theoretisch-programmatischen, teils empirischen Untersuchung interaktionale und kognitive Prozesse der Interpretation von Ausdrücken, die SprecherInnen als kontrovers wahrnehmen und bewerten, analysiert. Im Fokus steht dabei insbesondere die Verwendung (impliziter) Sprachthematisierungen bzw. lexikalischer Bedeutungsaspekte, da sie als sprachliche Indikatoren für die Bewertung kontroverser Begriffe dienen. Um das angestrebte Ziel erreichen zu können, zeigt Ziem neben den wichtigsten interaktionstheoretischen und kognitionslinguistischen Grundlagen auch einen programmatischen Zusammenhang zwischen der Kognitiven Linguistik und der Interaktionslinguistik auf und macht so deutlich, dass zwischen beiden Ansätzen ein breiter Konsens „hinsichtlich zentraler methodologischer und sprachtheoretischer Fragen“ besteht. In exemplari-

schen Einzelfallanalysen kann Ziem drei grundlegende kognitive Mechanismen aufzeigen, die den Prozess der Bedeutungskonstitution maßgeblich steuern: konzeptuelle Integration, Desintegration und Elaboration. Diese korrespondieren mit spezifisch interaktionalen Aspekten der Bedeutungskonstitution. Auch wird deutlich, dass in vielen interaktiven Prozessen der Sprachthematisierung nicht nur einer der drei konzeptuellen Mechanismen wirksam ist, sondern vielmehr zwei (oder sogar alle drei) miteinander interagieren. Obwohl die Sprache eine Vielzahl an Möglichkeiten bereitstellt, Wortbedeutungen zu problematisieren und interaktiv auszuhandeln, liegt jedem dieser Verfahren mindestens einer der drei kognitiven Mechanismen zugrunde. Zugespitzt formuliert könnte man sagen, dass Wissen konzeptuell zu (des-)integrieren und zu elaborieren, nur gelingen kann, wenn der Prozess der gemeinsamen, interaktiven Bedeutungsbildung nicht scheitert. Kognition und Interaktion bedingen sich insofern gegenseitig.

Robert Mroczynski beleuchtet in seinem Beitrag „Bedeutungskonstitution als Zusammenspiel zwischen Kognition und Interaktion“ das Phänomen der Bedeutungskonstitution im Spannungsfeld von Gesprächsforschung und Kognitiver Semantik. Ausgehend von dem Befund, dass die kognitiv-semantische Perspektive auf die ‚geordnete‘ Emergenz von Kommunikaten im Rahmen von gesprächsanalytischen Untersuchen unterrepräsentiert ist, verbindet Mroczynski blendingtheoretische Modellierungen mit konversationsanalytisch-sequentiellen Zugängen. Damit stellt sich der Beitrag in die Tradition von beispielsweise Liebert (1997), Deppermann (2006, 2007) und Ehmer (2012), die zwischen konversationsanalytischen und kognitiven Ansätzen bereits Synergieeffekte aufzeigen konnten, und versteht sich somit als weitere Stützung und weiterer Ausbau der Anwendbarkeit dieses methodischen Ansatzes. Der Beitrag zeigt dabei nicht nur die Stärken, sondern beleuchtet insbesondere auch die damit einhergehenden (und noch teilweise ungelösten) Probleme, die eine Vermischung der beiden Ansätze im Hinblick auf eine Untersuchung der Bedeutungskonstitution nach sich zieht. Um dies zu verdeutlichen, wird das Phänomen der Bedeutungskonstitution zunächst im Rahmen der Gesprächsforschung sowie der kognitiven Semantik (Blendingtheorie) betrachtet. Konkret werden am Beispiel von transkribierten Gesprächen aus der ARD-Polit-Talkshow *Anne Will* einerseits synergetische Berührungspunkte zwischen der Blendingtheorie und der Konversationsanalyse aufgezeigt, andererseits werden Methodik und Analyseverfahren kritisch betrachtet. Methodologisch wird so deutlich, dass die angestrebte Verbindung beider Ansätze nicht nur einer Aufweichung der strikten Empiriebezogenheit der Konversationsanalyse bedarf, sondern umgekehrt auch die Blendingtheorie für die Analyse authentischer Fälle der gesprochenen Sprache angepasst und erweitert werden muss. Mroczynskis Beitrag stellt heraus, dass der kognitive Ansatz der Blendingtheorie nicht ohne Probleme auf gesprochensprachliche Phänomene übertragen werden kann. So basiert die Blendingtheorie auf einem repräsentationalistischen Zeichenmodell, was eine Erfassung kommunikativer Phänomene inadäquat erscheinen lässt. Aber auch die konversations-

analytisch relevanten Definitionspraktiken erweisen sich als nur bedingt geeignet, um die im Gespräch faktisch etablierte Bedeutungskonstitution zufriedenstellend zu erfassen.

Während sich Ziem und Mroczynski auf (gesprochen-)sprachliche Daten beschränken, legen die Beiträge im zweiten Teil des Themenheftes einen stärkeren Fokus auf multimodale Ressourcen der interaktiven Bedeutungskonstitution. Eröffnet wird der zweite Teil durch die grundlagentheoretisch angelegte Studie „Frames und Diagramme im Dialog: Indexikalische und ikonische Zeichenmodi im verbal-gestischen Ko-Konstruieren von Reiserouten“ von Irene Mittelberg und Linn-Marlen Rekittke. Die Autorinnen gehen der Frage nach, mit welchen Strategien DialogpartnerInnen mithilfe von verbalen und gestischen Ressourcen Reiserouten entwerfen und sich schließlich auf eine Strecke einigen. Gezeigt wird, inwiefern im Bewusstsein der GesprächspartnerInnen multimodal gestaltete Entwürfe verschiedener Reisestrecken von mentalen Frames (Fillmore 1982; Ziem 2008) und multimodal realisierten Diagrammen (Peirce 1960) aufgerufen und weiter vorangetrieben werden. Auf Grundlage von kognitiv-linguistischen und semiotischen Ansätzen und Theorien nähert sich der Beitrag cross-modalen Strategien der Bedeutungskonstitution. Hier bedienen sich Mittelberg und Rekittke Ansätzen, die eine framebasierte Struktur von mentalen Räumen annehmen, sowie dem Konzept der Referenzpunkte und -konstruktionen, welches ebenfalls für die Untersuchung fruchtbar gemacht wird. Die indexikalische Verankerung und Bedingtheit multimodaler Interaktion gilt dabei als Grundannahme. Gleiches gilt auch für räumliche, materielle, soziale und interaktive Faktoren, die an verschiedene kognitive Prozesse bzw. sensomotorische Muster und semiotische Prinzipien und Praktiken gekoppelt sind. Die multimodale Datengrundlage der Untersuchung besteht aus deutschsprachigen Diskursdaten aus dem *MuSKA Korpus* des *Natural Medial Lab*. Diese setzen sich zusammen aus Audio, Video und Daten eines Motion-Capture-Systems. Dabei sollen je zwei GesprächsteilnehmerInnen zusammen eine fiktive Interrailtour durch Europa planen. Im Zuge der Analyse können Mittelberg und Rekittke demonstrieren, dass die mentalen Karten der GesprächspartnerInnen durch Gestendiagramme der geteilten Aufmerksamkeit und der Koordination von Vorschlägen und Präferenzen dienen. Sowohl die Diagramme als auch die aktivierten Frames scheinen dabei das Gespräch zu unterfüttern, indem sich die KommunikationspartnerInnen auf die multimodalen Aussagen des jeweils anderen beziehen und die eigenen Ausführungen auch darauf aufbauen. Sie dienen somit als kognitiv-aktionale Strukturen, welche das kollaborative und multimodale Entwickeln neuer Ideen sowie das gegenseitige Verstehen und Verständigen der GesprächspartnerInnen unterstützen. Darüber hinaus identifizieren Mittelberg und Rekittke drei indexikalische Modi, die neben den ikonisch-diagrammatischen Praktiken ebenfalls an der Orchestrierung von Diskursinhalten, Einigungsprozessen und Ausdrucksmodalitäten teilhaben: (a) Referenzpunkte als Einstiegsmarker in Framestrukturen, Diagramme und mentale Räume, (b) interaktive Indizes des Sich-aufeinander-

Beziehens, Sich-Einigens und des Turn-Managements sowie (c) intra- und intermodale (Rück-)Bezüge.

Ellen Fricke diskutiert in ihrem Beitrag „Mental Spaces, Blending und komplexe Semioseprozesse in der multimodalen Interaktion: zeichenbasierte und ontologiebasierte Mental Spaces“, inwieweit die Theorie der Mental Spaces und Konzeptuellen Integration (MSCI) zur Rekonstruktion von komplexen Semioseprozessen in der multimodalen Interaktion ein geeignetes Beschreibungswerkzeug darstellen könnte. Besonderen Wert legt Fricke dabei auf das Konzept der Repräsentation und zeigt im theoretischen Teil auch die Notwendigkeit einer Unterscheidung zwischen zeichenbasierten und ontologiebasierten Mental Spaces auf. Mehr noch stellt Fricke die These auf, dass zeichenbasierte Mental Spaces gegenüber ontologiebasierten primär seien. Sie gibt so einen Einblick darin, wieso die „Zeichenvergessenheit“ der Mental Space Theory überwunden werden muss, wenn die MSCI von einer versuchsweisen Visualisierungstechnik zu einem leistungsfähigen Analysewerkzeug ausgebaut werden soll. Die Notwendigkeit einer solchen Unterscheidung untermauert Fricke durch die Analyse von Videosequenzen zur multimodalen Raumkonstruktion in den Bereichen Deixis und Negation. Die spezifischen Leistungen von ontologie- bzw. zeichenbasierten Mental Spaces werden am Beispiel der Verschränkung von Deixis und Negation herausgearbeitet. Ferner lotet Fricke aus, welchen Beitrag redebegleitende Gesten zu einer empirischen Fundierung von Mental-Space-Konfigurationen leisten können, welche InteraktionspartnerInnen durch einen externen Beobachter zugewiesen werden. Fricke bedient sich hierbei eines multimodalen Ansatzes, der die Einbeziehung von redebegleitenden Gesten vorsieht. Diese sind für die Mental-Space-Theorie insofern von besonderem Interesse, als diese einen direkt beobachtbaren visuellen Zugang zu den mentalen Repräsentationen des bzw. der jeweiligen SprecherIn in Echtzeit darstellen und somit auch interaktive Prozesse der Koordination von Mental Spaces bei verschiedenen SprecherInnen für eine Beobachtung prinzipiell zugänglich gemacht werden.

In ihrem Beitrag „Die kreative und interaktive Konstruierung mentaler Räume. Eine Fallstudie zum Phänomen des interaktiven Brainstorming“ widmen sich schließlich Geert Brône, Bert Oben, Kurt Feyaerts und Paul Sambre interaktiven Prozessen und Mechanismen, mit denen InteraktionspartnerInnen Kreativität Ausdruck verleihen und an deren Ende ein innovatives Endprodukt steht. Ausgangspunkt der Analyse bildet die Einschätzung, dass das Verhältnis zwischen Blending und Kreativität bislang nur unzureichend thematisiert wurde, weil die Blendinganalyse auf produktorientierte Beschreibungen des Endzustands des kreativen Denkprozesses eingeschränkt wurde. Auch fehlt bislang eine weitgehende Berücksichtigung der Perspektive des bzw. der Produzenten, durch die ein Einblick in die konzeptuellen, gegebenenfalls interaktiv gestalteten Strategien des kreativen Prozesses gewonnen werden kann. Vor diesem Hintergrund unternimmt der Beitrag den Versuch, diese Leerstelle der Blending- bzw. Kreativitätsforschung zu füllen. Er geht der Frage nach, welche

interaktionalen und konzeptuellen Strategien nicht-professionelle MitarbeiterInnen zur Gestaltung kreativer Problemlösungsaufträge verfolgen. Ihr Hauptaugenmerk richten Brône, Oben, Feyaerts und Sambre auf zwei in der Literatur bislang vernachlässigte Dimensionen im Blending-Ansatz: die Interaktion zwischen den Aktanten sowie die Vielheit an konkreten Denkrichtungen. Dabei geht es den Autoren zuvorderst darum aufzuzeigen, dass in realen Denk- und Brainstormingprozessen zur Gestaltung von etwas Neuem unterschiedliche Dimensionen und Alternativen herangezogen werden, die als sogenannte komplexe „Megablends" mit unterschiedlichen inhärenten konzeptuellen Denkstrecken zu beschreiben sind. Um eine kreative Problemlösungsaufgabe adäquat als einen solchen komplexen Denkprozess analysieren zu können, der auf einen aufzudeckenden und zu integrierenden Inputbereich ausgerichtet ist, erläutern Brône, Oben, Feyaerts und Sambre zunächst ein alternatives Blendingmodell, das als produzentenorientierte Alternative des herkömmlichen Blendingansatzes dient. Das von Veale u.a. (2013) entwickelte CRIME-Analysemodell (‚Creative Integration Mechanism') hilft dabei, Aufschluss darüber zu bekommen, welche Strategien und Mechanismen bei der Konstruierung einer kreativen Bedeutung eingesetzt werden. Im Rückgriff auf ein Teilkorpus des *InSight Interaction Corpus*, das aus Brainstorming-Texten zu einem vorher festgelegten Thema besteht, gelingt es den Autoren, drei Konzeptualisierungsstrategien herauszudestillieren, mit denen der kreative Denkprozess interaktiv gestaltet werden kann: (a) Die interaktive Konstruierung und Elaborierung eines Blends als Basismuster der kreativen Aktivität, (b) eine sich sukzessiv in der Interaktion herausbildende Aufeinanderfolge mehrerer konzeptuell verbundener Ideen sowie (c) den inkrementellen Aufbau eingebetteter hybrider Strukturen.

Literatur

Barsalou, Lawrence W. (1992). Frames, concepts, and conceptual fields. In: Adrienne Lehrer und Eva K. Kittay (eds.). *Frames, Fields and Contrasts.* Hillsdale, Hove und London: Erlbaum, 21–74.

Bartlett, Frederic (1932). *Remembering. A Study in Experimental and Social Psychology*. Cambridge: Cambridge University Press.

Busse, Dietrich (2012). *Frame-Semantik. Ein Kompendium*. Berlin und Boston: de Gruyter.

Deppermann, Arnulf (2006). Von der Kognition zur verbalen Interaktion: Bedeutungskonstitution im Kontext aus Sicht der Kognitionswissenschaften und der Gesprächsforschung. In: Arnulf Deppermann und Thomas Spranz-Fogasy (eds.). *be-deuten. Wie Bedeutung im Gespräch entsteht*. Tübingen: Stauffenburg, 11–33.

Deppermann, Arnulf (2007). *Grammatik und Semantik aus gesprächsanalytischer Sicht*. Berlin und New York: de Gruyter.

Deppermann, Arnulf (2018). Sprache in der multimodalen Interaktion. In: Arnulf Deppermann und Silke Reineke (eds.). *Sprache im kommunikativen, interaktiven und kulturellen Kontext.* Berlin und Boston: de Gruyter, 51–85.

Diekmannshenke, Hajo, Michael Klemm und Hartmut Stöckl (eds.) (2011). *Bildlinguistik. Theorien – Methoden – Fallbeispiele*. Berlin: Erich Schmidt.

Ehmer, Oliver (2012). *Imagination und Animation. Die Herstellung mentaler Räume durch animierte Rede*. Berlin und New York: de Gruyter.

Fauconnier, Gilles (1985). *Mental spaces. Aspects of Meaning Construction in Natural Languages*. Cambridge: MIT Press.

Fauconnier, Gilles (1997). *Mappings in Thoughts and Language*. Cambridge: Cambridge University Press.

Fauconnier, Gilles (1999). Methods and generalizations. In: Theo Janssen und Gisela Redeker (eds.). *Cognitive Linguistics: Foundations, Scope and Methodology*. Berlin: de Gruyter Mouton, 95–128.

Fauconnier, Gilles und Mark Turner (2002). *The Way We Think. Conceptual Blending and the Mind's Hidden Complexities.* New York: Basic Books.

Fillmore, Charles J. (1982). Frame semantics. In: Linguistic Society of Korea (ed.). *Linguistics in the Morning Calm*. Seoul: Hanshin, 111–137.

Fricke, Ellen (2012). *Grammatik multimodal. Wie Wörter und Gesten zusammenwirken*. Berlin und Boston: de Gruyter.

Hausendorf, Heiko (2015). Interaktionslinguistik. In: Ludwig M. Eichinger (ed.). *Sprachwissenschaft im Fokus. Positionsbestimmungen und Perspektiven*. Berlin: de Gruyter, 43–69.

Klug, Nina-Maria (2016). Multimodale Text- und Diskurssemantik. In: Nina-Maria Klug und Hartmut Stöckl (eds.). *Handbuch Sprache im multimodalen Kontext.* Berlin und Boston: de Gruyter, 165–189.

Konerding, Klaus-Peter (1993). *Frames und lexikalisches Bedeutungswissen. Untersuchungen zur linguistischen Grundlegung einer Frametheorie und zu ihrer Anwendung in der Lexikographie.* Tübingen: Niemeyer.

Langacker, Ronald W. (2001). Discourse in Cognitive Grammar. *Cognitive Linguistics* 12, 143–188.

Langacker, Ronald W. (2008). *Cognitive Grammar: A Basic Introduction*. New York: Oxford University Press.

Liebert, Wolf-Andreas (1997). Interaktion und Kognition. Die Herausbildung metaphorischer Denkmodelle in Gesprächen zwischen Wissenschaftlern und Wissenschaftsjournalisten. In: Wolf-Andreas Liebert und Bernd U. Biere (eds.). *Metaphern, Medien, Wissenschaft. Zur Vermittlung der AIDS-Forschung in Presse und Rundfunk*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 180–209.

Löbner, Sebastian (2014). Evidence for frames from natural language. In: Thomas Gamerschlag, Doris Gerland, Wiebke Petersen und Rainer Osswald (eds.). *Frames and Concept Types: Applications in Language and Philosophy.* Heidelberg und New York: Springer, 23–68.

Meier, Stefan (2016). Websites als multimodale digitale Texte. In: Nina-Maria Klug, Hartmut Stöckl (eds.). *Handbuch Sprache im multimodalen Kontext*. Berlin und Boston: de Gruyter, 410–436

Norris, Sigrid (2004). *Analyzing Multimodal Interaction: A Methodological Framework*. London: Routledge.

Peirce, Charles S. (1960). *Collected papers of Charles Sanders Peirce (1931–1958)*. Vol. I.: Principles of philosophy, Vol. II: Elements of logic. Charles Hartshorne und Paul Weiss (eds.). Cambridge: Harvard University Press.

Schlegloff, Emmanuel A. (1991). Reflections on talk and social structure. In: Deirdre Boden und Don H. Zimmerman (eds.). *Talk and social structure*. Oxford: Polity, 44–70.

Schoonjans, Steven (2018). *Modalpartikeln als multimodale Konstruktionen. Eine korpusbasierte Kookkurrenzanalyse von Modalpartikeln und Gestik im Deutschen*. Berlin und Boston: de Gruyter.

Spieß, Constanze (2016). Metapher als multimodales kognitives Funktionsprinzip. In: Nina-Maria Klug und Hartmut Stöckl (eds.). *Sprache im multimodalen Kontext*. Berlin und Boston: de Gruyter, 75–98.

Stukenbrock, Anja (2021). Mit Blick auf die Geste – multimodale Verfestigungen in der Interaktion. In: Beate Weidner, Katharina König, Wolfgang Imo und Lars Wegner (eds.). *Verfestigungen in der Interaktion. Konstruktionen, sequenzielle Muster, kommunikative Gattungen*. Berlin und Boston: de Gruyter, 231–261.

Veale, Tony, Kurt Feyaerts und Charles Forceville (2013). E Unis Pluribum. Using Mental Agility to Achieve Creative Duality in Word, Image and Sound. In: Dies. (eds.). *Creativity and The Agile Mind. A Multidisciplinary Approach to a Multifaceted Phenomenon*. Berlin und Boston: de Gruyter Mouton, 37–57.

Ziem, Alexander (2008). *Frames und sprachliches Wissen. Kognitive Aspekte der semantischen Kompetenz*. Berlin und New York: de Gruyter.

Ziem, Alexander (2020). Wortbedeutungen als Frames: ein Rahmenmodell zur Analyse lexikalischer Bedeutungen. In: Sven Staffeldt und Jörg Hagemann (eds.). *Semantiktheorien II. Analysen von Wort- und Satzbedeutungen im Vergleich*. Tübingen: Stauffenburg, 27–56.

Zima, Elisabeth (2021). *Einführung in die gebrauchsbasierte Kognitive Linguistik*. Berlin: de Gruyter.

Zima, Elisabeth und Geert Brône (2015). Cognitive Linguistics and interactional discourse. Time to enter into dialogue. *Language and Cognition* 7, 4, 485–498.

Univ.-Prof. Dr. Alexander Ziem
Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf
Lehrstuhl für Germanistische Sprachwissenschaft
Institut für Germanistik, Abt. I
Universitätsstr. 1
D-40225 Düsseldorf
E-Mail: alexander.ziem@uni-duesseldorf.de

Dr. Robert Mroczynski
Universität Leipzig
Germanistische Linguistik/Pragmalinguistik
Geisteswissenschaftliches Zentrum
Beethovenstraße 15
D-04107 Leipzig
E-Mail: robert.mroczynski@uni-leipzig.de

Zeitschrift für
Semiotik
Band 43 • Heft 1-2 (2021)
Seite 17-53
Stauffenburg Verlag Tübingen

Kontroverse Begriffe verhandeln: Interaktive Bedeutungskonstitution durch Mental Spaces und Frames

Alexander Ziem, Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf

Summary. This paper examines the interactive process of meaning constitution of controversial concepts from the perspective of Interactional Linguistics and Cognitive Linguistics. Based on the fact that, despite the expanded methodological repertoire and scopus of research on talk-in-interaction, the interactive construction of linguistic meanings continues to play only a minor role, it is argued that Fauconnier's theory of so-called "Mental Spaces" including frames (which structure Mental Spaces) allows to precisely describe both the online process of lexical meaning formation and its relevance to language use in interaction. Specifically, three procedures of implicit metalinguistic elaborations are explicated with reference to their underlying cognitive activities: conceptual integration, conceptual disintegration, conceptual elaboration. Following Deppermann's (2007: 225) proposal of a "methodological mentalism", the increased inclusion of cognitive-linguistic issues in Interactional Linguistics opens up a programmatic perspective for more comprehensive studies of word meanings in context.

Keywords. Frames, Mental Spaces, interactive construction of meaning, controversial concepts, meaning construction, Interactional Linguistics, Cognitive Linguistics

Zusammenfassung. Der vorliegende Beitrag untersucht den interaktiven Prozess der Bedeutungskonstitution von kontroversen Begriffen aus der Sicht der Gesprächsforschung und Kognitiven Linguistik. Ausgehend von dem Befund, dass trotz des inzwischen erweiterten methodischen Repertoires und inhaltlichen Skopus der Gesprächsforschung die interaktionale Konstruktion sprachlicher Bedeutungen weiterhin eine nur untergeordnete Rolle spielt, wird argumentiert, dass Fauconniers Theorie so genannter „Mental Spaces" unter Einbezug von Frames (die Mental Spaces strukturieren) es erlaubt, den Online-Prozess der lexikalischen Bedeutungskonstitution präzise zu beschreiben und in seiner Relevanz für den mündlichen Sprachgebrauch auszuweisen. Konkret werden drei Verfahren der impliziten Sprachthematisierung im Rekurs auf die jeweils zugrundeliegenden kognitiven Aktivitäten expliziert: konzeptuelle Integration, konzeptuelle Desintegration oder konzeptuelle Elaboration. Der verstärkte Einbezug kogniti-

onslinguistischer Fragestellungen in der Gesprächsforschung, eröffnet im Anschluss an Deppermanns (2007: 225) Vorschlag eines „methodologischen Mentalismus“ eine programmatische Perspektive für umfassendere Untersuchungen von Wortbedeutungen im Kontext.

Schlüsselwörter. Frames, Mental Spaces, interaktive Bedeutungskonstitution, kontroverse Begriffe, Bedeutungskonstruktion, Interaktionale Linguistik, Kognitive Linguistik

1. Einleitende Bemerkungen*

Funktionale linguistische Beschreibungsansätze zeichnen sich dadurch aus, dass sie die Funktion von sprachlichen Zeichen innerhalb ihrer jeweiligen kontextuellen Einbettungsstruktur untersuchen. Mit Blick auf das, was Bühler (1999 [1934]: 158) die „empraktische Verwendung“ von Sprachzeichen nennt, richtet sich ihr analytischer Fokus auf Regelhaftigkeiten und strukturelle Verfestigungen im Sprachgebrauch. Dies gilt freilich auch für die linguistische Gesprächsforschung einschließlich der Interaktionalen Linguistik[1], und zwar schon deshalb, weil es sich bei den konstitutiven Merkmalen konzeptioneller Mündlichkeit (Flüchtigkeit, Prozesshaftigkeit, Dialogizität, Konstruktionshaftigkeit, Aktivitäts- und Gattungsorientierung) um Parameter des Sprachgebrauchs handelt, die sich nur aus der sprachlichen Performanz ableiten lassen (vgl. Günthner und Imo 2006b: 1; Koch und Österreicher 1985). Umso erstaunlicher ist es, dass trotz der inhaltlichen Ausrichtung auf Sprache-in-Funktion Aspekten der interaktionalen Bedeutungskonstitution im mündlichen Sprachgebrauch bislang nur sehr unzureichend Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Deppermann (2006a: 11, Hervorhebung von mir) spricht deshalb von „‚Bedeutungskonstitution‘ als F o r s c h u n g s p e r s p e k t i v e“ der Interaktionalen Linguistik.

Dieses auffällige Forschungsdefizit hat sicherlich teilweise methodologische Wurzeln: Die linguistische Forschung zur gesprochenen Sprache ist aus der zunächst soziologisch dominierten und ethnomethodologisch orientierten Konversationsanalyse hervorgegangen (vgl. Heritage 1984) und diese lehnt es strikt ab, mit psychologischen oder kognitiven Kategorien zu arbeiten. Die Maßgabe lautet hier, Kategorien nur aus den Untersuchungsdaten selbst heraus zu entwickeln; sie gelten somit stets als Ergebnisse der interaktiven sozialen Praxis der GesprächsteilnehmerInnen. Jedoch dürfte es für ein solches anti-kognitivistisches Forschungsdesign unmöglich sein, die Emergenz und Konstitution sprachlicher Bedeutungen umfassend zu beschreiben. Denn eine adäquate semantische Beschreibung kommt nicht umhin, kognitive Kategorien wie (Hintergrund-)Wissen und SprecherInnen-Intentionen einzubeziehen.[2] Es muss deshalb als eine dringliche Aufgabe angesehen werden, „den Graben zwischen linguistisch-kognitiven und gesprächsforscherischen Zugängen zur Bedeutungskonstitu-

tion zu schließen und beide Ansätze füreinander fruchtbar zu machen“ (Deppermann 2006a: 26).

Die vorliegende Studie verfolgt das Ziel, einen Beitrag zur Überwindung der Kluft zu leisten, die immer noch zwischen Kognitiver Linguistik[3] und Gesprächsforschung klafft. Sie plädiert für den Einbezug der Theorie so genannter „Mental Spaces“ (Fauconnier 1985, 1997) bei der Beschreibung und Erklärung von Prozessen der Bedeutungskonstitution im mündlichen Sprachgebrauch. Gegenstand der – zum Teil theoretisch-programmatischen, zum Teil empirischen – Untersuchung sind interaktionale und kognitive Prozesse der Interpretation von Begriffen, die SprecherInnen als kontrovers wahrnehmen und bewerten.

Der Beitrag gliedert sich folgendermaßen: Der nächste Abschnitt behandelt zunächst die wichtigsten interaktionstheoretischen und kognitionslinguistischen Grundlagen und versucht, einen programmatischen Zusammenhang zwischen der Kognitiven Linguistik und Interaktionslinguistik herzustellen. Im Anschluss daran geht der dritte Abschnitt vertieft auf die Frage ein, inwiefern es sinnvoll und nötig ist, kontroverse Begriffe im Rahmen der kognitiven Theorie der Mental Spaces unter Einbezug der Frame-Semantik zu behandeln. Gelten kontroverse Begriffe gemeinhin als zentrale Elemente der öffentlichen Kommunikation im Bereich der schriftsprachlichen Massenmedien, zeigt sich darüber hinaus, dass zwischen verschiedenen spezifisch verbalsprachlichen Verfahren der Thematisierung von kontroversen Begriffen zu unterscheiden ist. Ziel des vierten Teils ist es schließlich, an Beispielen des mündlichen Sprachgebrauchs zu verdeutlichen, dass solchen Verfahren der impliziten Sprachthematisierung drei kognitive Aktivitäten zugrunde liegen: konzeptuelle Integration, konzeptuelle Desintegration oder konzeptuelle Elaboration.

2. Von der sprachlichen Interaktion zur sozialen Kognition: theoretische Grundlagen

2.1 Interaktionale Linguistik und Kognitive Linguistik

Die Konversationsanalyse hat sich aufgrund ihrer Wurzeln in der ethnomethodologischen Soziologie seit jeher als streng empirisch verfahrende Mikroanalyse begriffen. Ihre „analytische Mentalität“ (Gülich und Mondada 2008: 16) zeigt sich auch in der anti-mentalistischen Haltung und der Ablehnung, kognitive Analysekategorien zur Erklärung oder Beschreibung interaktionaler Phänomene heranzuziehen. Dessen ungeachtet zeigt sich jedoch die Gesprächsforschung seit Anfang des 21. Jahrhunderts offen für neue Fragestellungen und Lösungsansätze. Ihr Zugang zu situationsgebundener Sprache-in-Interaktion ist genuin linguistischer (und nicht soziologischer) Natur und deshalb versucht eine interaktional-linguistische Studie im Unterschied zum ‚traditionellen‘ konversationsanalytischen Verfahren,

> stets zu zeigen, dass und auf welche Weise linguistische Kategorien auf die Regelung von lokaler, inkrementeller und situationsgebundener Produktion und Interpretation von Gesprächen in sequenzieller sozialer Interaktion zugeschnitten sind (Selting und Couper-Kuhlen 2000: 79).

Dabei hat sich in den letzten Jahren verstärkt die Erkenntnis durchgesetzt, dass es nicht ausreicht, die gesprochene Sprache allein mittels empirischer Einzelfallanalysen als einen Untersuchungsgegenstand sui generis auszuweisen. Um die übergreifende und zentrale These zu stützen, dass die gesprochene Sprache strukturelle Eigenschaften aufweist, die sich nicht durch traditionelle, auf die Schriftsprache ausgerichtete Grammatikmodelle erklären lassen, erweist es sich vielmehr als unerlässlich, eine eigene Theorie zu entwickeln, die den Erklärungsdefiziten Rechnung trägt. Erste Hinweise, wie eine solche Theorie aussehen könnte, gaben verschiedene kognitionslinguistische Ansätze. Nutzen manche GesprächsforscherInnen inzwischen durchaus kognitive Konzepte, wie etwa das der kognitiven Verfestigung („entrenchment", Langacker 1987: 59f., 349), zur Erklärung gesprochensprachlicher Phänomene, hat sich insbesondere die Konstruktionsgrammatik als ein nützlicher Beschreibungsansatz erwiesen[4], weil dieser eine Vielzahl von bislang beobachteten Einzelphänomenen kohärent und konsistent zu erklären erlaubt.[5]

Warum stellt aber ausgerechnet die Kognitive Linguistik – der die Konstruktionsgrammatik und die Kognitive Grammatik Langackers als wesentliche Teile zuzurechnen sind (vgl. Evans und Green 2006, auch: Zima 2021, Kap. 9 und 10) – ein geeignetes Beschreibungsmodell für die gesprochene Sprache bereit? Ein Grund liegt sicherlich in der gemeinsamen Orientierung am Sprachgebrauch und der Annahme, dass sprachliche Strukturen und Kategorien Abstraktionsprodukte von konkreten Gebrauchsereignissen („usage events", Langacker 1987: 66), also vom situationsgebundenen Sprachgebrauch sind. Beide, die Kognitive Linguistik und die Gesprächsforschung, betrachten Linguistik als eine empirische Wissenschaft, die ihre Hypothesen systematisch aus authentischem Datenmaterial zu entwickeln und zu überprüfen hat.[6] Ein Unterschied besteht jedoch in den jeweils verwendeten Daten: Im Fall der Kognitiven Linguistik sind dies meist große schriftsprachliche Textkorpora, die quantitativ ausgewertet werden (Tummers u.a. 2005), oder experimentell elizitierte Daten (Gonzalez-Marquez u.a. 2007), wohingegen die Interaktionale Linguistik Audio- und Videoaufnahmen authentischer Interaktionen zum Gegenstand von mikroanalytischen, qualitativen Untersuchungen macht (Deppermann 2011).

Die anti-mentalistische Haltung, die auch für die Interaktionale Linguistik charakteristisch ist, darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass zwischen der Gesprächsforschung und der Kognitiven Linguistik ein breiter Konsens hinsichtlich zentraler methodologischer und sprachtheoretischer Fragen besteht. Erstens unterläuft die Kognitive Linguistik genauso wie die Interaktionale Linguistik die Performanz-Kompetenz-Dichotomie, an der die meisten nicht-funktionalen Ansätze festhalten. Beide räumen der Sprach-

verwendung methodologisch und theoretisch Priorität ein; in methodologischer Hinsicht, insofern authentische Sprachdaten zum Gegenstand der Untersuchung gemacht werden[7], in (sprach-)theoretischer Hinsicht, insofern sprachliche Kategorien als ‚Epiphänomene' gelten, nämlich einmal als genuin sozial-interaktionale Größen und einmal als Größen, die untrennbar mit menschlichen Perzeptionsleistungen und der menschlich-körperlichen Verfasstheit (vgl. Gibbs 2006) sowie mit allgemeinen kognitiven Fähigkeiten wie Kategorisierung, Schematisierung, Perspektivierung (Croft und Cruse 2004: 46–69) verbunden sind. Zweitens machen sich Gesprächsforschung und die Kognitive Linguistik zur Aufgabe, Muster im Sprachgebrauch datenbasiert zu ermitteln. Werden in der Kognitiven Linguistik diese Muster meist als kognitive Muster (etwa Frames, Bildschemata, konzeptuelle Metaphern) interpretiert, über die SprecherInnen verfügen bzw. verfügen müssen, um einen sprachlichen Ausdruck angemessen zu verwenden und zu verstehen (vgl. Ziem 2009), haben Muster für den Gesprächsanalytiker eher den Charakter von Gesprächsroutinen (vgl. etwa Schegloff 1986). Obwohl es sich hierbei scheinbar um zwei sehr verschiedene Arten von Mustern handelt, bleibt doch festzuhalten, dass Routinen selbst dann, wenn sie nur für einzelne längere Gesprächssequenzen Geltung haben (wie im Fall von „Ad-hoc-Konstruktionen", vgl. Brône und Zima 2011), auf kognitiv wiedererkennbare syntaktische und/oder semantische Types angewiesen sind. Drittens geht die Interaktionale Linguistik genauso wie die Kognitive Linguistik von der Konstruktivität sprachlicher Strukturen und Kategorien aus. Aufgegeben wird die Annahme von a priori existierenden Elementen (wie syntaktischen Regeln oder Mechanismen, semantischen Komponenten usw.). Genauso wie die sequenzielle Organisation eines Gesprächs jedes Mal aufs Neue von den Gesprächsteilnehmenden zu leisten ist und jede *turn*-Einheit erst im Gespräch interaktiv konstruiert werden muss (Schegloff 1997), erweist sich das Verstehen einer Äußerung als Resultat kognitiver Konstruktionsleistungen, weil der Bezug zu vorgängigen Gesprächssequenzen und zum situativen Kontext für jedes Gebrauchsereignis eigens herzustellen ist.[8] Ein illustratives Beispiel für die Konstruktivität sprachlicher Bedeutungen sind kotextuell erzwungene Bedeutungsverschiebungen wie die in (1) illustrierte.[9]

(1) Als die Kinder wiederholt vom Baum in den Swimmingpool sprangen, entschlossen sie sich, Wasser ins Becken einzulassen.

Erzwingt der Nebensatz eine semantische Reinterpretation des Ausdrucks *Swimmingpool*, verdeutlicht dies nicht nur, dass die aufgebaute lexikalische Bedeutung bereits ein Konstrukt war; es zeigt sich ebenso, dass mit jeder weiteren (sprachlichen oder nicht-sprachlichen) Informationseinheit eine etablierte Wortbedeutung weiter modifiziert, ergänzt und (teilweise) revidiert werden kann. Wie im Folgenden im Rückgriff auf Fauconniers Theorie von Mental Spaces dargestellt werden soll (vgl. Abschnitt 3 und 4), macht

das Verstehen von Sprache in der Interaktion kognitive Konstruktionsleistungen ganz eigener Art erforderlich.

Ein wesentlicher Grund, warum die Interaktionale Linguistik und darüber hinaus die Gesprächsforschung insgesamt bislang nur sehr zögerlich Ideen der Kognitiven Linguistik aufgenommen haben, scheint in einem Missverständnis von *Kognition* begründet zu liegen. Nicht selten wird einer Dichotomie zwischen Kognition und Interaktion das Wort geredet, manchmal werden beide sogar zu gleichsam autopoietischen Systemen (im Sinne Luhmanns) hypostasiert.[10] Für die Kognitive Linguistik ist Kognition aber immer *soziale* Kognition, die sich nicht sinnvoll losgelöst von der Umwelt beschreiben lässt, mit der Individuen immer schon in vielfacher Weise interagieren. Leitend ist deswegen die Annahme Langackers,

> that minds are embodied; that mental processing lets us interact with our surroundings and is strongly shaped by these interactions; and that the processing constitutive of language has to be studied and described with reference to the social and contextual interaction of actual language use (1997: 248).

Der vorliegende Beitrag adaptiert eine solche sozial-kognitive Perspektive, und es wird die These vertreten, dass diese für die Interaktionale Linguistik von großem Nutzen sein kann, wenn es darum geht zu beschreiben, „wie die sprachlichen Ressourcen in der Interaktion mobilisiert werden, um *turn*-Konstruktionseinheiten, *turns* und Sequenzen zu bilden" (Gülich und Mondada 2008: 25). Plädiert Deppermann (2007: 225) für einen „empirisch fundierten und restringierten Mentalismus", möchte ich vor dem Hintergrund der letzten Überlegungen diesen Vorschlag aufgreifen, um eine weitere Brücke zwischen der linguistischen Gesprächsforschung und der kognitiven Linguistik zu schlagen.

2.2 Bedeutungskonstitution in der Interaktion: gesprächsanalytische Aspekte

Die erläuterte Eigenschaft der Konstruktivität von Sprache betrifft auch – und vielleicht insbesondere – sprachliche Bedeutungen. Bedeutungen bauen sich in der mündlichen Kommunikation langsam auf und sie sind im Wesentlichen ein Ergebnis der sprachlichen Interaktion, insofern KommunikationsteilnehmerInnen in der Regel die Gelegenheit haben (und diese auch oft nutzen), auf eingeführte Konzepte zu reagieren, d.h., etwa Propositionen zu widersprechen, sie zu modifizieren, zu präzisieren oder zu korrigieren (Schwitalla 2006: 37). In diesem Sinne werden Bedeutungen in der mündlichen Kommunikation erst erzeugt bzw. konstituiert. In der Gesprächsforschung bezieht sich der Terminus der Bedeutungskonstitution dabei auf sprachliche Handlungen, mit denen ein gemeinsames Verständnis durch die sequentielle Organisation von aufeinander bezogenen Beiträgen in der Interaktion erzielt wird (vgl. Heritage 1984: 259).

Anders als in traditionellen Bedeutungstheorien gelten lexikalische Bedeutungen in der Gesprächsforschung nicht als stabile, im mentalen Lexikon fixierte Einheiten. Werden auch Wortbedeutungen im jeweiligen Kontext erst durch die SprachteilnehmerInnen hervorgebracht, besteht die gesprächsanalytische Aufgabe darin, verbal-sprachliche Praktiken und Verfahren herauszuarbeiten, die als Ressourcen für die Bedeutungskonstitution eingesetzt werden (Selting und Couper-Kuhlen 2000: 92). In Gesprächen erweisen sich sprachliche Bedeutungen mithin als fragile Gebilde, die aus interaktiven Handlungen emergieren und so lange revidierbar und präzisierbar bleiben, wie die Interaktion andauert. Somit bleibt aus interaktionstheoretischer Sicht festzuhalten:

> Die lexikalische Bedeutung hat gar keine kontextfreie Existenz. Sie muss selbst durch kontextuelle Bedeutungskonstitutionsaktivitäten hergestellt werden. Lexikalische Bedeutung ist eine Abstraktion aus in gewisser Typikalität und Häufigkeit wiederholten, routinisierten und gegebenenfalls schließlich gar standardisierten Wortverwendungen in Kontexten (Deppermann 2006a: 16).

Man könnte diese gesprächsanalytische Position auch als „kontextualistisch" charakterisieren. Ein kontextualistischer Ansatz zeichnet sich dadurch aus, dass er (Wort-)Bedeutungen nur als Konstruktionsprodukte von konkreten Sprachverwendungen anerkennt, in denen jeweils die Bedingungen des kontextuellen Gebrauchs spezifiziert sind (Norén und Linell 2007: 387). Sprachliche Ausdrücke, ob einfach oder komplex, haben demnach keine fixen Bedeutungen bzw. Bedeutungskerne, sondern, wie Norén und Linell argumentieren, „Bedeutungspotentiale", die variabel realisiert werden können.

Das Bedeutungspotential eines Ausdrucks umfasst die (für Erweiterungen stets offene) Gesamtheit seiner möglichen Bedeutungen, die durch die Verwendung innerhalb einer Sprachgemeinschaft zum sozial geteilten Wissen geworden ist und in der verbalen Interaktion als „common ground" (Clark 1996: 92–123) vorausgesetzt werden kann. Der Begriff des Bedeutungspotentials könnte eine zentrale Scharnierstelle zwischen kognitiven und interaktional ausgerichteten Bedeutungsanalysen werden, weil er einerseits dem kognitiv-semantischen Vorbehalt gegen Mehr-Ebenen-Semantiken und der dort vollzogenen Trennung zwischen Sprach- und Weltwissen Rechnung trägt (Allwood 2003; zusammenfassend: Ziem 2008: 117–142), ohne andererseits die Abhängigkeit sprachlicher Bedeutungen von ihrem je spezifischen Kontext zu vernachlässigen, auf den Ausdrücke kraft ihrer „Indexikalität" (Garfinkel 1967: 5f.) verweisen.[11] Allerdings bedarf es einer systematischen Ausarbeitung des Konzepts des Bedeutungspotentials, die über Allwoods (2003) ersten Zugang hinausgeht.

So wenig die kontextualistische Position mit ‚traditionellen' Bedeutungstheorien, insbesondere komponentialistischen und strukturalistischen Ansätzen, zu vereinbaren zu sein scheint, so sehr zeichnen sich gleichwohl in der neueren kognitionslinguistischen Forschung starke Tendenzen ab, wel-

che die Grundannahmen eines semantischen Kontextualismus stützen. Über die gängigen kognitiv-semantischen Ansätze, wie die Frame-Semantik (zuerst: Fillmore 1975, auch Ziem 2008 und 2020a), die konzeptuelle Metapherntheorie (zuerst: Lakoff und Johnson 1980) und eben die Theorie der Mental Spaces (Fauconnier 1985, 1997) hinaus, die allesamt den Kotext bzw. vorgängige Gesprächssequenzen und den Kontext zum Ausgangspunkt ihrer Überlegungen machen, hat auch die psycholinguistische Forschung zum Einfluss des sprachlichen Kontextes auf die Interpretation von lexikalischen Einheiten gezeigt, dass sich Aktualisierungen von Wortbedeutungen nicht losgelöst vom Kotext beschreiben lassen und insofern einen irreduzibel konstruierten Status aufweisen.[12] Zu einem ähnlichen Befund kommen neurophysiologische Untersuchungen zur Bedeutungskonstruktion (Coulson 2006).

Dennoch sind in der Gesprächsforschung bislang nur wenige und sehr zaghafte Versuche unternommen worden, das Konzept des Bedeutungspotentials zu operationalisieren und für eine integrative kognitiv-interaktionale Analyse fruchtbar zu machen; neben einer gesprächsanalytischen Fallstudie von Norén und Linell (2007) zum Bedeutungspotential des schwedischen Adjektivs *ny* (‚neu') sowie der Untersuchung von Brône und Zima (2011) zu Ad-hoc-Konstruktionen in der Interaktion, ist der Versuch von Hougaard (2005) zu nennen, den kognitiven Prozess der konzeptuellen Integration („blending", vgl. Fauconnier und Turner 2002) in Interaktionssequenzen zu beleuchten. Schließlich thematisieren auch Kindt und Rittgeroth (2009: 43–47) unter ähnlichen Vorzeichen kognitive Verfahren der Bedeutungskonstitution. Die meisten einschlägigen Untersuchungen greifen indes auf traditionelle Beschreibungsansätze zurück, deren theoretische Prämissen sich sehr viel schwerer mit den Prinzipien der Interaktionalen Linguistik in Einklang bringen lassen. Um nur zwei neuere Beispiele zu nennen: Birkner (2006) greift auf die Merkmalssemantik zurück, um am Beispiel eines Bewerbungsgespräches Bedeutungsexplikationen von Wörtern zu bestimmen, während Kern (2006) die Valenztheorie bemüht, um ebenfalls in Bewerbungsgesprächen selektive Realisierungen von Ergänzungen und Angaben des Nomens *Verantwortung* zu beschreiben.

Wenn ich im Folgenden im Rückgriff auf das Konzept des Bedeutungspotentials kognitive und interaktionale Aspekte der Bedeutungskonstitution miteinander in Beziehung setze, ist damit – anders als in den erwähnten Studien – über eine bloße Untersuchungsheuristik hinaus auch ein gewisser programmatischer Anspruch verbunden. Mit Norén und Linell lässt sich dieser folgendermaßen zusammenfassen:

> The determination of situated meaning is not entirely driven by lexical semantics, nor is it established entirely by local talk-interaction. Instead, language users can make sense by combining lexis (and grammar) with contexts, i.e. by selecting particular semiotic resources – with specific meaning potentials – to interpret with co-selected relevant contextual dimensions (Norén und Linell 2007: 391).

Konkreter: Mit jeder (notwendigerweise partiellen) Realisierung des Bedeutungspotentials von Ausdrücken korrespondiert mindestens eine sprachliche Praktik bzw. ein spezifisch verbal-sprachliches Verfahren und dieses gründet wiederum in einer bestimmten kognitiven Aktivität. Deppermann (2006a: 26) folgend, lauten die beiden zentralen Untersuchungsfragen hier:

- Mit welchen sprachlichen Mitteln werden Prozesse der Bedeutungskonstitution interaktiv aufgezeigt?
- Welche kognitiven Leistungen liegen dem Prozess der interaktiven Bedeutungskonstitution zugrunde?

Die erste Frage lässt sich am Gegenstandsbereich kontroverser Begriffe nur empirisch beantworten (Abschnitt 3 und 4). Die zweite Frage erfordert dagegen eine weitere theoretische Vorklärung.

2.3 Bedeutungskonstitution in der Interaktion: kognitive Aspekte

Der Einbezug kognitionslinguistischer Fragestellungen in der Gesprächsforschung hat auch im Zuge der fortschreitenden Adaption konstruktionsgrammatischer Analysekategorien (vgl. jüngst etwa Weidner u.a. 2021) nicht zu einer verstärkten Untersuchung von Bedeutungskonstitutionen im mündlichen Sprachgebrauch geführt (Ziem und Lasch 2011); eine hervorzuhebende Ausnahme bildet lediglich die Studie von Ehmer (2012). Dieses Defizit liegt meines Erachtens darin begründet, dass die Konstruktionsgrammatik zwar bestens zur Beschreibung von konventionalisierten Sprachstrukturen, also von Form-Bedeutungspaaren auf allen Ebenen der Organisation sprachlicher Zeichen, geeignet ist, eine phänomenal angemessene Gesprächssemantik jedoch insbesondere dem Umstand Rechnung zu tragen hat, dass ein nicht unerheblicher Teil der Bedeutungskonstitution das e m e r g e n t e Ergebnis der verbalen Interaktion ist. Zur Erfassung von solchen interaktiv konstituierten Bedeutungsaspekten fehlt der Konstruktionsgrammatik jedoch das analytische Rüstzeug. Sie richtet sich auf Konstruktionen, die zeichentheoretisch den Status von semantischen Ty p e s haben, nicht aber auf Bedeutungsgenesen in situ. Es dürfte fraglich sein, ob sich ein Beschreibungsansatz mit grammatiktheoretischem Anspruch (vgl. Stefanowitsch 2011), wie eben die Konstruktionsgrammatik, grundsätzlich dazu eignet, sprachliche Bedeutungen differenziert zu beschreiben. Nicht ohne Grund verweist Goldberg (1995, 2006) in ihrer Version der Konstruktionsgrammatik auf semantische Frames, wenn es um detaillierte Bedeutungsbeschreibungen geht, die im Rahmen ihrer Studien nicht geleistet werden können. Wie sich Konstruktionsbedeutungen mittels Frames erfassen lassen, ist aber ein anhaltendes Forschungsdesiderat, das erstmalig in Willich (2022) und Ziem (2020b) systematisch adressiert wird.

Was sind Frames? Was für die Konstruktionsgrammatik gilt, gilt auch für Frame-Semantik: Es gibt nicht den einen Ansatz, sondern vielmehr eine

Familie von miteinander verwandten Strömungen (vgl. den Überblick in Busse 2012 und Ziem 2018). Wenn ich im Folgenden auf Frames zurückgreife, beziehe ich mich auf eine semantiktheoretische Tradition, die eng mit den Arbeiten von Charles Fillmore verbunden ist und im lexikographischen FrameNet-Projekt ihre volle Entfaltung erfahren hat. Ein Frame ist demnach ein innerhalb einer Sprachgemeinschaft konventionalisierter konzeptueller Wissensrahmen, der bedeutungsähnliche Wörter semantisch motiviert und sich mithilfe der syntaktischen und semantischen Valenz jedes dieser Wörter konkretisieren lässt (zu weiterführenden Erläuterungen vgl. Ziem 2020a: Abschnitt 2). Ein Frame besteht aus einem Set an semantischen Rollen, so genannten Frame-Elementen, die lexikographisch auf der Basis annotierter Belegstellen identifiziert und dokumentiert werden.

Frames dienen zur Beschreibung von verstehensrelevantem, gleichsam lexikalisiertem Wissen, auf das bei der Konzeptualisierung des Bedeutungsgehaltes sprachlicher Ausdrücke zurückgegriffen wird. Wichtig zu sehen ist jedoch, dass sie dabei – zumindest in der ‚traditionellen' Version Fillmores – repräsentationale Bedeutungsaspekte erfassen. Das Erkenntnisinteresse der Frame-Semantik liegt nicht darin, den situations- und kontextabhängigen P r o z e s s der Bedeutungskonstruktion zu erfassen; dazu fehlt ihr der geeignete Beschreibungsapparat (Ziem 2008: 22–35). Dies leistet die Theorie der Mental Spaces, die zunächst von Fauconnier (1985; 1997) entwickelt und in Zusammenarbeit mit Turner zur sogenannten Blending-Theorie erweitert wurde (Fauconnier und Turner 2002). Mental Spaces dienen deswegen im Folgenden dazu, Dynamiken der Bedeutungskonstruierung zu erfassen. Die Struktur sprachlicher Bedeutungen erfassen Mental Spaces indes nicht; das leisten Frames. Insofern Frames jene Elemente (genauer: semantische Rollen in Gestalt von Frame-Elementen), aus denen Mental Spaces bestehen, definieren und ihnen mithin eine innere Struktur vorgeben, wird im Folgenden auch auf Frames rekurriert.[13] Frames und Mental Spaces verhalten sich mithin komplementär: Während es sich bei Frames um strukturierte Bedeutungskonfigurationen handelt, die synchron betrachtet zumindest innerhalb einer Sprachgemeinschaft statische Einheiten bilden, sind Mental Spaces dagegen strukturarme Konfigurationen von Wissenselementen, die im voranschreitenden Diskurs hochgradig dynamischen Prozessen unterliegen.

Mental Spaces definiert Fauconnier (1997: 11) als „partial structures that proliferate when we think and talk, allowing a fine-grained partitioning of our discourse and knowledge structures". Mental Spaces sind also temporäre, dynamische Wissensstrukturen, die in der sprachlichen Interaktion entstehen und sich in dem Maße verändern, wie der Diskurs fortschreitet. Die Theorie der Mental Spaces geht davon aus, dass sich Sätze nur unter Berücksichtigung ihrer diskursiven Einbettung semantisch angemessen analysieren lassen und dass ihr Verstehen abhängig vom Rezipienten variieren kann.

> Hervorzuheben ist, dass der Aufbau mentaler Räume beim Denken, Sprechen und Verstehen provisorisch erfolgt und dass verschiedene Personen sie – sogar als Reaktion auf dieselbe Äußerung – verschieden aufbauen können, so dass individuell konsistente Interpretationen entstehen können, die einander widersprechen. Wichtig ist vor allem, dass mentale Räume sich dynamisch verändern und also erweitert, reduziert und revidiert werden können, wenn sich Gedanken und Diskurse entwickeln (Turner und Fauconnier 2003: 242).

Sprachliche Ausdrücke, so die Annahme, kodieren keine Bedeutungen, sondern haben ein variabel ausschöpfbares Bedeutungspotential. Durchaus im Sinne der „Indexikalität" Garfinkels fungieren sie als sprachliche Hinweise darauf, wie Bedeutungen kontextgebunden innerhalb eines Mental Space konstruiert werden können. Dennoch kann auch die Theorie der Mental Spaces ihre Herkunft nicht leugnen: Als ein genuin kognitiver Ansatz fokussiert sie Aspekte der individuellen Kognition, nämlich der menschlichen Wissensrepräsentation und -verarbeitung, ungleich stärker als die interaktionale Dimension der Emergenz sprachlicher Bedeutungen. Sinha (2005: 1537) hat jedoch mit Nachdruck auf das bislang unausgeschöpfte Potential hingewiesen, „to encompass the socially collaborative, culturally and materially grounded nature of the human mind". Ähnlich der vorhin dargestellten gesprächsanalytischen Skepsis gegenüber festen Wortbedeutungen kritisiert auch die Theorie der Mental Spaces das traditionelle Konzept kontextabstrakter Ausdrucksbedeutungen.[14] Stattdessen betrachtet sie Bedeutungskonstitution als einen dynamischen, inkrementellen Prozess, weshalb sie besonders geeignet dafür zu sein scheint, Bedeutungskonstitutionen in der Interaktion unter kognitiven Vorzeichen zu analysieren. Am Beispiel von kontroversen Begriffen soll dies im Folgenden illustriert werden.

3. Kontroverse Begriffe in der verbalen Interaktion

3.1 Sprachthematisierung als Indikator für öffentliche Brisanz

In zahlreichen Studien zum öffentlichen Sprachgebrauch haben sich Sprachthematisierungen als sinnvolle Indikatoren erwiesen, um öffentlich umstrittene Konzepte zu identifizieren. Für diese haben Stötzel und Wengeler (1995) den Terminus *kontroverse Begriffe* geprägt. In der Einleitung zur gleichnamigen Monographie macht Stötzel (1995) deutlich, dass Sprachthematisierungen die begriffliche Brisanz und gesellschaftliche Relevanz des thematisierten Sachverhalts anzeigen.[15] Metasprachliche Bezugnahmen seien ein Indiz dafür, dass sich SprachteilnehmerInnen um die Semantik sprachlicher Ausdrücke kümmern und bestimmte Bedeutungsnuancen akzentuiert wissen wollen bzw. in Abrede stellen.

Der Begriff der metasprachlichen Thematisierung – oder kurz: der Sprachthematisierung – ist kein klar definierter Fachterminus. Ähnlich wie

beim Begriff der Metakommunikation variiert die Begriffsbestimmung je nach Theorietradition (Techtmeier 2001: 1449–1453). Unter *Sprachthematisierung* oder *metasprachlicher Thematisierung* soll fortan die Bezugnahme auf sprachliche und dabei spezifisch semantische, d.h. prädikative und/oder referentielle Aspekte von Ausdrucksbedeutungen verstanden werden[16], die der gleichen Interaktionseinheit angehören wie der jeweilige Ausdruck (bzw. dessen Referent), auf den zurückverwiesen wird. Nach diesem Verständnis liegt eine Sprachthematisierung auch dann vor, wenn nicht auf die intensionale, sondern die extensionale Bedeutungsdimension Bezug genommen wird. Im Zusammenhang mit der Diskussion gesprochensprachlicher Belege in Abschnitt 4 wird sich zeigen, dass dies sogar der Regelfall ist. Thematisiert werden meist die Referenten von Ausdrücken und die den Referenten zugeschriebenen Eigenschaften, nicht aber kontextabstrakte Bedeutungsaspekte. Zwar benutzen auch Stötzel und Wengeler das Kriterium der metasprachlichen Thematisierung als ein dezidiert semantisches Kriterium; es dient ihnen dazu, in einem großen Zeitungskorpus kontroverse Begriffe treffsicher identifizieren zu können. Jedoch konzentrieren sie sich auf explizite Sprachthematisierungen, die im mündlichen Sprachgebrauch nur sehr selten vorkommen. Diese zeichnen sich dadurch aus, dass – im prototypischen Fall – die metasprachliche Bezugnahme durch den Gebrauch von Allgemeinbegriffen geleistet wird, die sich auf Sprachliches beziehen. Dazu gehören Ausdrücke wie *Wort, Satz, Ausdruck, Begriff* oder auch *Formulierung, Äußerung, Anmerkung, Behauptung* usw. Sie stehen entweder, wie in (2), in Apposition zu einem objektsprachlichen Ausdruck und bilden ein Nominalsyntagma mit referentieller Funktion, oder sie fungieren als abhängiger Nebensatz wie in (3).

(2) Das Wort / der Ausdruck / der Begriff *Zivildienst* ist nicht unumstritten
(3) Die Formulierung / die Äußerung / die Anmerkung / die Behauptung, dass der Zivildienst nicht unumstritten ist…

Von expliziten grenzen Stötzel und Wengeler implizite Sprachthematisierungen ab, die sich nicht allein auf der Sprachoberfläche erkennen lassen. Stötzel (1995: 11) nennt als Beispiele Bezeichnungskonkurrenzen (z.B. *Oder-Neiße-Grenze* vs. *Friedensgrenze*) und Polysemie (z.B. *Sozialismus* als christlicher oder marxistischer Sozialismus). Auch die oben angesprochene Thematisierung extensionaler Bedeutungsaspekte wäre dieser Gruppe zuzuordnen.

Kontroverse Begriffe sind häufig Gegenstand agonaler Kommunikationen. Im Bereich des mündlichen Sprachgebrauchs sind sie deshalb etwa in Streitgesprächen eher erwartbar als in verschiedenen Bereichen der institutionellen Kommunikation (wie etwa der Arzt-Patient-Kommunikation, betrieblichen Kommunikation, der Kommunikation im Rechtswesen etc.). Dies darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass kontroverse Begriffe insgesamt im medial mündlichen Sprachgebrauch, einschließlich Alltagsgesprächen, hochfrequent auftreten.[17] Da aber die Nutzung meta-sprach-

licher Bezugnahmen als Indikator für den Grad der Kontroversheit eines Begriffes von Stötzel und Wengeler ausschließlich am Beispiel der konzeptionellen Schriftlichkeit entwickelt und erprobt wurde, gibt es Grund zu der Annahme, dass im Fall der konzeptionell mündlichen Kommunikation andere sprachliche Strategien zur Thematisierung kontroverser Begriffe wirksam sind (vgl. Bublitz 2001; Techtmeier 2001). Anders als in der schriftsprachlichen Kommunikation ist Sprachthematisierung im mündlichen Sprachgebrauch immer auch ein Mittel zur Verständnissicherung. In Abschnitt 4 komme ich darauf zurück.

3.2 Kontroverse Begriffe als (durch Frames strukturierte) Mental Spaces

Birkner (2006) macht in einer Studie zu Bewerbungsgesprächen – also zu einem Gesprächstyp, der nicht der öffentlichen Kommunikation zugehört, aber reich an Reflexionen über Sprache ist – explizit Gebrauch vom Konzept der metasprachlichen Thematisierung. In einem untersuchten Bewerbungsgespräch, das in einem großen Chemiekonzern stattfindet, interviewt ein Verantwortlicher (= I) eine gerade promovierte Naturwissenschaftlerin (= B). Nachdem diese bekundet hat, nach Abschluss ihrer Promotion gerne in der Industrie arbeiten zu wollen, berichtet sie von einem absolvierten Praktikum in einem Pharmaunternehmen, wo sie es „toll" fand, ihr Wissen zur Entwicklung von Medikamenten einzubringen, da sie so einen „nutzbringenden Zweck" (Zeile 22) aus den erworbenen Erkenntnissen gezogen habe. Daraufhin hakt der Interviewer mit einer meta-sprachlichen Frage nach (Zeile 24).

Gesprächsbeispiel 1: Nutzen (Birkner 2006: 191)[18]

17	B:	und (.) ich find das TOLL;
18		=daß man eben dann wIrklich in=ne (-) in medikaMENten
19		(ürgendwo) sein (.) WISsen richtig EINbringen kann,
20		(-) [und was (-) GREIFbares dann in der HAND hat;
21	I:	[mhm
22	B:	=also wirklich=n (-) nUtzbringenden ZWECK aus den ganzen
23		erkEnntnissen;
24		die man ANgesammelt hAt;
		[…]
33	I:	ja was: (-) was meinen sie jetzt mit NUTzen.
34		(-) (eh) [WEM oder WAS wollen sie nutzen;]
35	B:	[<<f> (da mein ich wirklich) Anwenden>]
36		also (-) wir (.) wIrkstoffe hErstellen is=allgemein das
37		GÄNgiste bei [spiel;

Diese Sequenz enthält die für metasprachliche Thematisierungen in der mündlichen Kommunikation typische dreigliedrige Struktur: Nachdem ein

Begriff direkt oder indirekt in den Diskurs eingeführt worden ist („nutzbringender Zweck“, Zeile 22), wird sein Gehalt ganz oder in Teilen thematisiert oder problematisiert (Zeilen 33–34), woraufhin sich die Person, die den Begriff eingeführt hat, zu erklärenden Erläuterungen veranlasst sieht (Zeilen 35–37). Wie sich später zeigen wird, ist diese Struktur auch ein zentrales Charakteristikum für Metakommunikation im öffentlichen Sprachgebrauch.

Welche kognitiven Aktivitäten liegen solchen Metakommunikationen zugrunde? Die metasprachliche Bezugnahme – hier eingeleitet durch die verstehensthematisierende Adressierung der Gesprächspartnerin *meinen sie* in Zeile 22 – zeigt ein Erklärungsdefizit des Interviewers an; sie ermöglicht es ihm, etwa zu klären, ob eine Diskrepanz zwischen seinem Begriff des Nutzens und dem der Bewerberin vorliegt. Im Spiel sind also mindestens zwei Mental Spaces, die jeweils durch den von *Nutzen* aufgerufenen `Nutzen_oder_Schaden_verursachen`-Frame vorstrukturiert sind.[19] Ich beschränke mich im Folgenden auf eine knappe Darstellung seiner Kern-Frame-Elemente; bei diesen handelt es sich um bedeutungskonstitutive und unter Umständen -distinktive Elemente. Sie sind in Tabelle 1 zusammengefasst.[20]

Tab. 1: Kern-Frame-Elemente des `Nutzen_oder_Schaden_verursachen`-Frames (vgl. https://gsw.phil.hhu.de/framenet/frame?id=822&s=2, Stand: 1.7.2021).

Kern	
Begünstigte_Situation (Kern_nicht-ausgedrückt)	Eine Ausgangssituation, die durch die von einem Gönner eingeräumte Vorteilhafte_Situation verändert und so aus der Sicht des Begünstigten verbessert wird.
Begünstigter (Kern)	Der Begünstigte ist eine Person oder Sache, die einen Vorteil vom Gönner erhält.
Gönner (Kern)	Der Gönner ist die Person oder Sache, die dem Begünstigten einen Vorteil verschafft.
Vorteilhafte_Situation (Kern)	Die Vorteilhafte_Situation ist der Gegenstand bwz. die Handlung, die dem Begünstigten vom Gönner gegeben bzw. für ihn durchgeführt wird. Ein Besitzwechsel kann (muss aber nicht) erfolgen.

Um die Thematisierung des eingeführten Begriffes zu ermöglichen, ist es nötig, zwei Wissenseinheiten einander kontrastierend gegenüberzustellen. Beide bilden einen eigenen „Raum“ des Wissens. Fauconnier hat für solche im Diskurs ad hoc aufgebauten „Begriffspakete“ (Turner und Fauconnier 2003: 241) die Metapher des Mental Space geprägt.

In Beispiel 1 ist es die verstehensthematisierende Adressierung *meinen sie*, die es für die Interagierenden jeweils nötig macht, einen neuen Mental Space (= MS_2) aufzubauen.[21] Abweichend von dem Mental Space MS_1, in dem der Begriffsgehalt von *Nutzen* in objektsprachlicher Verwendung ‚enthalten‘ ist (Zeile 22), umfasst dieser den Begriffsgehalt von *Nutzen* in metasprachlicher Verwendung (Zeilen 33–34). So werden zwei Wissensräume einander gegenübergestellt und mithin vergleichbar: in MS_1

Wissen, das die Bewerberin mit diesem Begriff verbindet, und in MS_2 Begriffswissen, das der Interviewer hinterfragt bzw. problematisiert.

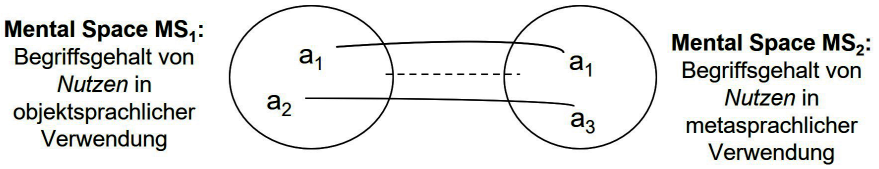


Abb. 1: Begriffsgehalt von Nutzen in objekt- und metasprachlicher Verwendung als Mental Spaces.

Die Gegenüberstellung dieser beiden Wissensräume veranschaulicht Abb. 1 in Anlehnung an das in der Theorie der Mental Spaces gängige Darstellungsformat. Die gestrichelte Linie symbolisiert, dass die beiden Mental Spaces MS_1 und MS_2 miteinander in Beziehung stehen. Sie sind deswegen nicht identisch, weil in MS_1 der „Zweck" des Nutzens (Zeile 22) – also des gleichnamigen Frame-Elements ZWECK, dargestellt durch a_2 – thematisiert wird, in MS_2 dieser Aspekt aber nur eine sekundäre Rolle spielt, insofern die Frage „was […] wollen sie nutzen" (Zeile 33) allenfalls indirekt auf das Frame-Element ZWECK des Nutzens gerichtet ist.[22] Durch die syntaktische Koordination der Fragepronomen „wem" und „was" rückt vielmehr der indirekt erfragte ZWECK des Nutzens zugunsten des BEGÜNSTIGTEN (Nutznießers bzw. Benefizienten) in den Hintergrund. Für dieses hervorgehobene Element BEGÜNSTIGTEN steht a_3 in Abb. 1. Anders als a_2 wird jedoch die Konstituente a_1 aus MS_1 in MS_2 projiziert und dort übernommen.

Mental Spaces, so zeigt sich hier, dynamisieren Frame-Strukturen mit dem Ergebnis, Bedeutungsaktualisierungen in der Diskursprogression sichtbar zu machen. Auf einzelne Aspekte dieser Dynamisierung gehe ich im Folgenden näher ein, auf weitere Erläuterungen zur Rolle von Frames und deren Funktion, Mental Spaces zu strukturieren, verzichte ich hingegen zugunsten von ausführlicheren Analysen kognitiver Dynamiken der Bedeutungskonstitution basierend auf Mental Spaces.

3.3 Eigenschaften von Mental Spaces

Der Prozess der Bedeutungskonstitution umfasst Fauconnier zufolge zum einen den Aufbau von Mental Spaces und zum anderen die Etablierung von Beziehungen zwischen den aufgebauten Räumen. Der Kontext, so die Annahme, leitet dabei den Prozess der Bedeutungsbildung. Es wird davon ausgegangen, dass Mental Spaces eine innere Struktur aufweisen, die im erläuterten Sinn durch den jeweils evozierten Frame vorgegeben ist, und dass ein Mental Space durch spezifische Beziehungen mit anderen Mental Space seine inhärente Dynamik erhält.

Es sind insgesamt vier Strukturelemente und Relationen, die sich im Folgenden als relevant für die Analyse von kontroversen Begriffen im münd-

lichen Sprachgebrauch erweisen: (i) „space builders“, (ii) Konstituenten von Mental Spaces, (iii) Konnektoren zwischen Konstituenten von Mental Spaces und (iv) Netzwerke von Mental Spaces. Ausgehend von Beispiel 1 möchte ich diese der Reihe nach kurz erläutern.

3.3.1 „Space builders“ von Mental Spaces

Ein Mental Space ist eine zu einem bestimmten Zeitpunkt bestehende Wissenseinheit, die zwar auf die framegebundene konventionelle Bedeutung des Zielausdrucks aufbaut, mit dieser jedoch nicht identisch sein muss, sondern vielmehr bereits ko- und kontextuell bedingt elaboriert und modifiziert sein kann. Dass Wissenssegmente zusammengehören und eine – wenn auch nur vorübergehende und prinzipiell variable – Einheit bilden, wird sprachlich durch so genannte „space builders“ angezeigt, die Anlass dazu geben, einen Mental Space aufzubauen. Typische Beispiele für „space builders“ sind nach Fauconnier Präpositionalphrasen (*im Jahr 2001*, *aus seiner Sicht*), Adverbien (*wirklich*, *wahrscheinlich*, *theoretisch*), Konnektoren (*wenn…dann*, *entweder…oder*) oder bestimmte Verben mit einem abhängigen Nebensatz (*er denkt, dass sie…*, *sie behauptet, dass er…*). Für diese ist es kennzeichnend, dass sie den Zuhörer oder die Leserin dazu veranlassen, ein Szenario zu entwerfen, das teilweise nicht mit dem bislang thematisierten Szenario übereinstimmt. Wie bereits erwähnt, ist dies prinzipiell auch bei metasprachlichen Thematisierungen der Fall, insofern hier dem Begriffsgehalt eines Wortes in objektsprachlicher Verwendung (= MS_1 in Abb.1) eine eigens erläuterte Bedeutungsvariante (= MS_2) gegenübergestellt wird.

Es ist in unserem Zusammenhang wichtig festzuhalten, dass zwar ein neuer Mental Space nur dann aufgebaut wird, wenn ein Raum aufbauendes Element – eben ein „space builder“ – existiert; jedoch müssen „space builders“ nicht immer sprachlich realisiert sein. Vielmehr können sie auch implizit realisiert vorliegen und dies ist in der Regel bei Sprachthematisierungen der Fall. In Beispiel 1 fungiert *meinen sie* als „space builder“.

3.3.2 Strukturkonstituenten von Mental Spaces

Mental Spaces setzen sich aus Strukturkonstituenten zusammen[23], die entweder aufgrund von Vorwissen konstruiert oder sprachlich durch in-/definite Nominalphrasen (einschließlich Eigennamen und Pronomen) explizit eingeführt werden. Die Konstituenten bzw. Elemente eines Mental Spaces haben zwar ein strukturelles Pendant in einem Frame-Element des jeweils evozierten Frames, beide sind jedoch keineswegs identisch. Während Frame-Elemente (semantische Rollen) nämlich auf der Type-Ebene angesiedelt sind, handelt es sich bei den Elementen eines Mental Spaces per definitionem um sprachliche Token und mithin um I n s t a n t i i e r u n g e n von Frame-Elementen.

Das Vorwissen betrifft in Beispiel 1 zum einen vorgängige Gesprächssequenzen, zum anderen den von *Nutzen* aufgerufenen Frame. Weiterhin führt der Interviewer mit dem Pronomen *sie* explizit eine Konstituente in den Mental Space ein; die Verwendung der Fragepronomen *wem* und *was* zeigt ferner an, dass er *Nutzen* auf eine bestimmte Art und Weise verstehen will, nämlich unter besonderer Berücksichtigung des Frame-Elements BEGÜNSTIGTER (Benefizienten).

Zur weiteren – über Frames hinausgehende – internen Strukturierung von Mental Spaces tragen Relationen bei, die zwischen Konstituenten in Mental Spaces hergestellt werden. In Beispiel 1 entsprechen die Relationen den syntaktisch-semantischen Beziehungen, die das Anredepronomen *Sie* (Agens) und die Fragepronomen *wem* (BEGÜNSTIGTER) zum Verb *nutzen* unterhalten.

3.3.3 Konnektoren zwischen Konstituenten von Mental Spaces

Konstituenten verschiedener Mental Spaces sind durch Konnektoren miteinander verbunden. Der so genannte „Identitäts-Konnektor" verbindet koreferente Konstituenten miteinander. In Beispiel 1 herrscht Koreferenz zwischen der Konstituente a_1 in MS_1 und a_1 in MS_2 vor. In beiden Fällen handelt es sich um den Nutzen der interviewten Wissenschaftlerin (als Instanz von BEGÜNSTIGTER). Dagegen ist die Konstituente a_2 in MS_1 nicht durch einen Identitäts-Konnektor mit einer Konstituente in MS_2 verbunden. Denn, wie oben bereits angemerkt, ist in MS_1 die Rede vom „nutzbringenden Zweck" (ZWECK), in MS_2 liegt der Fokus dagegen auf den BEGÜNSTIGTEN des Nutzens; es wird eine Erläuterung dieser Konstituente eingefordert.

3.3.4 Netzwerke von Mental Spaces

Mental Spaces repräsentieren Wissenssegmente bzw. Informationseinheiten, die zu einem bestimmten Zeitpunkt als zusammengehörig betrachtet werden, sich aber im Laufe des Gesprächs verändern: Das in einem Mental Space zu einem „Begriffspaket" zusammengeschnürte Wissen wird ausdifferenziert, ergänzt, durch neue Informationen substituiert usw. Ein Fall von Substitution liegt bei a_2 in MS_1 und bei a_3 in MS_2 vor; letzterer ersetzt hier ersteren.

Derartigen diskursiven Dynamiken wird in der Theorie der Mental Spaces durch die Annahme Rechnung getragen, dass im Kommunikationsverlauf weitere Mental Spaces aufgebaut und mit bestehenden korreliert werden. Sobald ein neuer Mental Space (durch einen „space builder" veranlasst) konstruiert worden ist, wird er mit anderen Mental Spaces verbunden, die im Diskursverlauf bereits etabliert worden sind. So entsteht ein Netzwerk von Mental Spaces, das den dynamischen Aufbau von komplexen Wort- und Satzbedeutungen abzubilden und zu erklären versucht.

In Beispiel 1 muss über die beiden bereits etablierten Mental Spaces MS_1 und MS_2 hinaus ein weiterer Mental Space MS_3 aufgebaut werden,

wenn die Bewerberin in den Zeilen 35–37 auf die metakommunikativen Fragen (Zeilen 33–34) erklärend eingeht.

Ausschnitt aus Gesprächsbeispiel 1 (Birkner 2006: 191)

35	B:	[<<f> (da mein ich wirklich) Anwenden>]
36		also (-) wir (.) wIrkstoffe hErstellen is=allgemein das
37		GÄNgiste bei [spiel;

Hier wird ein neues Begriffspaket ‚geschnürt'. Konkret: Konstituenten, die in vorgängigen metakommunikativen Fragen – nämlich „was meinen Sie jetzt mit ‚Nutzen'" (Zeile 33) – angelegt sind, gehen in MS_3 ein, weil das Verzögerungssignal *eh* (Zeile 33) für eine Suspendierung dieser ersten Frage (Zeile 33) zugunsten der nachfolgenden zweigliedrigen Frage (Zeile 34) sorgt. In der Funktion eines Korrektursignals sorgt das Verzögerungssignal dafür, dass die zweigliedrige Frage als eine Reformulierung verstanden wird. a_3, also die Frage, wem die Bewerberin nutzen will, wird in MS_3 durch ein Beispiel konkretisiert; es geht ihr um das Herstellen von medizinischen Wirkstoffen. a_3 wird also aus MS_3 ausgeschlossen und ersetzt durch eine neue Konstituente.

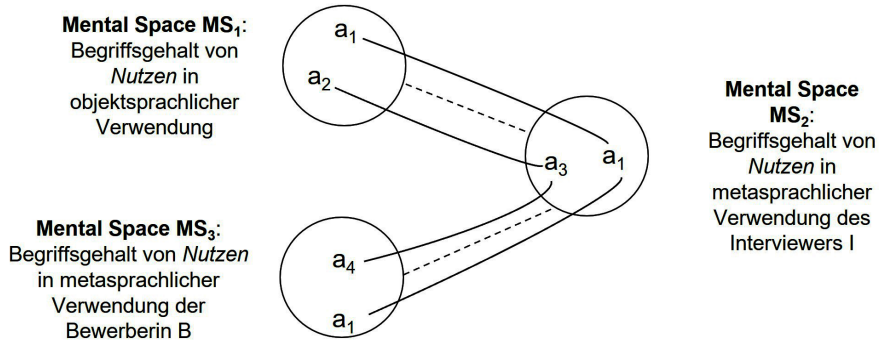


Abb. 2: Netzwerk von Mental Spaces am Beispiel von Sprachthematisierungen.

Auch in Abb. 2 stehen die gestrichelten Linien für Relationen, die zwischen Mental Spaces etabliert werden; in beiden Fällen ist der Mechanismus der konzeptuellen Desintegration wirksam, da a_2 aus MS_2 genauso ausgeschlossen ist wie a_3 aus MS_3 (vgl. Abschnitt 4.2). Zu jedem Zeitpunkt des Diskursverlaufes fungiert ein Mental Space als Basis (Fauconnier 1985: 118, 1997: 138). Diese zeichnet sich dadurch aus, dass sie für neue Mental Spaces zugänglich bleibt. Im Fall des Beispiels 1 fungiert MS_1 als Basis; alle anderen nehmen modifizierend Bezug auf diese.

Welcher Art sind die Relationen zwischen Mental Spaces? Mental Spaces können grundsätzlich durch verschiedene Typen von Relationen miteinander korreliert sein. Wie oben erwähnt, liegt in Beispiel 1 ein Fall von konzeptueller Desintegration vor; a_2 aus MS_1 wird durch die Konstitu-

ente a_3 aus MS_2 ersetzt, die in MS_3 wiederum durch a_4 substituiert wird. Ich werde im Folgenden argumentieren, dass über den Mechanismus der konzeptuellen Desintegration hinaus bei metasprachlichen Thematisierungen zwei weitere Relationstypen wirksam werden können: konzeptuelle Integration und konzeptuelle Elaboration. Jeder der drei Relationstypen entspricht einer spezifischen kognitiven Aktivität.

4. Verbale und kognitive Strategien der Sprachthematisierung

In der einschlägigen Literatur zur Gesprächsforschung werden zahlreiche verbal-sprachliche Verfahren und Praktiken der Bedeutungskonstitution diskutiert. Nicht immer handelt es sich dabei jedoch um Sprachthematisierungen im oben explizierten Sinn, und ist dies der Fall, richten sie sich in einigen Fällen auf syntaktische oder pragmatische, nicht aber auf lexikalisch-semantische Aspekte.[24] Schwitalla (2006) und einige andere nennen jedoch die folgenden einschlägigen sprachlichen Verfahren und Praktiken:

- „Formen der Wiederholung“ (Schwitalla 2006: 111)
- gleiche Prädikation bei variierender Referenz (Schwitalla 2006: 109)
- gleiche Referenz bei antithetischer Referenz (Schwitalla 2006: 110).
- semantische Verschiebung durch partielle Synonymie (Schwitalla 2006: 114)
- semantische Verschiebung durch Metaphern (Schwitalla 2006: 117)
- Paraphrasierung (Gülich und Kotschi 1996: 60; Bublitz 2001: 1132f.)
- Erläuterung durch hyperonyme Begriffe und semantische Merkmale (Quasthoff und Hartmann 1982: 108–109)
- Exemplifizierung (Quasthoff und Hartmann 1982: 105–107)
- variierende Realisierung von valenzbedingten Leerstellen (Kern 2006)

Diese Liste ist sicherlich nicht erschöpfend und ließe sich um weitere Verfahren ergänzen. Weitere verbale Strategien besprechen Deppermann und Schmitt (2009), hier jedoch mit einem besonderen Fokus auf Verfahren der Verstehensdokumentation, sowie Gülich und Kotschi (1996), die ähnliche Phänomene als Reformulierungsstrategien und Textherstellungsverfahren zu beschreiben versuchen.[25] Die Anzahl an Möglichkeiten, „kohäsiv aufgegriffene Wörter oder Wortgruppen in einen anderen semantischen Zusammenhang zu bringen“ (Schwitalla 2006) ist deshalb so groß, weil in Gesprächen Äußerungseinheiten nicht zwangsläufig einer logischen Kohärenz folgen, die frei von Widersprüchen ist. GesprächsteilnehmerInnen entwickeln und verändern ihre Positionen vielmehr fortlaufend im interaktiven Prozess des Gesprächs. Hierin liegt ein wesentlicher Unterschied zu konzeptionell und medial schriftlichen Texten.

Auf den ersten Blick scheint die sprachliche Ressource zur Thematisierung von lexikalischen Bedeutungsaspekten im öffentlichen Sprachgebrauch unerschöpflich. Gleichwohl gibt es gute Argumente dafür, dass die-

ser Vielzahl verbaler Strategien lediglich drei kognitive Mechanismen zugrunde liegen. Warum ausgerechnet drei (und nicht mehr oder weniger) Mechanismen, und warum ausgerechnet diese (und keine anderen)? Die drei kognitiven Aktivitäten, die ich nun der Reihe nach anhand von Beispielen vorstellen möchte, sind das Ergebnis von gesprächsanalytischen Rekonstruktionen und keine a priori gegebenen Größen. Insofern ist es nicht ausgeschlossen, dass sich im Zuge von weiteren Datenanalysen weitere Mechanismen identifizieren lassen. Ich meine aber, dass es sich bei der konzeptuellen Integration, Desintegration und Elaboration um drei grundlegende Prozesse handelt und werde dies im Anschluss an die Analyse auch begründen.

4.1 Sprachthematisierung als konzeptuelle Integration

Konzeptuelle Integrationen betreffen prototypischerweise prädikative Zuschreibungen, die als kontrovers gelten. Beispiel 2 ist ein Ausschnitt aus einem berühmt gewordenen Streitgespräch zwischen dem damaligen Moderator des *ZDF-Magazins,* Gerhard Löwenthal, und dem damaligen Chefredakteur des *Sterns,* Henri Nannen. In diesem Streitgespräch aus dem Jahr 1970 wirft Löwenthal Nannen öffentlich vor, er beschäftige „einen Mann namens Weidemann", der während des Zweiten Weltkrieges im oberitalienischen Ort Bevilaqua einen Partisanen und eine Geisel erhängt habe.

Gesprächsbeispiel 2: Der gleiche Mann (Schwitalla 2006: 110):

01	LÖ:	ja und das ist der glEICche MANN
02		der von neunzehnhundertFÜnfunddreißich bis
03		neunzehnhundertNEUnunddreißich die deutschen
04		die wOchenschauen zensIErt und glEIchgeschaltet hat

Mit der Nominalphrase *der gleiche Mann* stellt Löwenthal zunächst den Bezug zu einem bereits eingeführten Diskursreferenten, nämlich dem Journalisten Weidemann her. Über diese Person ist in den vorangegangenen Gesprächssequenzen bereits einiges gesagt worden. So stellt Nannen im vorgängigen *turn* fest, dass Weidemann Künstler vor der Verfolgung geschützt habe. Dieses Wissen ist den DiskursteilnehmerInnen in dem aufgebauten Mental Space MS_1 verfügbar. Die referenzfokussierende Topikalisierungskonstruktion [*das ist* + bestimmter Artikel + *Gleiche* + bestimmter Artikel] fungiert hier als „space builder", insofern sie prospektiv anzeigt, dass mindestens eine neue Konstituente in MS_2 konzeptuell integriert werden soll.[26] Die neuen prädikativen Bestimmungen des Diskursreferenten folgen im angegliederten Relativsatz (Zeilen 2–4).[27] In Abb. 3 ist dies a_3, während a_1 und a_2 für jene Prädikate stehen, die bereits im vorgängigen Diskurs in MS_1 etabliert wurden und durch den Identitäts-Konnektor mit entsprechenden Konstituenten in MS_2 verbunden sind.

Wenn kontroverse Begriffe wie in Beispiel 2 metasprachlich mit dem Ziel thematisiert werden, den (intersubjektiv unterstellten) Begriffsgehalt eines objektsprachlich verwendeten Ausdrucks zu erweitern, liegt ein Fall von konzeptueller Integration vor. Der metasprachliche Bezug dient hier dazu, auf einen bestimmten Bedeutungsaspekt hinzuweisen, den der Sprecher bzw. die Sprecherin als relevant erachtet. Dieser Bedeutungsaspekt – in Abb. 3 symbolisiert durch a_3 – wird in den thematisierten Begriffsgehalt zusätzlich integriert, und zwar unter Beibehaltung jener semantischen Bestimmungen (hier: a_1 und a_2) die bereits in der objektsprachlichen Verwendung des Ausdrucks relevant waren bzw. unterstellt wurden. Oftmals wird die neu integrierte Konstituente selbst thematisiert und in ihrer diskursiven Relevanz erläutert. Der eckige Kasten, der a_3 umschließt, soll dies in Abb. 3 anzeigen.

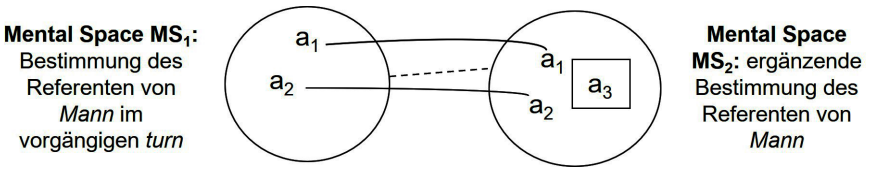


Abb. 3: Konzeptuelle Integration eines neuen Wissensaspektes a_3 in den Begriffsgehalt.

Über Beispiel 2 hinaus liegt der Mechanismus der konzeptuellen Integration weiteren Sprachthematisierungsstrategien zugrunde. Zur Illustration sei exemplarisch anhand von Beispiel 3 die ‚semantische Verschiebung durch Metaphern' aufgegriffen. Wie Beispiel 2 ist auch dieses Beispiel dem Streitgespräch zwischen Löwenthal und Nannen entnommen.

Gesprächsbeispiel 3: Im Dunkeln (Schwitalla 2006: 115; Hervorhebung im Original)

01	NA:	habe ich herrn kIndler deshalb geBEten,
02		nicht mit nach bevilAqua an diesem abend zu fahren
03		weil es bereits DUNkel war […]
04	Lö:	was wollten sie denn im DUNkleln in bevilaqua
05		was wollten sie denn im dunkeln da

Beispiel 3 zeichnet sich dadurch aus, dass einem eingeführten Diskursreferenten („Bevilaqua", Zeile 2) über die metaphorische Lesart eines zuvor nicht metaphorisch verwendeten Ausdrucks ein zusätzliches Prädikat zugesprochen wird. So legt Löwenthal durch einen Resonanzeffekt (im Sinne von Du Bois 2010) – der zweifachen Wiederholung von *im Dunkeln* (Zeilen 4 und 5) – eine metaphorische Lesart der Präpositionalphrase nahe, auch wenn diese hier nicht metaphorisch verwendet wird. Der Resonanzeffekt etabliert in der Folge dergestalt eine assoziative Bedeutung, dass ein weiterer Bedeutungsaspekt konzeptuell integriert wird: Nahe gelegt wird die Inferenz, dass der italienische Ort Bevilaqua ein ‚dunkler' Ort sei, ein Ort

mit, dunklen Machenschaften' und/oder ‚dunkler' Vergangenheit (vgl. Schwitalla 2006: 115).

Insgesamt bleibt festzuhalten: Konzeptuelle Integrationen führen zu einer semantischen Erweiterung eines eingeführten Konzeptes, ohne den bereits im Diskurs etablierten und intersubjektiv unterstellten Begriffsgehalt zu modifizieren oder zu revidieren. Daraus ergibt sich, dass der kommunikative Zweck von konzeptuellen Integrationen im Wesentlichen in der Ergänzung von – teilweise explizierten, teilweise präsupponierten – Sachverhaltsdarstellungen liegt, mit dem Ziel, eine neue, meist implizit bewertende Perspektivierung des Referenten vorzunehmen.

4.2 Sprachthematisierung als konzeptuelle Desintegration

Der umgekehrte Fall, nämlich konzeptuelle Desintegration, liegt vor, wenn die Thematisierung von (extensionalen) Bedeutungsaspekten eines Ausdrucks im öffentlichen Sprachgebrauch den Zweck verfolgt, mindestens einen Wissensaspekt, der prototypisch dem Begriffsgehalt zuzurechnen ist (in Abb. 4 ist dies a_3), zu problematisieren, zu ersetzen oder abzustreiten. Konzeptuelle Desintegration kann entweder eine semantische Verengung zur Folge haben, dergestalt, dass ein Begriff etabliert wird, dem mindestens ein Wissensaspekt abgesprochen wird, oder sie führt zur grundsätzlichen Ablehnung mit anschließender Neudefinition des (unterstellten) Begriffsgehalts. Wie bereits erwähnt, ist ersteres im diskutierten Beispiel 1 der Fall. Zur Veranschaulichung von letzterem dient Beispiel 4.

In dem folgenden Gesprächsausschnitt aus dem Jahr 1989 führt eine Sprecherin S1 ein Interview mit einem deutschsprachigen 82-jährigen jüdischen Emigranten („S3") über seinen Lebensweg und seine beruflichen Tätigkeiten. In diesem Zusammenhang berichtet S3 von dem Besuch einer nicht-jüdischen Schule und thematisiert den stereotypen Begriff des Juden (Zeilen 4–12).

Gespächsbeispiel 4: Jude[28]

01	S1:	und das war keine jüdische |Schule|
02	S3:	das war eine allgemeine schule, ja
03		und * äh und äh * ich wollte denen auch zeigen
04		nicht wahr, ein Jude ist nicht so das
05		was sie sich vorstellen, nicht wahr?
06		und da hab ich äh mich etwas mehr beteiligt auch
07		und wenn es um Kraft im Sport bring äh ging
08		wollt ich ihnen zeigen
09		ein Jude ist nicht so
10		wie so'n kleiner (?gor nix),
11		auch wahrscheinlich noch etwas jugendliches dabei,
12		ein bisschen Ehrgeiz, ja

Eine konzeptuelle Desintegration, die als Ergebnis eine grundsätzliche Neudefinition eines Begriffes zur Folge hat, ist insbesondere bei semantischen Stereotypen zu erwarten.

In der konkreten Interaktion erfüllen konzeptuelle Desintegrationen den Zweck einer semantischen Reparaturfunktion. So auch in Beispiel 4. Zunächst gibt die Negationspartikel *nicht* kombiniert mit dem Gradpartikel *so* Anlass dazu, einen Mental Space MS_2 aufzubauen.[29] Diesen setzt der Sprecher in Kontrast zum präsupponierten Stereotyp Jude (MS_1). Welcher Gruppe diese stereotype Vorstellung zugesprochen wird, bleibt unklar; die Referenz des Dativpronomens *denen* (Zeile 3) ist nicht spezifiziert. Allein die Kontrastierung Stereotyp vs. Nicht-Stereotyp hat aber eine konzeptuelle Desintegration von zahlreichen Konstituenten zur Folge.[30] Zwar sind diese nicht explizit genannt, die unterstellte Zuschreibung von stereotypen Eigenschaften zum Referenzobjekt Juden (Zeilen 4–5) macht aber deutlich, dass S3 den Begriff des Juden mit anderen Prädikaten näher bestimmen möchte, die er nachfolgend erläutert (Zeile 5–10). Diese neuen Prädikate – nämlich *beteiligt sich (wenn es um Kraft im Sport geht)* (Zeilen 6–7) und *nicht so wie so ein kleiner gor nix* (Zeilen 9–10) – sind in Abb. 4 durch a_4, und a_5 symbolisiert, während a_3 und a_4 für die konzeptuell desintegrierten Prädikate des unterstellten Stereotyps stehen. a_1 und a_2 symbolisieren Prädikate (wie *hat gewisse religiöse Überzeugungen, bekennt sich zur Tora* usw.) die dem Referenten Jude in beiden Mental Spaces (implizit) zugeschrieben werden und so dort Gültigkeit haben[31]; sie sind jeweils durch den Identitäts-Konnektor miteinander verbunden.

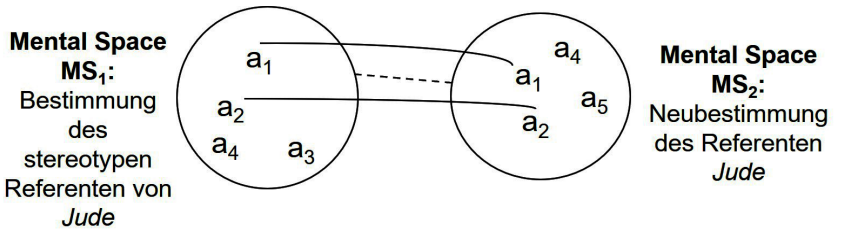


Abb. 4: Konzeptuelle Desintegration von den (unterstellten) Wissensaspekten a_3 und a_4.

Wie dieses Beispiel deutlich macht, liegt bisweilen in sukzessiver Abfolge beides vor: konzeptuelle Integration und Desintegration. Dies ist auch bei den meisten Bezeichnungskonkurrenzen der Fall (wie *Oder-Neiße-Grenze* vs. *Friedensgrenze*), die Stötzel – wie oben erwähnt – als eine Form der impliziten sprachlichen Thematisierung bezeichnet. So ist es für die Verwendung des metaphorischen Begriffs *Friedensgrenze* im Vergleich zu *Oder-Neiße-Grenze* charakteristisch, dass eine De-Fokussierung des geographisch-topologischen Aspektes bei gleichzeitiger Fokussierung der anspielungsreichen Frieden-Krieg-Dichotomie stattfindet.

4.3 Sprachthematisierung als konzeptuelle Elaboration

Schließlich ist von der konzeptuellen Integration und Desintegration ein dritter Typ zu unterscheiden, den ich „konzeptuelle Elaboration" nennen möchte. Im mündlichen Sprachgebrauch erfüllen hier – anders als in den beiden anderen Fällen – Sprachthematisierungen den Zweck, einen bestimmten Wissensaspekt, der als intersubjektiv geteilter Bestandteil des Begriffsgehaltes vorausgesetzt wird, zu präzisieren, zu modifizieren oder zu erläutern.

In Beispiel 5 konfrontiert ein Sprecher („S") die Grünen-Politikerin Gunda Röstel („R") nach der Bundestagswahl 1998 mit öffentlicher Kritik an den Forderungen der Grünen, wie die, fünf DM für einen Liter Benzin zu verlangen.

Gesprächsbeispiel 5: Unsozial (Lee 2001: 308, unverändert aus dem Original übernommen)

01	S:	fünf Mark für den Liter Benzin
02		und alle fünf Jahre nur in den Urlaub fliegen
03		das hört man im Osten
04		auch nicht so gerne
05		das ist auch nicht sehr sozial
		[…]
06	R:	unsozial ist, wenn in diesem Lande Vermögenssteuer
07		für Besserverdienende abgeschafft wird
08		und mit der anderen Hand in der Tasche der Menschen
09		gewühlt wird

Verhandelt wird hier nicht nur die kontroverse Bedeutung des Prädikats *unsozial*, sondern auch sein Referenzbereich. Ungeachtet der Tatsache, dass die Grünen-Politikerin hier die rhetorische Strategie einer Referenzverschiebung verfolgt (Schwitalla 2006: 109) – denn nicht die Politik der Grünen, sondern die Vermögenssteuer charakterisiert sie als unsozial (Zeile 6) –, geht es mir um die interaktive Elaboration des intensionalen Bedeutungsgehaltes des Adjektivs *unsozial*. Für diesen Gehalt steht a_2 in Abbildung 5, wobei der viereckige Kasten symbolisiert, dass a_2 in MS_2 näher erläutert, also semantisch konkretisiert wird (Zeilen 6–9). a_1 steht für einen Bedeutungsaspekt bzw. ein Prädikat (wie etwa die implizite Bewertung, dass das Soziale etwas Gutes und das Unsoziale etwas Schlechtes ist), der bzw. das auch in MS_2 präsupponiert bleibt, ohne eigens thematisiert zu werden.

Die Bedeutung von *unsozial* wird im Mental Space MS_1 zunächst durch den Sprecher vorgegeben, dann aber mit Blick auf weitere Prädikate genauer erläutert. Diese werden jedoch – anders als in Beispiel 4 (dort in Zeilen 9–12) – nicht expliziert, sondern vielmehr nur suggeriert, indem illustrative Beispiele für eine exemplarische Veranschaulichung sorgen. Dabei dienen

die beiden expliziten Prädikationen[32], nämlich „ist wenn in diesem Lande Vermögenssteuer für Besserverdienende abgeschafft wird“ und „ist wenn mit der anderen Hand in der Tasche der Menschen gewühlt wird“, dazu, einen spezifischen Wissensaspekt (= a_2) zu erläutern, der bereits in der vorgängigen Gesprächssequenz thematisch war (Zeilen 1–2): die Bestimmung, welche Bürger in welchem Ausmaß und zu welchem Zweck vom Staat zusätzlich besteuert werden sollen.

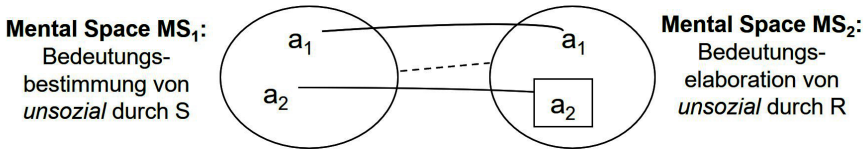


Abb. 5: Konzeptuelle Elaboration der Konstituente a_2 in intensionaler Hinsicht.

Wichtig ist an dieser Stelle, dass a_2 in MS_1 mit a_2 in MS_2 nicht über einen Identitäts-Konnektor verbunden ist, da beide zwar auf denselben Wissensaspekt Bezug nehmen, diesen aber anhand von Beispielen unterschiedlich erläutern. Wie bereits erwähnt, werden solche Wissensaspekte in der Frame-Semantik als Frame-Elemente (framespezifisch definierte semantische Rollen) bezeichnet; alternativ findet man mitunter den Terminus der Leerstelle bzw. des Slot (vgl. Ziem 2008: 298–325). Hier zeigt sich deutlich, dass es für eine differenzierte strukturelle Beschreibung von Mental Spaces unerlässlich ist, systematisch die analytisch gewonnenen Beschreibungskategorien der Frame-Semantik – insbesondere die des Wertes/Fillers bzw. der expliziten/impliziten Prädikation (Token) und der Leerstelle bzw. semantischen Rolle (Type) und des Standardwertes – einzubringen (hierzu: Ziem 2020a). Konkret ist für die Analyse des vorliegenden Beispiels die systematische Unterscheidung von Token (Filler/Instanzen) und Types (semantische Rollen/Types) insofern fundamental, als durch sie erst erkennbar wird, dass sich in beiden Mental Spaces a_2 auf dasselbe Frame-Element bezieht, dieses aber je unterschiedlich instantiiert bzw. elaboriert wird.[33] Die durchgeführte konzeptuelle Elaboration in den Zeilen 6–9 erfüllt dabei die kommunikative Funktion einer semantischen Fremdkorrektur, insofern sie vorgängige – teilweise implizite – Bestimmungen dessen, was unsozial ist (Zeilen 1–2) zugunsten von anderen Bestimmungen suspendiert. Bei dieser Fremdkorrektur bzw. Revidierung von eingeführten Prädikaten ist über den beschriebenen Prozess der Elaboration hinaus der Mechanismus der konzeptuellen Desintegration wirksam (der Übersichtlichkeit halber ist dieser jedoch in Abb. 5 nicht einbezogen). Hier zeigt sich also abermals, dass in vielen Fällen verbaler Sprachthematisierung auch die drei erläuterten kognitiven Mechanismen (Integration, Desintegration, Elaboration) – möglicherweise systematisch – miteinander interagieren.

4.4 Zusammenfassung der Ergebnisse

Kognitive Aktivitäten, die beim interaktiven Prozess der Bedeutungskonstitution wirksam sind, lassen sich am Beispiel von Sprachthematisierungen besonders gut nachzeichnen. Im Fall von Begriffen, die als kontrovers bewertet werden, betreffen (implizite) Sprachthematisierungen insbesondere lexikalische Bedeutungsaspekte. In exemplarischen Einzelfallanalysen hat sich gezeigt, dass drei grundlegende kognitive Mechanismen zu unterscheiden sind. Ich betrachte die drei Mechanismen der konzeptuellen Integration, Desintegration und Elaboration deshalb als grundlegend, weil sich auf der Basis der analysierten Gesprächssequenzen zum einen kein anderer Mechanismus identifizieren ließ, der für den untersuchten Phänomenbereich von vergleichbar zentraler Relevanz ist. Zugespitzt formuliert: Wären GesprächsteilnehmerInnen nicht in der Lage, Wissen konzeptuell zu (des-)integrieren und zu elaborieren, würde der Prozess der gemeinsamen, interaktiven Bedeutungsbildung scheitern. Die erzielten Analyseergebnisse legen nahe, dass in zahlreichen interaktiven Prozessen der Sprachthematisierung nicht nur einer der drei konzeptuellen Mechanismen wirksam ist, sondern vielmehr zwei (oder sogar alle drei) miteinander interagieren.

Tab. 2: Kognitive Aktivitäten bei verbalsprachlichen Verfahren und Praktiken der Sprachthematisierung.

		konzeptuelle Integration	**konzeptuelle Desintegration**	**konzeptuelle Elaboration**
Kognitive Aspekte	(i) kognitiver Prozess	Kategorisierung / Blending	Negation / Substitution / Rekategorisierung	Fokussierung / Profilierung
	(ii) konzeptuelle Struktur	Erweiterung des Begriffsumfangs	Neubestimmung des Begriffsgehalts	Konkretisierung / Verengung eines begrifflichen Aspektes
Interaktive Aspekte	(iii) verbalsprachliche Verfahren / Praktiken	Topikalisierung, Metaphorisierung, Resonanzerzeugung bzw. Wiederholung usw.	Einsatz von konkurrierenden Begriffen, Stereotypen, Hyponymen usw.	Paraphrasierung, Erläuterung von Bedeutungsaspekten, Exemplifizierung
	(iv) kommunikativer Zweck	erweiterte Sachverhaltsdarstellung, (pejorative) Bewertung usw.	(Eigen/Fremd-) Reparatur, (epistemische) Problematisierung usw.	Präzisierung, Modifizierung, (Eigen-/Fremd-) Reparatur usw.

Zum anderen handelt es sich bei den drei Aktivitäten um grundlegende und nicht um idiosynkratische Prozesse, weil sie in basalen menschlich-kognitiven Fähigkeiten zur Manipulation von mentalen Objekten gründen, nämlich in der Kategorisierung, (De-)Fokussierung bzw. Vordergrund-Hintergrund-Unterscheidung und Abstrahierung bzw. Schematisierung (vgl. Langacker 1987: 116–137, 183–189). Führen (Re-)Kategorisierungen im Fall einer konzeptuellen Integration zur Erweiterung des Begriffsumfangs (mittels konzeptuellen Blendings im Sinne von Fauconnier und Turner 2002),

werden im Fall der konzeptuellen Desintegration Bedeutungsaspekte negiert bzw. substituiert und mithin rekategorisiert, was eine Neubestimmung des Begriffsgehalts zur Folge hat. Schließlich ist bei der konzeptuellen Elaboration eine Fokussierung bzw. Profilierung von bestimmten Bedeutungsaspekten zu beobachten, die eine Erläuterung oder Konkretisierung eines Bedeutungsaspektes und somit ebenfalls eine Bedeutungsverengung zum Ergebnis hat. Diese kognitiven Aspekte der interaktionalen Bedeutungskonstitution sind in Tabelle 2 in der Zeile „kognitive Aspekte" zusammengefasst.

Weiterhin korrespondieren den drei kognitiven Mechanismen spezifisch interaktionale Aspekte der Bedeutungskonstitution; diese sind in der Zeile „interaktive Aspekte" resümiert. So liegt etwa der kommunikative Zweck einer konzeptuellen Integration in einer erweiterten Sachverhaltsdarstellung und einer (impliziten) Bewertung, während eine konzeptuelle Desintegration oft als Mittel zur Problematisierung von zuvor vollzogenen oder präsupponierten Prädikationen genutzt wird. Dagegen dient konzeptuelle Elaboration dazu, einen Wissensaspekt zu erläutern und zu präzisieren. Stellt die Sprache eine Vielzahl an Möglichkeiten bereit, mittels spezifisch verbalsprachlicher Verfahren oder Praktiken Wortbedeutungen interaktiv auszuhandeln, liegt jedem Verfahren mindestens eine der drei kognitiven Aktivitäten bzw. Mechanismen zugrunde. Dies ist zunächst eine Hypothese, die sich aus den Ergebnissen der durchgeführten Analysen ableitet. Sie wäre in weiteren Studien zu prüfen und ggf. zu modifizieren. Es ist durchaus nicht ausgeschlossen, dass sich bestimmte sprachliche Verfahren nur im Rückgriff auf weitere kognitive Mechanismen umfassend erklären lassen.

5. Schlussbemerkungen

Gegenstand der vorliegenden Untersuchung waren Begriffe, die von SprecherInnen im mündlichen Sprachgebrauch als kontrovers bewertet werden. Als sprachlicher Indikator für diese Bewertungen dienten Sprachthematisierungen. Diese haben sich bereits in Studien zum öffentlichen Sprachgebrauch als nützliches Kriterium erwiesen, um öffentlich umstrittene, also kontroverse Begriffe zu identifizieren (etwa Stötzel und Wengeler 1995). Anders als in diesen Studien stand in dem vorliegenden Beitrag jedoch die mündliche Kommunikation im Zentrum, und es zeigte sich, dass eigene und teilweise auch andere Mittel zur Sprachthematisierung möglich und wirksam sind (vgl. Punkt (iii) in Tab. 1), um die Bedeutungspotentiale von verwendeten sprachlichen Ausdrücken selektiv auszuschöpfen. In diesem Sinn versteht sich das erzielte Ergebnis auch als eine Erweiterung des gängigen Untersuchungsskopus der Forschung zu agonalen Diskursen und hier insbesondere zu kontroversen Begriffen.

In methodologischer Hinsicht unternahm der Beitrag den Versuch, die üblichen Grenzen zu überschreiten. So sehr die Gesprächsforschung spätestens seit der Jahrtausendwende ihren Gegenstandsbereich und ihr

Methodenrepertoire erweitert hat, so sehr fällt die methodisch defizitäre Behandlung von Bedeutungsbildungen in der öffentlichen Kommunikation ins Auge. Dies mag in ihren historischen Wurzeln – der ethnomethodologischen Konversationsanalyse – begründet liegen; die Konversationsanalyse zeichnet sich methodisch durch einen rigorosen Empirismus aus, für den die menschliche Kognition, wenn nicht eine Blackbox, dann zumindest eine mit ihrer Methodik nicht zugängliche Größe ist. Ihre antikognitive Ausrichtung lässt für eine umfassende Beschreibung sprachlicher Bedeutungen kaum Raum, denn ohne Rückgriff auf intersubjektiv geteiltes Hintergrundwissen („common ground"), auf das SprachbenutzerInnen aus ihrem Gedächtnis selektiv zugreifen können, und ohne implizit unterstellten Intentionen der KommunikationspartnerInnen können weder sprachliche Bedeutungen angemessen erfasst werden, noch dürfte erfolgreiche mündliche Kommunikation überhaupt möglich sein (vgl. hierzu Deppermann 2007: 224 sowie die Einleitung zu diesem Sonderheft). Der Einbezug kognitiver Kategorien ist folglich für eine jede nicht-reduktionistisch verfahrende Gesprächssemantik unerlässlich. Nur: In welcher Form ist dieser Einbezug möglich? Noch grundsätzlicher:

> Wie sieht eine kognitiv orientierte Gesprächslinguistik der Zukunft aus? Was erklärt sie zu ihrem Gegenstand, und mit welchen theoretischen Modellen und methodischen Verfahren geht sie daran, diesen Gegenstand zu bearbeiten? Und vor allem: Wie kann sie es erreichen, dass die Öffentlichkeit ihr in den zentralen Fragen der Gestaltung der modernen Informations- und Kommunikationsgesellschaft das ihr zustehende Gehör schenkt? (Strohner und Brose 2001: 1175).

Als Strohner und Brose vor inzwischen zwanzig Jahren diese heute immer noch hochaktuellen und weitgehend unbeantworteten Fragen gestellt haben, hatten sie die Psycholinguistik und Psychologie als Partnerinnen für die Gesprächslinguistik im Visier. Mit dem vorliegenden Beitrag habe ich unter anderem im Anschluss an Arbeiten von Deppermann (2006a; 2006b; 2007; 2011) und Hougaard (2005) dafür argumentiert, auch das kognitiv-semantische Theorem des Mental Space unter Einbezug von Frames für die Gesprächsforschung und die Untersuchung öffentlicher Kommunikation fruchtbar zu machen. Frames geben Mental Spaces jene sprachlich-konventionelle Struktur vor, auf deren Basis Mental Spaces operieren; Mental Spaces dynamisieren umgekehrt Frames in einer Weise, die Diskursprogression Rechnung zu tragen erlaubt. Lautet der Vorschlag, den inkrementellen Prozess der Bedeutungskonstitution im mündlichen Sprachgebrauch als eine elementare kognitive Integrationsleistung der SprachteilnehmerInnen zu analysieren und zu modellieren, so bleibt zu hoffen, dass die Gesprächsforschung und die Kognitive Linguistik in Zukunft stärker als bislang geschehen zusammenrücken werden, um jenseits von methodologischen Vorbehalten integrative und umfassende Analysen des öffentlichen Sprachgebrauchs vorzulegen.

Anmerkungen

* Ich danke Arnulf Deppermann und zwei GutachterInnen für wertvolle Hinweise zu einer früheren Fassung des vorliegenden Beitrags. Alle bestehenden Fehler und Unzulänglichkeiten habe ich natürlich selbst zu verantworten.

1 Selting und Couper-Kuhlen (2000) benutzen den Terminus *Interaktionale Linguistik* zur Benennung eines Forschungsprogramms, das die gesprochene Sprache in konkreten situativen, sozialen Settings zum Untersuchungsgegenstand hat und sich methodologisch ‚offen' zeigt, also nicht mehr notgedrungen an alle Voraussetzungen der ethnomethodologischen Forschungstradition gekoppelt ist, aus der sie hervorgegangen ist. Im Folgenden benutze ich *Interaktionale Linguistik* in Anlehnung an Selting und Couper-Kuhlen, *Gesprächsforschung* dagegen als allgemeine Bezeichnung für Ansätze, die gesprochene Sprache untersuchen, seien sie an Fragestellungen der ‚traditionellen' Konversationsanalyse oder der kognitiven Linguistik interessiert.

2 Vgl. hierzu etwa die immer noch hochaktuelle Studie des Sprachpsychologen Hörmann (1994). Zu einem ähnlichen Befund kommen kommunikations- und handlungstheoretisch fundierte Bedeutungstheorien (etwa Clark 1996; Busse 1987; Heringer 1974) sowie kognitiv-semantische Ansätze, einschließlich der Prototypentheorie und Frame-Semantik (vgl. zusammenfassend Ziem 2008: 117–172; ausführlich: Ziem 2020a).

3 Mit *Kognitiver Linguistik* meine ich hier eine Ansammlung von Schulbildungen (Langackers Kognitive Grammatik, verschiedene Konstruktionsgrammatiken usw.) und Theoremen (Frames, konzeptuelle Metaphern, Bildschemata, idealisierte kognitive Modelle usw.), die auf mindestens drei Prämissen basieren (Croft und Cruse 2004: 1): (1) Sprache ist keine autonome Instanz im menschlichen kognitiven System, (2) Grammatik ist Konzeptualisierung, und (3) sprachliches Wissen entsteht aus dem Sprachgebrauch.

4 Vgl. den Überblick in Deppermann (2011) und Ziem und Lasch (2011).

5 Instruktiv sind etwa die Studien von Brône und Zima (2011) zu verbalen Resonanzphänomenen, von Auer (2006), Imo (2007) und Birkner (2008) zu syntaktischen Besonderheiten des gesprochenen Deutsch, von Deppermann (2006b) zur gesprochensprachlichen Bedeutungskonstitution sowie die von Günthner und Imo (2006a) und Günthner und Bücker (2009) herausgegebenen Sammelbände zu einer Vielzahl weiterer Phänomene.

6 Mit der Kognitiven Linguistik konkurrierende kognitive Ansätze, wie die generative Grammatik, werden deswegen manchmal als rationalistische Ansätze beschrieben, da die zugrunde liegende Theorie nicht das Ergebnis systematischer empirischer Forschung ist, sondern unabhängig von dieser Bestand hat – und insofern gegen empirische Evidenz ‚immunisiert' ist.

7 Dies gilt nicht für alle Ansätze der Kognitiven Linguistik gleichermaßen. So greifen insbesondere Linguisten der ersten Generation (wie George Lakoff, Ron Langacker, Charles Fillmore, Leonard Talmy) bevorzugt auf erfundene Beispielsätze zurück, um diese introspektiv zu analysieren. Die Nutzung von erfundenen Daten wird zu Recht von Gesprächsanalytikern und auch von kognitiven Linguisten kritisiert. In den letzten Jahren lässt sich aber ein starker Trend in der Kognitiven Lin-

guistik ausmachen, authentische Sprachdaten zu untersuchen (Tummers u.a. 2005; Gonzalez-Marquez u.a. 2007).

8 Dies gilt auch für stark idiomatisierte Ausdrücke, vgl. Langlotz (2006: 175–286).

9 Vgl. Coulson (2001: 55); für weitere Beispiele und Erklärungen vgl. Ziem (2006; 2008).

10 So etwa in Feilke (1994: 19); vgl. die kritische Diskussion dazu in Ziem (2009: 193–195).

11 „Our notion of meaning potential fits a dialogical epistemology of language, action, cognition and communication. A dialogical theory emphasises the essence of interaction; interactions between self and other, between utterances and overarching activity types, between linguistic resources and contexts, and between different linguistic resources“ (Norén und Linell 2007: 390).

12 Vgl. dazu den kritischen Überblick zur einschlägigen Forschung in Ziem (2010).

13 Fauconnier und Turner argumentieren ausdrücklich, dass verfügbares Hintergrundwissen mentale Räume mittels Frames strukturiert; vgl. auch Sweetser (1999: 135): „Mental spaces have internal structure which includes frame […] structure; one could view Fillmore's […] frame as a rather schematic (partially-filled) and conventional mental space, or as a possible internal structural component of more filled-out mental spaces.“ Zur systematischen korpusbasierten Ermittlung von Hintergrundinformationen vgl. das von mir vorgeschlagene Verfahren (Ziem 2008: 406–421).

14 So schreibt etwa Turner (1991: 206): „Expressions do not mean; they are prompts for us to construct meanings by working with processes we already know. […] When we understand an utterance, we in no sense are understanding 'just what the words say'.“

15 Vgl. auch Stötzel (1995: 17); Stötzel (1980: 39); Wengeler (1996: 412f.). Zuvor hat schon das groß angelegte Projekt „Geschichtliche Grundbegriffe“ von Brunner, Conze und Koselleck (1972–1997) auf ein ähnliches Kriterium zurückgegriffen, um Begriffe als „Vehikel gesellschaftlichen Wissens“ auszuweisen.

16 Zur genaueren Bestimmung der Termini *Referenz* und *Prädikation* im Rahmen der hier zugrunde gelegten kognitiven Bedeutungstheorie vgl. Ziem (2008: 288–335).

17 Und auch im Bereich der konzeptionellen Mündlichkeit treten sie häufig auf; man denke an massenmediale Kommunikation und dort zu findende Diskursarten wie Talkshows, Interviews, Bundestagsdebatten.

18 Die im Folgenden zitierten und analysierten Transkripte sind unverändert aus dem Original übernommen; transkribiert wurde nach GAT.

19 Vgl. hierzu: https://gsw.phil.hhu.de/framenet/frame?id=822; letzter Zugriff: 19. 7. 2021. Der Frame ist folgendermaßen definiert: „Eine Vorteilhafte_Situation bewirkt eine Verbesserung einer Ausgangssituation (Begünstigte_Situation). In vielen Fällen wird ein Begünstigter (eine Person, die von der Begünstigten_Situation positiv betroffen ist) anstelle der oder zusätzlich zur Begünstigten_Situation erwähnt. [...].“ Der gängigen Konvention folgend werden Frame-Elemente auch hier und im Folgenden zur besseren Erkennbarkeit in kleine Kapitälchen gesetzt.

20 Zu den weiteren – so genannten peripheren und extrathematischen – Frame-Elementen dieses Frames gehören: Art_und_Weise, Bereich, Mittel, Ort, Teilmenge, Zeit, Zweck.

21 Ich möchte an dieser Stelle die Frage offenlassen, inwiefern die Interagierenden einen jeweils ‚eigenen' mentalen Raum oder einen gemeinsamen mentalen Raum aufbauen. Da die Theorie mentaler Räume zuvorderst ein kognitiver Beschreibungsansatz ist, läge zwar ersteres nahe; nur sehr unzureichend beantwortet bliebe dann aber die Frage nach dem in der Interaktion gemeinsam konstituierten „common ground". Es dürfte eine interessante Forschungsaufgabe sein, dieses Spannungsfeld auszuloten.

22 Die Frage „was wollen sie nutzen?" ist als gesprochensprachlich elliptische Konstruktion zu bewerten und müsste lauten „zu was" bzw. „mit welchem Ziel" etwas genutzt werden soll.

23 Fauconnier (1985: 163) verwendet hier den Begriff *Element*, um deutlich zu machen, dass es sich um elementare Bestandteile eines mentalen Raumes handelt. Alternativ verwende ich hier auch den Begriff der *Konstituente*. Diese sind, wie erläutert, maßgeblich motiviert durch Frame-Elemente des aufgerufenen Frames.

24 Über die Thematisierung von Wortbedeutungen hinaus lassen sich nach Bublitz (2001: 1332–1339) acht weitere metasprachliche Bezugsgrößen unterscheiden: (i) Kanal („hörst du mich?"), (ii) Sprecherrolle, Hörerrolle und Rederecht („jetzt bist du dran"), (iii) Satzbedeutung („wieso ist das ein Beispiel für?"), (iv) Äußerungsbedeutung („ich habe gehört, dass…"), (v) Gesprächsthema und thematische Handlung („diese Frage wirft zwei andere Probleme auf"), (vi) Rahmen und Textart („die Geschichte geht so"), (vii) Gesprächsmaximen („das dürft ihr nicht ernst nehmen") und (viii) Textbezug („im nächsten Abschnitt"); für weitere Unterscheidungen vgl. auch Techtmeier (2001: 1253f.).

25 Vgl. ferner weitere Beispiele in Kallmeyer (1981) und Schmitter und Adamzik (1982).

26 Obwohl ich für diesen Prozess den Terminus *konzeptuelle Integration* vorsehe, ist er nicht bzw. nicht zwangsläufig mit „blending" gleichzusetzen, das manchmal ebenfalls als „konzeptuelle Integration" bezeichnet wird (Fauconnier und Turner 2002). Blending-Prozesse zeichnen sich nämlich dadurch aus, dass neues, emergentes Wissen in dem neuen Wissensraum („Blend") entsteht. Dem ist im vorliegenden Fall der metasprachlichen Thematisierung nicht so.

27 Das komplexe Prädikat *hat die deutschen Wochenschauen von 1935 bis 1939 zensiert und gleichgeschaltet* lässt sich in mindestens zwei Prädikate – *hat...zensiert* und *hat…gleichgeschaltet* – zerlegen. Beide weisen in Gestalt von expliziten Prädikationen den Diskursreferenten *der gleiche Mann* bzw. *Weidemann* näher aus; zur Unterscheidung von expliziten und impliziten Prädikationen vgl. Ziem (2008: 325–366).

28 Dieses Beispiel ist der Datenbank für gesprochenes Deutsch entnommen, die das Institut für deutsche Sprache in Mannheim bereitstellt, und nicht verändert worden. Hierbei handelt es sich um das Transkript IS004 zum Thema „Emigrantendeutsch in Israel".

29 Bereits Ehlich (1987) hat im Rahmen der Funktionalen Pragmatik darauf hingewiesen, dass *so* einen spezifischen Verweisraum, nämlich einen so genannten „Vorstellungsraum", eröffnet. Es wäre lohnenswert, das funktional-pragmatische Theorem der Verweisräume systematisch mit Fauconniers Theorie mentaler Räume in Verbindung zu bringen.

30 Zur systematischen Bestimmung der Funktion semantischer Kontrastierungen in Gesprächen vgl. Deppermann (2007: 210–310).

31 Sie entsprechen mithin „impliziten Prädikaten“ in der Frame-Semantik, vgl. Ziem (2009: 335–348).
32 Zur Erläuterung des Terminus explizite Prädikation vgl. Ziem (2009: 225–235).
33 *Unsozial* evoziert den Frame BEWERTUNG_SOZIALER_INTERAKTIONEN (vgl. https://gsw.phil.hhu.de/framenet/frame?id=1004, Stand: 1.7.2021), dessen Frame-Element VERHALTEN von a_2 in beiden Mental Spaces je unterschiedlich instantiiert wird.

Transkriptionskonventionen GAT (vgl. Selting et al. 2009.)

[ ]	Überlappung und Simultansprechen
=	unmittelbarer Anschluss neuer Beiträge
(.)	Mikropause
(-), (--), (---)	kurze, mittlere, längere Pausen bis ca. 1 Sek.
(2.0)	Pause von mehr als 1 Sek. Dauer
un_äh	Verschleifungen
:, ::, :::	Dehnung je nach Dauer
'	Glottalverschluss
haha hehe hihi	silbisches Lachen
?	stark ansteigend
,	steigend
-	gleichbleibend
;	fallend
.	stark fallend
((hustet))	para-/außersprachliche Handlungen/Ereignisse
<<hustend> >	sprachbegleitende para- und außersprachliche Handlungen
(solche)	vermuteter Wortlaut
akZENT	Primär- bzw. Hauptakzent
↑	Tonhöhensprung nach oben
<<h> >	hohes Tonhöhenregister
<<f> >	*forte*, laut
<<p> >	*piano*, leise
<<all> >	*allegro*, schnell
<<len> >	*lento*, langsam
.h, .hh, .hhh	Einatmen, je nach Dauer
h, hh, hhh	Ausatmen, je nach Dauer

Literatur

Allwood, Jens (2003). Meaning Potentials and Context: Some Consequences for the Analysis of the Variation of Meaning. In: Herbert Cuyckens, René Dirven und John Taylor (eds.). *Cognitive Approaches to Lexical Semantics.* Berlin und New York: de Gruyter, 29–65.

Auer, Peter (2006). Construction Grammar Meets Conversation. Einige Überlegungen am Beispiel von ‚so‘-Konstruktionen. In: Susanne Günthner und Wolfgang Imo

(eds.). *Konstruktionen in der Interaktion*. Berlin und New York: de Gruyter, 291–314.

Birkner, Karin (2006). „Was meinen sie jetzt mit NUTzen". Wortbedeutung als Gegenstand diskursiver Bedeutungskonstitution. In: Arnulf Deppermann und Thomas Spranz-Fogasy (eds.). *be-deuten. Wie Bedeutung im Gespräch entsteht*. Tübingen: Stauffenburg, 184–202.

Birkner, Karin (2008). *Relativ(satz)konstruktionen im gesprochenen Deutsch. Syntaktische, prosodische, semantische und pragmatische Aspekte*. Berlin und New York: de Gruyter.

Brône, Geert und Elisabeth Zima (2011). Ad-hoc-Konstruktionen in der Interaktion. Eine korpus-basierte Studie dialogischer Resonanzerzeugung. In: Alexander Ziem und Alexander Lasch (eds.). *Konstruktionsgrammatik III*. Tübingen: Stauffenburg, 255–273.

Brunner, Otto, Werner Conze und Reinhart Koselleck (Hrsg.) (1972–1997). *Geschichtliche Grundbegriffe: Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland.* Stuttgart: Klett-Cotta.

Bublitz, Wolfram (2001). Formen der Verständnissicherung in Gesprächen. In: Gerd Antos, Klaus Brinker, Wolfgang Heinemann und Sven F. Sager (eds.). *Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. 2. Halbband. Berlin und New York: de Gruyter, 1330–1340.

Bühler, Karl (1999 [1934]). *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Stuttgart: Lucius & Lucius.

Busse, Dietrich (1987). *Historische Semantik. Analyse eines Programms*. Stuttgart: Klett-Cotta.

Busse, Dietrich (2012). *Frame-Semantik. Ein Kompendium*. Berlin und Boston: de Gruyter.

Clark, Herbert H. (1996). *Using Language*. Cambridge: Cambridge University Press.

Coulson, Seana (2001). *Semantic leaps. Frame-shifting and conceptual blending in meaning construction*. Cambridge: Cambridge University Press.

Coulson, Seana (2006). Constructing meaning. *Metaphor & Symbol* 21, 245–266.

Croft, William und David A. Cruse (2004). *Cognitive Linguistics*. Cambridge: Cambridge University Press.

Deppermann, Arnulf (2006a). Von der Kognition zur verbalen Interaktion. Bedeutungskonstitution im Kontext aus Sicht der Kognitionswissenschaften und der Gesprächsforschung. In: Arnulf Deppermann, und Thomas Spranz-Fogasy (eds.). *be-deuten. Wie Bedeutung im Gespräch entsteht*. Tübingen: Stauffenburg, 11–33.

Deppermann, Arnulf (2006b). Konstitution von Wortbedeutung im Gespräch. Eine Studie am Beispiel des jugendsprachlichen Bewertungsadjektivs assi. In: Arnulf Deppermann und Thomas Spranz-Fogasy (eds.). *be-deuten. Wie Bedeutung im Gespräch entsteht*. Tübingen: Stauffenburg, 158–184.

Deppermann, Arnulf (2007). *Grammatik und Semantik aus gesprächsanalytischer Sicht*. Berlin und New York: de Gruyter.

Deppermann, Arnulf (2011). Konstruktionsgrammatik und Interaktionale Linguistik. Affinitäten, Komplementaritäten und Diskrepanzen. In: Alexander Ziem und Alexander Lasch (eds.). *Konstruktionsgrammatik III*. Tübingen: Stauffenburg.

Deppermann, Arnulf und Reinhold Schmitt (2009). Verstehensdokumentationen: Zur Phänomenologie von Verstehen in der Interaktion. *Deutsche Sprache* 3, 8, 220–245.

Du Bois, John W. (2010). *Towards a Dialogic Syntax*. University of Santa Barbara. [Unveröffentl. Manuskript].

Ehlich, Konrad (1987). so – Überlegungen zum Verhältnis sprachlicher Formen und sprachlichen Handelns, allgemein und an einem widerspenstigen Beispiel. In: Iner Rosengren (ed.). *Sprache und Pragmatik*. Stockholm: Almqvist & Wiksell, 279–298.

Ehmer, Oliver (2012). *Imagination und Animation. Die Herstellung mentaler Räume durch animierte Rede*. Berlin und New York: de Gruyter.

Evans, Vyvan und Melanie Green (2006). *Cognitive Linguistics. An introduction*. Edinburgh: Edinburgh University Press.

Fauconnier, Gilles (1985). *Mental spaces. Aspects of Meaning Construction in Natural Languages*. Cambridge: MIT Press.

Fauconnier, Gilles (1997). *Mappings in Thought and Language*. Cambridge: Cambridge University Press.

Fauconnier, Gilles und Mark Turner (2002). *The Way We Think. Conceptual Blending and the Mind's Hidden Complexities*. New York: Basic Books.

Feilke, Helmuth (1994). *Common sense-Kompetenz. Überlegungen zu einer Theorie „sympathischen" und „natürlichen" Meinens und Verstehens*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Fillmore, Charles J. (1975). An alternative to checklist theories of meaning. In: Cathy Cogen, Henry Thompson, Graham Thurgood, Kenneth Whistler und James Wright (eds.). *Proceedings of the first annual meeting of the Berkeley Linguistics Society*. Berkeley: Berkeley Linguistics Society, 123–131.

Garfinkel, Harold (1967). *Studies in Ethnomethodology*. Malden, MA: Polity Press.

Gibbs, Raymond W. (2006). *Embodiment and cognitive science*. New York: Cambridge University Press.

Goldberg, Adele (1995). *Constructions. A Construction Grammar Approach to Argument Structure*. Chicago: University of Chicago Press.

Goldberg, Adele (2006). *Constructions at Work. The Nature of Generalization in Language*. Oxford: Oxford University Press.

Gonzalez-Marquez, Monica, Raymond B. Becker und James E. Cutting (2007). An introduction to experimental methods for language researchers. In: Monica Gonzalez-Marquez, Irene Mittelberg, Seana Coulson und Michael J. Spivey (eds.). *Methods in Cognitive Linguistics.* Amsterdam und Philadelphia: Benjamins, 53–86.

Gülich, Elisabeth und Thomas Kotschi (1996). Textherstellungsverfahren in mündlicher Kommunikation. Ein Beitrag am Beispiel des Französischen. In: Wolfgang Motsch (ed.). *Ebenen der Textstruktur. Sprachliche und kommunikative Prinzipien*. Tübingen: Niemeyer, 37–80.

Gülich, Elisabeth und Lorenza Mondada (2008). *Konversationsanalyse. Eine Einführung am Beispiel des Französischen*. Tübingen: Niemeyer.

Günthner, Susanne und Wolfgang Imo (eds.) (2006a). *Konstruktionen in der Interaktion*. Berlin und New York: de Gruyter.

Günthner, Susanne und Wolfgang Imo (2006b). Konstruktionen in der Interaktion. In: Susanne Günthner und Wolfgang Imo (eds.). *Konstruktionen in der Interaktion*. Berlin und New York: de Gruyter, 1–22.

Günthner, Susanne und Jörg Bücker (eds.) (2009). *Grammatik im Gespräch. Konstruktionen der Selbst- und Fremdpositionierung*. Berlin und New York: de Gruyter.

Heringer, Hans-Jürgen (1974). *Praktische Semantik*. Stuttgart: Klett.

Heritage, John (1984). *Garfinkel and ethnomethodology*. Cambridge: Polity.

Hörmann, Hans (1994). *Meinen und Verstehen. Grundzüge einer psychologischen Semantik*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Hougaard, Anders (2005). Conceptual disintegration and blending in interactional sequences. A discussion of new phenomena processes vs. products, and methodology. *Pragmatics* 37, 1653–1685.

Imo, Wolfgang (2007). *Construction Grammar und Gesprochene-Sprache-Forschung. Konstruktionen mit zehn matrixsatzfähigen Verben im gesprochen Deutsch*. Tübingen: Niemeyer.

Kallmeyer, Werner (1981). Aushandlung und Bedeutungskonstitution. In: Peter Schröder und Hugo Steger (eds.). *Dialogforschung. Jahrbuch 1980 des Instituts für deutsche Sprache*. Düsseldorf: Pädagogischer Verlag Schwann, 89–127.

Kern, Friederike (2006). Die interaktive Aushandlung von Bedeutung am Beispiel des Begriffs Verantwortung in einem Bewerbungsgespräch. In: Arnulf Deppermann und Thomas Spranz-Fogasy (eds.). *be-deuten. Wie Bedeutung im Gespräch entsteht.* Tübingen: Stauffenburg, 222–235.

Kindt, Walther und Yvonne Rittgeroth (2009). *Strategien der Verständigungssicherung. Zur Lösung einer universellen Aufgabe von Kommunikation*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Koch, Peter und Wulf Österreicher (1985). Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. *Romanistisches Jahrbuch* 36, 15–43.

Lakoff, George und Mark Johnson (1980). *Metaphors We Live By.* Chicago: University of Chicago Press.

Langacker, Ronald W. (1987). *Foundations of Cognitive Grammar. Theoretical Prerequisites*. Stanford: Stanford University Press.

Langacker, Ronald W. (1997). The contextual basis of cognitive semantics. In: Jan Nuyts und Eric Pederson (eds.). *Language and Conceptualization.* Oxford: Oxford University Press, 229–252.

Langlotz, Andreas (2006). *Idiomatic Creativity. A Cognitive-linguistic Model of Idiom-representation and Idiom-variation in English*. Amsterdam und Philadelphia: Benjamins.

Lee, Young-Ae (2001). *Dialogsteuerung und Spielregelverletzung in Medieninterviews. Eine empirische Untersuchung anhand deutscher und koreanischer Interviews*. Hamburg: Dr. Kovač.

Norén, Kerstin und Per Linell (2007). Meaning Potentials and the Interaction Between Lexis and Contexts. Some Empirical Substantiations. *Pragmatics* 17, 387–416.

Quasthoff, Uta und Dietrich Hartmann (1982). Bedeutungserklärungen als empirischer Zugang zu Wortbedeutungen. Zur Unterscheidbarkeit zwischen holistischen und komponentiellen Bedeutungskonzeptionen. *Deutsche Sprache* 10, 97–118.

Schegloff, Emanuel A. (1986). The routine as achievement. *Human Studies* 9, 111–151.

Schegloff, Emanuel A. (1997). Whose text? Whose context? *Discourse & Society* 8, 165–187.

Schmitter, Peter und Kirsten Adamzik (1982). Überlegungen zur Funktion von Metakommunikation. In: Klaus Detering, Jürgen Schmidt-Radefeldt und Wolfgang Sucharowski (eds.). *Sprache beschreiben und erklären. Akten des 16. Linguistischen Kolloquiums Kiel 1981*. Bd. 1. Tübingen: Niemeyer, 111–143.

Schwitalla, Johannes (2006). Kohäsion statt Kohärenz. Bedeutungsverschiebungen nach dem Sprecherwechsel – vornehmlich in Streitgesprächen. In: Arnuld Deppermann und Thomas Spranz-Fogasy (eds.). *be-deuten. Wie Bedeutung im Gespräch entsteht.* Tübingen: Stauffenburg, 106–118.

Selting, Margret und Elisabeth Couper-Kuhlen (2000). Argumente für die Entwicklung einer 'interaktionalen' Linguistik. *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 1, 76–95.

Selting, Margret et al. (2009). Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem 2 (GAT 2). *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 10, 353–402.

Sinha, Chris (2005). Blending out of the background. Play, props and staging in the material world. *Pragmatics* 37, 1537–1554.

Stefanowitsch, Anatol (2011). Konstruktionsgrammatik und Grammatiktheorie. In: Alexander Ziem und Alexander Lasch (eds.). *Konstruktionsgrammatik III*. Tübingen: Stauffenburg, 11–25.

Stötzel, Georg (1980). Konkurrierender Sprachgebrauch in der deutschen Presse. Sprachwissenschaftliche Textinterpretation zum Verhältnis von Sprachbewusstsein und Gegenstandskonstitution. *Wirkendes Wort* 30, 39–53.

Stötzel, Georg (1995). Einleitung. In: Georg Stötzel und Martin Wengeler (eds.). *Kontroverse Begriffe. Geschichte des öffentlichen Sprachgebrauchs in der Bundesrepublik Deutschland*. Berlin und New York: de Gruyter, 1–17.

Stötzel, Georg und Martin Wengeler (eds.) (1995). *Kontroverse Begriffe. Geschichte des öffentlichen Sprachgebrauchs in der Bundesrepublik Deutschland*. Berlin und New York: de Gruyter.

Strohner, Hans und Roselore Brose (2001). Die Rolle von Wissenssystemen für die Gestaltung interaktiven Handelns. In: Gerd Antos, Klaus Brinker, Wolfgang Heinemann und Sven F. Sager (eds.). *Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung.* 2. Halbband. Berlin und New York: de Gruyter, 1169–1178.

Sweetser, Eve (1999). Compositionality and blending. Semantic composition in a cognitively realistic framework. In: Theo Janssen und Gisela Redeker (eds.). *Cognitive Linguistics. Foundations, Scope, and Methodology*. Berlin und New York: de Gruyter, 129–162.

Techtmeier, Bärbel (2001). Form und Funktion von Metakommunikation im Gespräch. In: Gerd Antos, Klaus Brinker, Wolfgang Heinemann und Sven F. Sager (eds.). *Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. 2. Halbband. Berlin und New York: de Gruyter, 1449–1463.

Tummers, José, Kris Heylen und Dirk Geeraerts (2005). Usage-based approaches in Cognitive Linguistics. A technical state of the art. *Corpus-Linguistics and Linguistic Theory* 1/2, 225–261.

Turner, Mark (1991). *Reading minds. The study of English in the age of cognitive science*. Princeton, NJ: Princeton University Press.

Turner, Mark und Gilles Fauconnier (2003). Begriffsmischung und Metapher. *Zeitschrift für Semiotik* 25, 3–4, 241–262.

Weidner, Beate, Katharina König, Wolfgang Imo und Lars Wegner (eds.) (2021). *Verfestigungen in der Interaktion: Konstruktionen, sequenzielle Muster, kommunikative Gattungen*. Berlin: de Gruyter.

Wengeler, Martin (1996). Sprachthematisierungen in argumentativer Funktion. Eine Typologie. In: Karin Böke, Matthias Jung und Martin Wengeler (eds.). *Öffentlicher Sprachgebrauch*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 413–430.

Willich, Alexander (2022). *Konstruktionssemantik. Frames in gebrauchsbasierter Konstruktionsgrammatik und Konstruktikographie*. Berlin und Boston: de Gruyter.

Ziem, Alexander (2006). Wie Werbung Sinn macht. Bedeutungskonstruktionen und -korrekturen durch Text-Bildbeziehungen. In: Martin Wengeler (ed.). *Linguistik als Kulturwissenschaft. Neuere empirische Analysen zur öffentlichen Kommunikation in Werbung, Politik, und Medien*. Hildesheim und New York: Olms, 45–67.

Ziem, Alexander (2008). *Frames und sprachliches Wissen. Kognitive Aspekte der semantischen Kompetenz*. Berlin und New York: de Gruyter.

Ziem, Alexander (2009). Sprachliche Wissenskonstitution aus Sicht der Konstruktionsgrammatik und Kognitiven Grammatik. In: Ekkehard Felder und Marcus Müller (eds.). *Wissen durch Sprache. Theorie, Praxis und Erkenntnisinteresse des Forschungsnetzwerks „Sprache und Wissen“*. Berlin und New York: de Gruyter, 173–206.

Ziem, Alexander (2010). Welche Rolle spielt der Kontext beim Sprachverstehen? Zum Stand der psycholinguistischen und kognitionswissenschaftlichen Forschung. In: Peter Klotz, Paul R. Portmann und Georg Weidacher (eds.). *Kontexte und Texte. Soziokulturelle Konstellationen literalen Handeln.* Tübingen: Niemeyer, 59–83.

Ziem, Alexander (2018). Frames interdisziplinär. In: Alexander Ziem, Lars Inderelst und Detmer Wulf (eds.). *Frame-Theorien interdisziplinär. Modelle, Anwendungsfelder, Methoden*. Düsseldorf: dup, 7–21.

Ziem, Alexander (2020a). Wortbedeutungen als Frames: ein Rahmenmodell zur Analyse lexikalischer Bedeutungen. In: Jörg Hagemann und Sven Staffeldt (eds.). *Semantiktheorien II. Analysen von Wort- und Satzbedeutungen im Vergleich.* Tübingen: Stauffenburg, 27–56.

Ziem, Alexander (2020b). Wenn sich FrameNet und Konstruktikon begegnen: erste Annäherungsversuche zwischen zwei Repositorien zum Deutschen. In: Michel Lefèvre und Katharina Mucha (eds.). *Konstruktionen, Kollokationen, Muster.* Tübingen: Stauffenburg, 13–38.

Ziem, Alexander und Alexander Lasch (2011). Von der geschriebenen zur gesprochenen Sprache. Quo vadis, Konstruktionsgrammatik? In: Alexander Ziem und Alexander Lasch (eds.). *Konstruktionsgrammatik III*. Tübingen: Stauffenburg, 275–281.

Zima, Elisabeth (2021). *Einführung in die gebrauchsbasierte Kognitive Linguistik*. Berlin und Boston: de Gruyter.

Univ.-Prof. Dr. Alexander Ziem
Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf
Lehrstuhl für Germanistische Sprachwissenschaft
Institut für Germanistik, Abt. I
Universitätsstr. 1
D-40225 Düsseldorf
E-Mail: alexander.ziem@uni-duesseldorf.de

Zeitschrift für
Semiotik
Band 43 • Heft 1-2 (2021)
Seite 55-80
Stauffenburg Verlag Tübingen

Bedeutungskonstitution als Zusammenspiel zwischen Kognition und Interaktion

Robert Mroczynski, Universität Leipzig

Summary. Conversation analysis and cognitive semantics each throw a different light on the phenomenon of meaning constitution in everyday conversation. Ethnomethodologically oriented conversation analysis focuses on the construction of meaning in empirically detectable, interactively produced social reality (cf. Heritage 1984: 232). In contrast, cognitive semantics is trying to model individual mental processes. This paper aims at connecting both approaches (cognition and interaction) hoping to establish an analytical model for a comprehensive analysis of spoken language. The cognitive aspect in this paper is based on the blending theory of Fauconnier and Turner (1998: 134ff.) while the interaction aspect builds to the conversation analysis approach, in particular on Sacks et al. (1974) and Clark (1996). It should be noted that comparable attempts have already been made by Deppermann (2006) and Liebert (1997). However, the paper does not enter uncharted territory: Already Liebert (1997), Deppermann (2006, 2007), Ehmer (2012), Hougaard (2008), Oakley and Coulson (2008) as well as Cienki (2008) have been connecting cognition and interaction and demonstrated that there exists a synergetic potential between both approaches (cf. Deppermann 2006: 11ff.; 2007; Liebert 1997: 180ff.; Ehmer 2012). Based on the analysis of a political talk show, this paper aims at demonstrating some of these connections. Furthermore, it points out the problems that become visible from the synthesis provided here.

Keywords. Conversation analysis, cognitive linguistic, cognitive semantic, blending theory, interaction, meaning constitution, political talk show, mental spaces

Zusammenfassung. Die Gesprächsforschung und die kognitive Semantik werfen ein unterschiedliches Licht auf das Phänomen der Bedeutungskonstitution. Während es in der ethnomethodologisch orientierten Konversationsanalyse bei der Bedeutungskonstitution um empirisch nachweisbare, interaktiv hergestellte soziale Wirklichkeit geht (vgl. Heritage 1984: 232), ist die kognitive Semantik bemüht, die mentalen Prozesse des Individuums beim Verstehen sprachlicher Äußerungen zu modellieren. Von dem Befund ausgehend, dass die kognitionssemantische Perspektive auf die semantische Emergenz im Rahmen von gesprächsanalytischen Untersuchungen unterbelichtet ist, kommt

es in diesem Beitrag zur Verbindung eines kognitionssemantischen Modells – der Blending-Theorie nach Fauconnier und Turner (vgl. 1998: 134ff.) – mit dem konversationsanalytischen Ansatz, der insbesondere durch die Arbeiten von Sacks u.a. (1974) und Clark (1996) geprägt ist.[1] Damit betritt der Aufsatz kein absolutes Neuland: Bereits Liebert (1997), Deppermann (2006, 2007), Ehmer (2012), Hougaard (2008), Oakley und Coulson (2008) und Cienki (2008) haben den Versuch unternommen, Interaktion mit Kognition zu verbinden und dabei gezeigt, dass Synergieeffekte zwischen den konversationsanalytischen und kognitiven Ansätzen bestehen (vgl. Deppermann 2006: 11ff.; 2007; Liebert 1997: 180ff.; Ehmer 2012). Dieser Beitrag soll an Ausschnitten aus einer politischen Talkshow einige dieser synergetischen Berührungspunkte aufzeigen und ebenfalls auf die aus der hier vorgenommenen Synthese sichtbar werdenden Probleme hinweisen.

Schlüsselwörter. Konversationsanalyse, Kognitive Linguistik, Kognition und Sprache, Blendingtheorie, Interaktion, Gesprächsanalyse, Bedeutungskonstitution, Kognitive Semantik, Poltische Talkshow, Mentale Räume

1. Bedeutungskonstitution innerhalb der Gesprächsforschung

Der Ansatz der Gesprächsforschung fußt auf den Grundideen der ethnomethodologischen Konversationsanalyse (vgl. Schegloff 1968; Jefferson 1972; Sacks 1989, 1992) und geht auf die Ethnomethodologie Harold Garfinkels (vgl. 1967: 38ff.) zurück. Sowohl den konversationsanalytischen als auch den ethnomethodologischen Ansatz verbindet die Absicht, die impliziten aber zugleich empirisch fassbaren Normen/Regularitäten der sozialen Organisation in kommunikativen Handlungen offenzulegen (vgl. Garfinkel 1967: 11). Dabei stellt für Garfinkel diese soziale Ordnung nichts Starres dar, was apriorisch vorgegeben sei. Es ist vielmehr etwas, das in jeder neuen kommunikativen Situation jedes Mal aufs Neue erzeugt und zugleich vereindeutigt wird (vgl. Bergmann 1980: 32ff.). Die in der Linguistik weit verbreitete Auffassung von der Bedeutung als einer konventionellen, im Lexikon gespeicherten Größe wird innerhalb der Konversationsanalyse sowie der Gesprächsforschung in ihrer Relevanz stark abgestuft bzw. vollständig verworfen.

> Die lexikalische Bedeutung hat gar keine kontextfreie Existenz. Sie muss selbst durch kontextuelle Bedeutungskonstitutionsaktivitäten hergestellt werden. Lexikalische Bedeutung ist eine Abstraktion aus in gewisser Typikalität und Häufigkeit wiederholten, routinisierten und gegebenenfalls schließlich gar standardisierten Wortverwendungen in Kontexten (Deppermann 2006: 16).

Selbst die handlungstheoretische Semantik bzw. die pragmalinguistische Forschungsrichtung erfasst laut der konversationsanalytischen Idee nicht die Bedeutungskonstitution, weil sie lediglich introspektiv konstruierte Ein-

zelsätze zur Untersuchung heranzieht (vgl. Bergmann 1980: 32ff.). Die Konversationsanalyse hingegen stützt ihre Analysen auf empirisch gewonnene Daten von Interaktionen. Da man den Gesprächspartnern nicht „in den Kopf schauen" kann, werden Intentionen, Vorstellungen und kognitive Schlussprozesse in konversationsanalytischen Analysen nicht berücksichtigt (vgl. Heritage 1990). Es interessieren vor allem „die Gesprächspraktiken, die für den Interaktionsprozess ausschlaggebend sind" (Deppermann 2006: 83). Demnach konstituiert der Beitrag (‚turn') eines Sprechers („presentation phase", Clark und Schaefer 1987: 22) im strengen Sinne noch keinen sinnvollen Beitrag. Erst die Reaktion des Gesprächspartners („acceptance phase", Clark und Schaefer 1987: 22.) zeigt e m p i r i s c h , welche Sinnaspekte (beispielsweise Handlungsfunktionen) in dem aktuellen und fortlaufenden Gespräch eine Rolle spielen (werden).[2] Die Reaktion (verbal oder nonverbal) definiert also die vorangegangene Aktion des Gesprächspartners. Ein auf diese Weise interaktiv etablierter Sinn wird von Clark als ‚common ground' (vgl. 1992: 151ff.) bezeichnet, der als Ausgangspunkt für weitere Sinnentfaltung von den Gesprächsteilnehmern herangezogen werden kann. Kurzum: Die Bedeutung wird im Zuge der interaktiven Handlungen der Gesprächspartner etabliert (vgl. Heritage 1984: 259).

Dabei geht man im Rahmen der Konversationsanalyse davon aus, dass die Gesprächspartner stetig bemüht sind, unterschiedliche kommunikative Zwecke zu verwirklichen, die unterschiedliche kommunikative Ebenen betreffen können: Gesprächsorganisation, Sachverhaltsdarstellung, Beziehung, Reziprozität usw. (Kallmeyer 1985: 81ff.). Dies erreichen sie in der Regel, indem sie auf bewährte Handlungsmuster zurückgreifen, die in der Gesellschaft zu einem gewissen Grad routiniert sind. Dies hat zur Folge, dass die Bedeutungskonstitution eng mit den kommunikativen Zwecken und den Routinen verknüpft ist. Solche Muster werden zur Lösung von immer wiederkehrenden Problemen (vgl. Bergmann 1980: 22) eingesetzt. Mit anderen Worten: Die Gesprächspartner verwirklichen ihre vielen kommunikativen Zwecke, indem sie sich wechselseitig mittels unterschiedlicher routinierter Muster ihre Absichten anzeigen – es entsteht ein sinnvolles Gespräch.

Allerdings kann selbst ein durch interaktives Aufzeigen etablierter Sinn (‚common ground') im weiteren Verlauf des Gesprächs demontiert werden. Der Prozess der Bedeutungskonstitution und somit der Vereindeutigung ist in der Konversationsanalyse ein nie abgeschlossener Prozess. Laut Garfinkel und Sacks (vgl. 1976: 143ff.) gehört diese Uneindeutigkeit der kommunikativen Beiträge zur Natur der alltäglichen Interaktion, die der Sprache die notwendige Flexibilität und Universalität verleiht. Dies liegt neben der kontextuellen, teleologischen Bindung der Sprache auch in ihrer indexikalischen Natur begründet. Der von Garfinkel geprägte Indexikalitäts-Begriff soll auf eben diese Problematik verweisen. Die Bedeutung ist demnach nichts ‚Festes', sondern muss im laufenden Gespräch ständig durch unterschiedliche Aufzeigeaktivitäten aktualisiert bzw. modifiziert werden.[3]

> Die Verständigung über Sachverhalte geschieht in verbaler Interaktion mittels sprachlicher Ausdrücke. Deren Bedeutung ist jedoch nicht qua Erwähnung „da" i.S. einer für alle Interaktionsteilnehmer gültigen und kulturell übergreifenden protointeraktionalen Bedeutungsimplikation einer Phonemkonfiguration. Vielmehr gewinnen sie ihre spezifische Bedeutung-in-der-Interaktion im Zuge einer Interaktion anhand verschiedener Bedeutungsaspekte, die durch Kontextualisierungsleistungen der Interaktionsteilnehmer hergestellt werden (Spranz-Fogasy 1992: 1).

2. Bedeutungskonstitution in der kognitiven Semantik am Beispiel der Blendingtheorie

Innerhalb der kognitiven Linguistik wird Sprache als Mittel zur Wissens-Repräsentation und -Perzeption zum Untersuchungsgegenstand. Da unter das Label ‚Kognitive Linguistik' sowohl die modularen (vgl. Chomsky 1986; Bierwisch 1987) als auch die holistischen (vgl. Anderson 1983; Langacker 1988; Lakoff 1987) Ansätze fallen, ist die Kognitive Linguistik kein einheitlich definierter Forschungsbereich (siehe dazu Schwarz 2004). Es verwundert also nicht, dass sich innerhalb der kognitiven Semantik vielfältige zum Teil heterogene Ansätze und Termini herausgebildet haben, mit denen Bedeutungskonstruktion erklärt und benannt wird. Der Begriff der Bedeutungskonstitution lässt sich am besten kognitionslinguistisch als Konzeptualisierung übersetzen. Im Folgenden werde ich ausschließlich auf die Blendingtheorie nach Fauconnier und Turner eingehen.[4]

Fauconnier und Turner betrachten die Blendingtheorie, die sie mit Hilfe des Beschreibungsansatzes der *Conceptual Integration Networks* ausformuliert haben, als „a general cognitive operation on a par with analogy, recursion, mental modeling, conceptual categorization, and framing. It serves a variety of cognitive purposes." (Fauconnier und Turner 1998: 133). In dieser Erläuterung findet man zugleich implizit die Antwort auf die Frage nach der Motivation bzw. der Relevanz der Blendingtheorie: Fauconnier und Turner entwickelten die Blendingtheorie, um vielseitige kognitive Operationen miteinander zu vereinen. Sie behaupten, dass die bisherigen kognitionstheoretischen Theorien (Metapherntheorie, Frame-Semantik usw.) nicht das zu erfassen in der Lage sind, was die Blendingtheorie zu tun vermag. Ihre empirischen Untersuchungen (vgl. Fauconnier 2001) haben nämlich ergeben, dass die bisher innerhalb der kognitiven Semantik als zentral für mentale Prozesse angesehene Metapher (vgl. Lakoff und Johnson 1980) lediglich einen Teil der vielfältigen Denkprozesse abzudecken vermag (vgl. Fauconnier und Turner 1998: 135). Das Problem der Metapherntheorien ist es (so Fauconnier und Turner), dass sie lediglich die Relation der Übertragung zwischen der Quelldomäne auf die Zieldomäne in den Fokus nehmen, was eine zu starke Vereinfachung darstellt.

Fauconnier und Turner sahen sich genötigt die Blendingtheorie einzuführen, nachdem ihre Untersuchungen gezeigt haben, dass bei kognitiven

Prozessen oft eine multiple Projektion vorliegt. Lakoff und Johnson (1980) gingen nämlich lediglich von einer geradlinigen Projektion aus: Die Relation wird durch die Übertragung bestimmter Merkmale aus der Quelldomäne auf die Zieldomäne kognitiv konstituiert. Turner und Fauconnier (vgl. 2003: 243f.) sind aber der Überzeugung, dass es sehr häufig der Fall ist, dass die inkompatiblen Attribute ebenfalls eine Rolle für den mentalen Schlussprozess und somit für das Verstehen der Äußerung spielen. So beschreibt beispielsweise Lakoff (1987) die mentale Interpretation solcher Redeweisen wie „Rauch, der aus den Ohren kommt" (Turner und Fauconnier 2003: 257) als einen ausschließlich metaphorischen Prozess. Der Schluss von dem „Rauch" auf die Tatsache, dass jemand sich in einem Zustand der emotionalen Erregung (Wut) befindet, basiert auf der konzeptuellen Metapher ‚Wut ist Hitze' (‚Anger is heat') (vgl. Lakoff 1987: 398). In diesem Fall wird also die Zieldomäne ‚Wut' in der Quelldomäne ‚Rauch' abgebildet. Hier wenden Turner und Fauconnier (2003: 257) ein, dass man an diesem Beispiel deutlich sehen könne, dass das Zweibereichsmodell der metaphorischen Projektion scheitert. In diesem Fall diene die Metapher nicht dazu, den „Quellbereich zum Verstehen des Zielbereichs einzusetzen." Im Quellbereich sind zwar kochende Gefäße, die auf dem rauchenden Feuer stehen, wo es aber keine Ohren gibt und im Zielbereich brennen die Menschen nicht und deshalb können sie keinen Rauch bilden (vgl. Turner und Fauconnier 2003: 257). Mit anderen Worten: Wenn sich alles in einem Raum (Quellbereich) abspielen würde, dann ließe sich diese Zusammensetzung nicht auf die Realität anwenden, so Turner und Fauconnier (vgl. 2003: 258), weil Wut in Wirklichkeit nicht den Rauch auslösen kann.

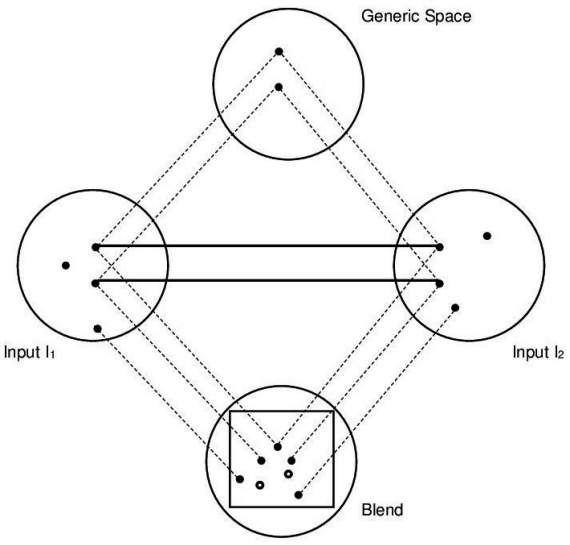


Abb. 1: Netzwerk der konzeptuellen Integration (vgl. Fauconnier und Turner 2002).

Diese Haltung betrifft nicht nur die klassische Metaphorntheorie. Demnach gibt es sehr viele weitere kognitive Prozesse, welche „operate not just between a source and a target, but more generally between the various spaces of a conceptual integration network, including generic and blended spaces." (Fauconnier und Turner 1998: 184).

Das Blendingmodell besteht aus (mindestens) vier Größen: Aus zwei Eingangs-Domänen (‚input spaces'), dem generischen (‚generic space') und dem gemischten Raum (‚blended space') (vgl. Fauconnier 2001).

Das oben abgebildete Netzwerk der Konzeptuellen Integration lässt sich durch folgende zwei Kerneigenschaften charakterisieren:

1. Sowohl die Eingangsdomänen als auch der generische und der gemischte Raum sind in Form von mentalen Räumen strukturiert.

Diese Aussage macht deutlich: Das Modell besteht aus mentalen Räumen. Von daher kommt man nicht umher, an dieser Stelle eine grobe Skizze der Theorie der mentalen Räume vorzustellen. Mentale Räume sind

> small conceptual packets constructed as we think and talk, for purposes of local understanding and action. They are very partial assemblies containing elements, and structured by frames and cognitive models. They are interconnected and can be modified as thought and discourse unfold (Fauconnier 2005: 7).

Mentale Räume sind online (bzw. von den Interaktanten in einem Gespräch) geschaffene kognitive Repräsentationen, welche ein unterschiedliches Verhältnis zu den wirklichen Tatsachen besitzen können. Sie können beispielsweise einen generischen, fiktiven oder auch hypothetischen Status aufweisen (vgl. Ehmer 2012: 429).

Mentale Räume entstehen bzw. nehmen Bezug auf vergangene, bereits geschaffene Räume durch Raum-Evozierer (‚space builders'). Dazu gehören beispielsweise Präpositionalphrasen wie „in Berlin am Berliner Tor 1968", Adverbien wie „vielleicht", „wirklich" oder Subjekt-Verb-Kombinationen wie „Anton sagte", „Lotte meint", „Ute behauptet". Raumevozierer erfordern vom Interpreten die Schaffung eines Szenarios außerhalb des Hier und Jetzt. Dieses Szenario kann eine künftige oder eine vergangene Realität abbilden. Mentale Räume bestehen sowohl aus Strukturen der bereits vorliegenden Wissensbestände als auch aus den online etablierten (also ad-hoc gebildeten) Wissenseinheiten. Die bereits bestehenden Wissensstrukturen bestehen aus Idealisierten Kognitiven Modellen (‚Idealized Cognitive Models' (vgl. Lakoff 1987: 68)). Der Begriff ‚ICM' bezieht sich auf das kognitive Hintergrundwissen, das unser Welt- und zugleich auch Sprachverstehen umfasst. Zu ‚ICM' gehören folgende Aspekte: der propositional strukturierte Frame (vgl. Fillmore 1982) sowie vorstellungsschematische (vgl. Langacker 1986), metonymische und metaphorische Modelle (vgl. Lakoff 1987: 68).

Ein evozierter/konstituierter mentaler Raum wird metonymisch, analogisch oder metaphorisch (vgl. Fauconnier 1997: 134) verknüpft mit den bereits bestehenden mentalen Räumen. Dabei können die bereits etablierten Räume im fortlaufenden Gespräch (aber auch bei der Lektüre eines Textes) durch andere mentale Räume erweitert, reduziert und revidiert werden (vgl. Turner und Fauconnier 2003: 242). Mit anderen Worten: Die Emergenz der mentalen Räume erfolgt hypothetisch. Verschiedene Gesprächsteilnehmer können aus denselben Quellen, die im Gespräch bereits etab-

liert sind, verschiedenartige oder gar entgegengesetzte mentale Räume bzw. Netzwerke aufbauen. Der Begriff des ‚mentalen Raums' steht also im Gegensatz zum ‚realen Raum' (‚reality space') von Croft und Cruse (vgl. 2007: 33), die den Raum eher als eine intersubjektiv gültige Größe ansehen.[5]

2. Der Interpretationsprozess eines Blends in einer Äußerung lässt sich in drei Zwischenschritte theoretisch unterteilen:

    - Komposition (‚composition', vgl. Fauconnier 1997: 150f.): Es werden zwei Indikatoren für mentale Räume (‚Inputräume') vom Rezipienten in Relation gesetzt. Mit anderen Worten: Komposition liegt dann vor, wenn erkannt wird, dass zwei mentale Räume verknüpft werden sollen.
    - Vervollständigung (‚completion'): Auf der Basis des Framewissens werden die beiden sprachlich evozierten mentalen Räume vervollständigt.
    - Ausarbeitung (‚elaboration' / ‚running the blend', vgl. Fauconnier 1997: 150f.): In diesem Schritt werden die beiden mentalen Räume in einem neuen (dritten) Raum vermischt – es entsteht ein neuer mentaler Raum.

In diesem Zusammenhang sprechen Fauconnier und Turner (2002) ebenfalls von der Modifikation (‚modification' / ‚backward projection'). Dies soll vielfältige Veränderungsprozesse beschreiben, die während und nach dem oben beschriebenen Interpretationsprozess stattfinden. So können sich zum einen die Inputräume untereinander beeinflussen und eine modifizierte Interpretation herbeiführen. Fauconnier und Turner (vgl. 2002: 49) behaupten, dass jeder zur Interpretation herangezogene Raum jederzeit innerhalb der Netzwerkkonstruktion modifiziert werden könne. Zum anderen kann der im Zuge der Ausarbeitung entstandene neue Raum (Blend) rückwirkend die Interpretation der Inputräume beeinflussen (vgl. Turner und Fauconnier 2003: 242).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass laut Fauconnier die Bedeutung durch drei Schritte konstituiert werden kann: Erstens durch Komposition zweier Eingangsdomänen, aus denen im zweiten Schritt ein Blend komplettiert wird. Im letzten Schritt kann der Blend dann elaboriert werden. Dabei handelt es sich hier um einen kontextgebundenen Prozess. Wie dieser Ansatz das Verstehen in Interaktion zu erfassen ermöglicht, soll im weiteren Verlauf an einem konkreten Fallbeispiel vorgestellt werden.

3. Zwischenbilanz

Wo laut der Konversationsanalyse die Bedeutung im Rahmen von interaktiven Praktiken – eng verbunden mit den kommunikativen Zwecken und im

Gespräch interaktiven Kontextualisierungspraktiken – etabliert wird, wird die Bedeutung laut der Blendingtheorie durch drei kognitive Schritte (‚Komposition', ‚Komplettierung' und ‚Elaboration') eines einzelnen Individuums vollzogen. Blending ist eine interpretative Leistung eines einzelnen Kommunikationspartners und hat somit wenig mit der von der Konversationsanalyse hervorgehobenen interaktiv ausgehandelten Realität gemein. In der folgenden Analyse werde ich versuchen, beide Ansätze zu berücksichtigen, das heißt die kognitiven Interpretationsleistungen der Kommunikationspartner als einen interaktiv als gültig ausgehandelten Sinn betrachten.

Diese Vermischung der ethnomethodologischen und kognitionstheoretischen Ansätze hat zur Folge, dass nicht alle Prämissen der beiden Ansätze eingehalten werden können: So kann und soll beispielsweise hier nicht die strikt empirische phänomenologische Vorgehensweise der Konversationsanalyse eingelöst werden. Mit anderen Worten: Um eine sinnvolle Verbindung der beiden Ansätze zu erreichen, soll nicht nur das, was sich interaktiv in dem Gespräch „zeigt" analysiert werden, sondern ebenfalls diejenigen Inhalte zur Analyse herangezogen werden, welche nicht von dem Gesprächspartner als relevant gesetzt worden sind. Der kognitive Ansatz der Blendingtheorie soll wiederum auf interaktive Prozesse übertragen werden, was – wie noch gezeigt werden wird – eine Herausforderung darstellt. Dabei sollen in dieser Untersuchung insbesondere die Ergebnisse von Oliver Ehmer (vgl. 2012: 433ff.) berücksichtigt werden, welcher mit dem Fokus auf Imagination und Animation in deutschen und spanischsprachigen Tischgesprächen bereits zeigen konnte, dass Synergieeffekte zwischen den beiden Ansätzen bestehen. Der Aufsatz versteht sich als ein weiterer Beitrag (mit einem neuen Untersuchungsgegenstand) und weitere Stützung und Ausbau der Anwendbarkeit des bereits skizzierten methodischen Ansatzes.

4. Fallanalyse: „fenster auf" vs. „fenster zu"

Die der Fallanalyse zu Grunde gelegten Daten stammen aus der ARD-Polit-Talkshow *Anne Will*, die am 20. März 2011 zum Thema: *Die Welt außer Kontrolle? Was wir aus der Japan-Katastrophe lernen müssen* ausgestrahlt wurde.[6] Folgende Fragen standen in dieser Gesprächsrunde im Vordergrund: Wie sehr werden und müssen die Ereignisse von Japan (die Tsunami-Katastrophe und der Atomunfall von Fukushima) uns alle verändern? Welche Lehren müssen wir nun ziehen? Inwieweit beweist die Politik gerade Verantwortungsbewusstsein und Weitsicht? Zu den Gästen im Studio gehörten Daniel Goeudevert (Schriftsteller, früherer Automobil-Manager), Wolf von Lojewski (Fernseh-Journalist), Hiltrud Schwetje (Tierschützerin und Atomkraftgegnerin), Theo Sommer (Publizist, ehemaliger Herausgeber der *Zeit*), Arnulf Baring (Historiker und Publizist).

Die folgende Analyse erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit; es handelt sich auch nicht um eine korpuslinguistische Analyse. Es soll vielmehr an drei Gesprächsausschnitten, in denen ein und derselbe mentale Raum aktiviert und umgestaltet wird, die Fruchtbarkeit der Verbindung des kognitiven und gesprächsanalytischen Ansatzes für die Analyse der Bedeutungskonstitution erprobt werden.

4.1 Der Mensch

Im gesamten Gesprächsverlauf spielt das Thema der künftigen Haltung Deutschlands gegenüber der Atomenergie eine zentrale Rolle. Dieser Gegenstand ist aufgrund des sich vor kurzem ereigneten Atomkraftwerkunglücks in Fukushima (Japan) wieder zum medialen Top-Thema geworden. Daniel Goeudevert äußert im folgenden Abschnitt eine Bemerkung zu Hiltrud Schwetje, dass der „Mensch ein Verdrängungskünstler" sei. Als Goeudevert seinen Beitrag ausbauen will, signalisiert Schwetje mit der Äußerung „herr goeudevert" die Absicht, den Gesprächsschritt zu übernehmen (‚claiming-of-the-turn-signal', vgl. Duncan 1974); dies wird aber vom Sprecher durch die knappe Äußerung „aber ja sie haben recht" erfolgreich abgewendet. Daraufhin ändert Goeudevert seine Axialorientierung und richtet seinen Blick an Arnulf Baring mit den Worten: „ich möchte zu herrn baring was sagen". Anschließend zitiert er Werner Show, welcher allegorisch zwei unterschiedliche Gruppen von Menschen beschrieben hat:

Gesprächsbeispiel 1: Der Mensch

01	Gvert:	ich wollte nur sagen der mensch ist sowieso ein
		verdrängungskünstler(-)
02		also dass die politik [wird wird]aber nein
03	Stje:	[herr goeudevert,]
04	Gvert:	aber ja sie haben recht?
05		ich möchte zu herrn baring was sagen, (-)
06		ein zitat von werner show-
07		das ist besser als das was ich hier rede-
08		er hat einmal gesagt,
09		die menschen den menschen können sie in zwei gruppen teilen; (-)
10		eine gruppe steht auf **macht das fenster auf**-
11		guckt die welt wie sie ist und sagt warum?
12		die andere gruppe steht auf **macht das fenster auf**-
13		stellt sich eine welt vor wie die welt sein könnte
14		und sagt warum nicht,
15		es handelt sich nur darum diese gruppe zu vermehren.
16		<<lauter>und das ist aber möglich?>

17		das ist möglich,
18		wir können wenn wir einfach sagen-
19		die welt ist so der mensch ist BÖSE-
20		der mensch kann sowieso sich nicht ändern,
21		dann warum brauchen wir weder wirtschaft noch politik?
22		dann lassen wir alles laufen?
23		wir werden [uns noch auf]eltern uns freuen-
24	Will:	[aber (sie sagten;)]
25	Gvert:	die einf[ach in fukushima ( )]
26	Will:	[aber herr goeudevert das] war bei ihnen genau ihre haltung,
27		sie haben eben gesagt-
28		ich habe kein vertrauen in veränderungsfähigkeit der menschen-
29		jetzt sag[n sie warum machen sie es nicht?]
30	Gvert:	[nein ich hab was anders gesagt-]
31	Gvert:	NEIN dann hab ich mich falsch ausgedrückt.
32		ich hab gedacht die politik muss ihre rolle spielen;
33		und die wirtschaft auch;

Dieser, von Goeudevert genannte Vergleich (vgl. Brünner 2013: 18ff.), soll vordergründig die unterschiedliche Haltung bzw. Gesinnung von zwei unterschiedlichen Menschengruppen veranschaulichen.

Mittels der Blendingtheorie lässt sich der Prozess der Bedeutungskonstitution folgendermaßen beschreiben: Zunächst nutzt Goeudevert den Raumevozierer: „ich möchte zu herrn baring was sagen (-) ein zitat von werner show“. In diesem ‚zitierenden‘ Rahmen eröffnet er wiederum mit seiner Äußerung „den menschen können sie in zwei gruppen teilen“ zwei separate mentale Räume, die im weiteren Erzählprozess inhaltlich elaboriert werden: Die erste und die zweite Gruppe. Die erste Gruppe von Menschen macht das Fenster auf und fragt sich: „warum?“; die zweite Gruppe von Menschen macht ebenfalls das Fenster auf, stellt sich eine Welt vor, wie sie sein könnte und fragt: „warum nicht?“. Das, was die beiden etablierten mentalen Räume verbindet, ist die Tatsache, dass beide Menschen aufstehen, das Fenster aufmachen, die Welt anschauen (so wie sie ist) und sich eine Frage stellen. Diese Aspekte gehören also zum generischen Raum.

Der Blend ist hingegen der Raum, der zwar aus den in Relation zueinander gebrachten Eingangsdomänen mental konstituiert wird, der aber hinsichtlich seiner internen Struktur mit keinem dieser beiden mentalen Räume vollständig übereinstimmt. Um den Blend näher zu bestimmen, muss zuerst die Frage nach den divergenten Eigenschaften gestellt werden. Der Unterschied zwischen den beiden mentalen Räumen besteht in diesem Fall in der Tatsache, dass die zweite Menschengruppe sich eine andere (bessere?) Welt vorstellt und die erste nicht. Es wird zusätzlich durch die unterschiedlichen Frageformulierungen der beiden Gruppen („warum?“

vs. „warum nicht?“) eine differente Grundeinstellung konstituiert: Es gibt eine Menschengruppe, die sich lediglich über die Welt beklagt, und eine andere Gruppe, welche sie wiederum aktiv verändern will. Im Vorlauf des hier zitierten Gesprächssauschnitts wird argumentativ die Ansicht gestützt, dass es innerhalb der Politik, Wirtschaft und in der gesamten Bevölkerung zu einer veränderten Einstellung kommen muss, damit Europa aus der Atomenergie aussteigt: „es muss zu einem Schub in der Bevölkerung kommen“. Diese etablierte Meinung entspricht ebenfalls dem in der Gesellschaft verankerten Gemeinplatz, (Im Falle einer Krise) ist Veränderung gut‘ / ‚Keine Veränderung ist schlecht‘. Dieses hypothetisch einzubeziehende Hintergrundwissen ermöglicht dem Interpreten, den elaborierten Kontrast im Blend als eine Unterstützung der Argumentation des Sprechers zu verstehen, dass „bessere“ Menschen sich eine „bessere“ Welt vorstellen und dafür etwas tun wollen im Gegensatz zu den „schlechteren“ Menschen, die sich keine „bessere“ Welt vorstellen und keine Veränderung wollen. Sowohl die eine als auch die andere Domäne enthält diese wertende Interpretation in den Inputräumen nicht. Erst im Blend also, durch eine Vermischung der beiden Domänen, wird diese evoziert. Diese Interpretation wird beim Rezipienten durch Modalpartikeln („einfach“ in Zeile 18), Kommentaradverb („sowieso“ in Zeile 20), wenn-dann-Konstruktion (in Zeile 18) und lexikalische Wahl (in Zeilen 15–23), welche Goeudevert in seinen Äußerungen verwendet, untermauert.

Schließlich wird durch die Ergänzung Goeudeverts „es handelt sich nur darum diese gruppe zu vermehren“ diese Sicht noch verstärkt, denn hier emergiert im Blend das Bild von einer moralisch bedenklichen Schlussfolgerung, welche in beiden Eingangsdomänen nicht enthalten ist: Die Menschen, die die Welt nicht verändern wollen, sollen durch Maßnahmen der Politik zu Menschen, die eben die Welt verändern wollen, erzogen werden. Dieser eben zitierte Beitrag Goeudeverts evoziert einen mentalen Raum, der als „Politische Erziehungsaufgabe“ bezeichnet werden kann. Denn das Verb „vermehren“ in diesem bereits etablierten Raum mit zwei Menschengruppen, welche sich durch das Merkmal „gut“ und „schlecht“ unterscheiden, erzeugt einen irrealen „Schulraum“, indem Menschen durch pädagogische Eingriffe der Politiker bestimmte Gedanken- und Einstellungsmodifikationen erfahren, die sie eben der präferierten Art Mensch macht: Einen aktiven auf die Herausforderungen und Ereignisse reagierenden und die menschliche Kultur in eine umweltschonende, also atomfreie Richtung lenkenden Bürger.

Im Folgenden wird die zuvor dargestellte kognitionssemantische Sinnentfaltung modellhaft dargestellt.

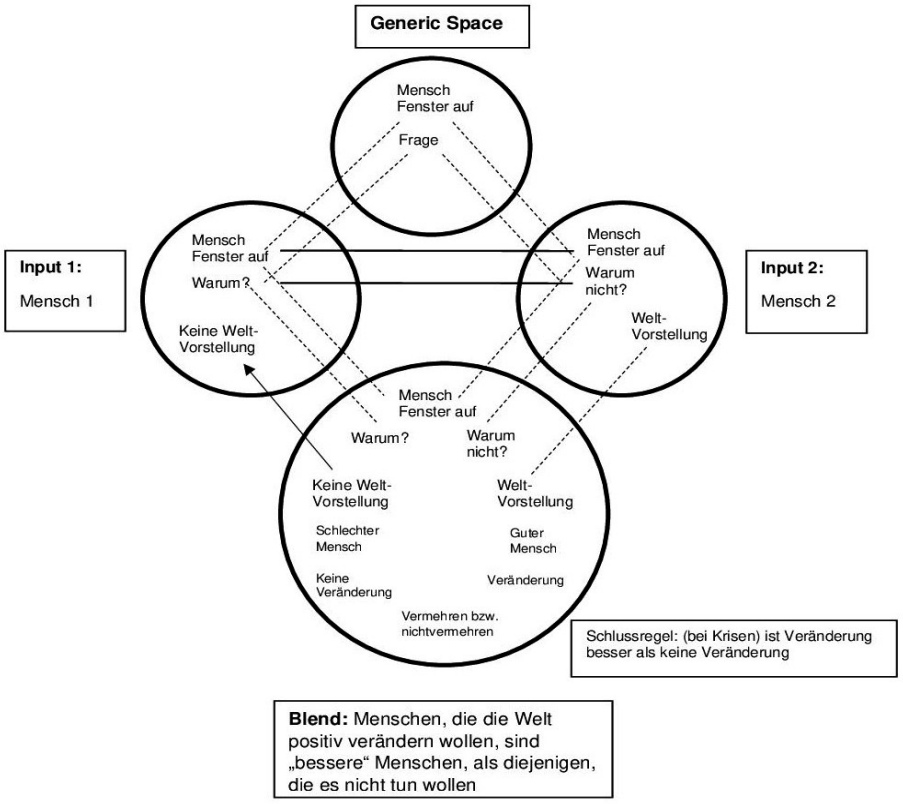


Abb. 2: *Der Mensch*-Blend.

Bei dem Versuch, all die eben genannten Aspekte in dem Blendingmodell abzubilden, erwiesen sich einige Aspekte als problematisch. Die von Turner und Fauconnier vorgeschlagene Modellierung des Blends ist zu statisch, um den kommunikativen Prozess der Gesprächspartner angemessen abbilden zu können. Um eine interaktive Entfaltung des Blends erfassen zu können, muss man zu einer alternativen Modellierung der kognitiven Prozesse greifen, die eher mit der Modellierung der mentalen Räume vergleichbar ist. Die folgende Darstellung orientiert sich von der Grundidee her an der Lösung Ehmers (vgl. 2012: 24ff.).

Aus dem hier gesetzten Fokus der Bedeutungskonstitution ergeben sich darüber hinaus noch weitere Probleme:

- Das gesamte Modell nimmt sehr viel Raum in Anspruch, was mit den folgenden beiden Punkten einhergeht:
- Die für die Sinnkonstitution relevanten Blend-Emergenzen lassen sich nur schwer erfassen.
- Es ist äußert schwierig, die vielfältigen Relationen zwischen den mentalen Räumen und Frames auf dem Modell abzubilden und zu charakterisieren.

- Die im Rahmen der Blendingtheorie so stark hervorgehobenen kognitiven Interpretationsschritte (‚Komposition', ‚Komplettierung' und ‚Elaboration' haben für die Interpretation von Gesprächen einen marginalen Wert. Viel wichtiger und zugleich interessanter erscheint die Entfaltung des Blends im Zuge des Gesprächs.
- Einige Interpretationen lassen sich nicht in ausreichendem Maße am Material belegen. Man fischt teilweise ‚im Trüben'.
- Es soll in Anlehnung an Ehmer (vgl. 2012: 51ff.) weitestgehend auf den generischen Raum verzichtet werden. Der generische Raum liefert für die Explikation der Sinnkonstitution einen geringen Mehrwert, weil er lediglich die Mappings zwischen den beiden Inputdomänen abbildet.

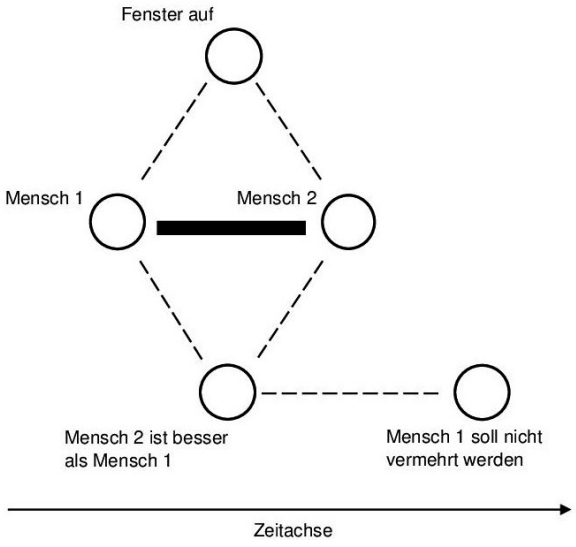


Abb. 3: Der modifizierte *Der Mensch*-Blend.

Aus diesem Grund werde ich in weiteren Blendingmodellen auf den generischen Raum größtenteils verzichten und dafür den für die Sinnkonstitution äußerst relevanten Blend stärker fokussieren und zugleich versuchen, die zeitliche Entfaltung des Blends[7] ikonisch abzubilden:

Die Kreise in der Mitte der Abbildung stellen die in Beziehung gesetzten mentalen Räume dar. Der Kreis im oberen Teil des Modells ist der generische Raum. Die Kreise im unteren Teil bilden die Blends ab. An der oben dargestellten Abbildung ist der prozesshafte Charakter der Bedeutungskonstitution im Gespräch sichtbar.

Aus der konversationsanalytischen Sicht wird erst in dem sequenziellen Verlauf der Sinn konstituiert. Somit lässt sich der von Goeudevert konstituierte Sinn weniger an seinem ersten Beitrag ablesen, der eben eingehend blendingtheoretisch expliziert worden ist, sondern erst an der Reaktion der beteiligten und an der Reaktion von Goeudevert auf eben diese Reaktion. So reagiert unmittelbar nach dem eben beschriebenen Beitrag von Goeudevert Anne Will mit dem Vorwurf, dass er (Goeudevert) mit dem Vergleich etwas Gegenteiliges zum Ausdruck bringe, als er es in vorangegangenen Beiträgen behauptete (vgl. Z. 24–29). Will sagt, dass er zuvor behauptete, dass der Mensch sich nicht ändern will bzw. kann („Mensch (ist) ein Verdrängungskünstler", Z. 1) und jetzt behauptet er, dass eine Ver-

änderung doch möglich sei. Diese Interpretation wird aber von Goeudevert mit mehrmaliger Wiederholung der Negationspartikel „nein“ zurückgewiesen. Goeudevert wendet ein, dass er sich offenbar „falsch ausgedrückt“ habe. Er habe vielmehr gemeint, dass „die politik ihre rolle spielen [muss] und die wirtschaft auch“. Mit der im dritten Schritt geäußerten Aussage nimmt Goeudevert erstens die Interpretation von Anne Will zurück und berichtigt sie anschließend durch eine scheinbare Paraphrasierung dessen, was er offenbar mit seinem Vergleich mitteilen wollte. Damit ist die empirisch sichtbare Akzeptierungsphase (‚acceptance phase‘) abgeschlossen, das gemeinsame Hintergrundwissen (‚common ground‘) ist etabliert – es ist somit ein vollständiger Beitrag etabliert worden (‚contribution‘) (vgl. Clark und Schaefer 1987: 19ff.). Goeudevert wollte demnach mit seinem Vergleich an die Politik und Wirtschaft appellieren, den von der Bevölkerung an sie herangetragenen Erwartungen gerecht zu werden.

Wie man unschwer erkennen kann, stellt die konversationsanalytische Perspektive einen ganz anderen kommunikativen Sinn in den Vordergrund als die eben vorgestellte blendingtheoretische Interpretation. Die interaktive Sicht auf die Bedeutungskonstitution scheint auf den ersten Blick weniger ‚ergiebig‘ als die kognitionssemantische – dass die anschließende Erläuterung von Goeudevert lediglich einen Teilaspekt all der Informationen wiedergibt, die er in seinem Beitrag konstituiert hat, liegt auf der Hand. Goeudeverts Versuch der Explikation des vorher gemeinten Sinns, dass sein Vergleich an das Verantwortungsbewusstsein der Politiker gerichtet ist, liefert aber einen empirischen Beleg der oben dargestellten blendingtheoretischen Interpretation. Dies wird interaktiv noch durch die explizite Interpretation der Äußerung Geoudeverts von Will veranschaulicht: „sie haben eben gesagt- ich habe kein vertrauen in veränderungsfähigkeit der menschen“. Diese lässt sich in aller Kürze folgendermaßen Paraphrasieren: ‚Ich appelliere an die Politiker, die passiven und lustlosen Menschen zu hoffungsvollen und veränderungswilligen Menschen zu erziehen‘.

4.2 Fenster zu

Einige Sequenzen weiter elaboriert Theo Sommer einen mentalen Raum, welcher eng mit dem durch Goeudevert etablierten Kontrast zwischen zwei Gruppen von Menschen verknüpft ist. Sommer behauptet, dass sein alter Freund Arnulf Baring „das Fenster wieder zu machen“ möchte:

Gesprächsbeispiel 2: Fenster wieder zu

25	Ser:	mei mein alter freund-
26		arnulf baring möchte das **fenster wieder zu machen**;
27	Pub:	((lachen))
28	Bng:	<<gleichgültig> **auf oder zu.**>
29	Ser:	wieder seine ruhe haben-

In dem bereits von Goeudevert etablierten (im vorangegangenen Abschnitt bereits beschriebenen) mentalen Raum ‚Der Mensch' gehört das Attribut „fenster auf" nicht zu dem Blend sondern zu dem generischen Raum. Es ist etwas, das beide Eingangsdomänen gemeinsam haben. In dem bereits diskutierten Zitat von Goeudevert hatte selbst die als „schlechter" definierte Menschengruppe das Fenster aufgemacht. Sommer verknüpft die beiden mentalen Räume, indem er behauptet, dass Arnulf Baring „das Fenster wieder zu machen" will. Es wird also ein Kontrast zu dem bereits etablierten generischen Raum geschaffen. Der Kontrast wird deshalb erst in diesem Moment hergestellt, weil er bis zu diesem Zeitpunkt gar nicht verbal expliziert worden ist. Das temporale Adverb „wieder" kontextualisiert hier die unmittelbare temporale Anknüpfungsfunktion des in dieser Passage hergestellten Raumes ‚Fenster zu' an den bereits von Goeudevert konstituierten Raum ‚Fenster auf'. Das in dem bisher etablierten (irrealen) mentalen Raum offene Fenster soll also im weiteren Schritt von Baring w i e d e r geschlossen werden. Um diesen fiktionalen Eingriff in den von Goeudevert etablierten Raum zu verstehen, bedarf es einer konzeptuellen Domänenverknüpfung, welche sich folgendermaßen paraphrasieren lässt: ‚Tür/Fenster aufmachen heißt hoffen und Tür/Fenster zumachen heißt aufgeben'. Diese konzeptuelle Domänenverknüpfung ermöglicht dem Interpreten, den tieferen Sinn der fiktionalen Handlung zu verstehen. Der Interpret schließt somit, dass der Sprecher der Äußerung den anderen Gesprächsteilnehmern zu verstehen geben will, dass Baring die Hoffnung aufgegeben hat, dass irgendeine Veränderung in dieser hier behandelten Problematik (Atomausstieg) eintreten wird. Diese Interpretation wird durch die anschließende Präzisierung von Sommer, dass „[baring] wieder seine ruhe haben [will]" bekräftigt. Hier ist es aber zugleich sichtbar, dass der hier konversationsanalytisch sehr relevante Account lediglich ein punktuelles Licht auf den gesamten intersubjektiv etablierten Sinn wirft.

In diesem Gesprächsausschnitt ist auch auffallend, dass dem Beitrag von Sommer ein Lachen von Seiten des Publikums folgt. Konversationsanalytisch gesprochen: Das Publikum definiert bzw. kontextualisiert es als eine ‚lustige' Bemerkung. Warum ist das so? Die Erklärung kann man am besten auf einem kognitionssemantischen Weg finden: Der Beitrag löst deshalb ein Lachen beim Publikum aus, weil er den etablierten Raum von Goeudevert in einer (scheinbar) inkompatiblen Art und Weise tangiert. Dies liegt daran, dass die von Goeudevert aufgestellte Unterscheidung zwischen zwei Menschen durch Sommers Beitrag unterlaufen wird. Der Beitrag von Sommer bedeutet nämlich, dass es offenbar nicht nur zwei Menschengruppen gibt, sondern auch eine dritte (Mensch 3), die nämlich das Fenster zumacht und ein Teilnehmer der Runde, Arnulf Baring, gehört zu eben dieser etablierten dritten Gruppe. Sommer nimmt quasi eine Fremdpositionierung von Baring als „nicht interessiert" vor. Zusätzlich erhält der evozierte Raum durch die Verknüpfung von ‚Fenster zu' und der daraus resultieren-

den Bedeutung ‚Resignation' einen fiktiven und zugleich belustigenden Charakter. Es wird in diesem Fall eine fiktionale Kausalität konstituiert, indem unterstellt wird, dass das ‚Fenster zu machen' Resignation zur Folge hat. Diese im Blend entstandene fiktionale Kausalität entspricht auch der Charakterisierung des Blends nach Fauconnier, die besagt, dass der Blend seine eigene Logik emergiert, die nichts mit der realen Welt zu tun hat (vgl. Fauconnier und Turner 1998: 15ff.). Baring selbst möchte dafür auf das hier interaktiv emergierte Metaphernspiel (‚Fenster auf' / ‚Fenster zu') nicht eingehen. Dies bringt er mit seiner im gleichgültigen Modus geäußerten rhetorischen Frage „auf oder zu?" metakommunikativ zum Ausdruck. Mit anderen Worten: Baring kontextualisiert den vorhin vollzogenen Gesprächsbeitrag von Sommer als irrelevant.

Diese Ausführungen können wie folgt veranschaulicht werden:

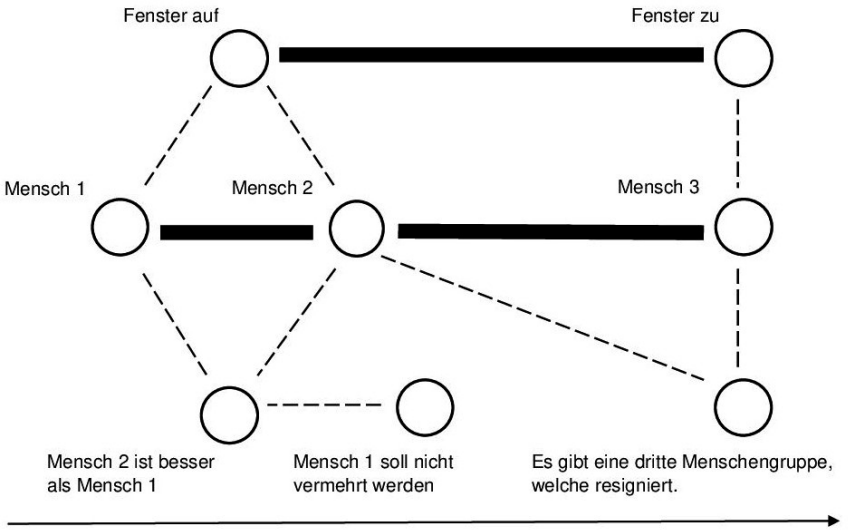


Abb. 4: Der *Fenster zu*-Blend.

Auch in diesem Fall lässt sich die Bedeutungskonstitution mittels der Vermischung der beiden Ansätze (Kognition und Interaktion) am effektivsten erfassen.

4.3 Der Tod

Kurz vor Beginn der Beendigungsphase der Talkshowrunde behauptet Goeudevert, dass Deutschland als die führende Nation in der EU beispielgebend als erste aus der Atomenergie aussteigen sollte. Nur dies könne, so Goeudevert, dazu führen, dass sich die anderen Staaten im Euroraum ebenfalls dieses Ziel setzen werden. Steigt Deutschland nicht aus, werden auch die anderen Nationen nicht aussteigen und dann kann „man das Fenster zu machen und warten auf den Tod“:

Gesprächsbeispiel 3: Warten auf den Tod.

01	Gvert:	und wenn deutschland beweisen kann- (--)
02		dass sie sich konsequenz daraus ziehen können,
03		dass sie ein (-) eventuell ein großes programm mittelfristig zum ausstieg aus der kernwirtschaft rauskommt?
04		dann ist es für die welt SELBST für die chinesen- ((…))
05		das wünsche ich mir aber das ist das wünsche ich mir als WELTBÜRGER.
06		wenn nicht einer anfängt und wenn nicht deutschland,
07		dann wirklich muss man **das fenster zu machen**-
08		**und warten auf den tod**.

In diesem Ausschnitt wird zwar ebenfalls das ‚Fenster zumachen‘ im Kontrast zu der bereits etablierten Szene ‚Fenster aufmachen‘ geschaffen (vgl. Ehmer 2012: 179 ff.). Allerdings ist der hier erneut evozierte mentale Raum des ‚Menschen‘-Szenarios stark konditional gekoppelt an eine weitere Kontrastierung zweier mentaler Räume: Deutschland, als Atom-Aussteiger und Deutschland als Nicht-Atom-Aussteiger. Zusätzlich erhält der evozierte Raum durch den nachfolgenden Account „und warten auf den tod“ einen noch fiktiveren und zugleich brisanteren Charakter als die vorangegangene Verwendung, in der „fenster wieder zu machen“ ‚Resignation‘ zur Folge hatte. Es wird in diesem Fall eine fiktionale Kausalität konstituiert, indem unterstellt wird, dass das „fenster zu machen“ Tod zur Folge hat. Fenster schließen hat also eine Aussichtslosigkeit zur Folge, welche zwangsläufig im Tod enden muss. Aus dem Zusammenspiel der evozierten mentalen Räume etabliert sich ein Blend, in dem Deutschland als Vorbild und führende Nation in der Welt als erste aus der Atomenergie aussteigen soll. Diese eben erläuterte Emergenz lässt sich folgendermaßen an die bereits etablierten Konzepte bzw. mentalen Räume anknüpfen:

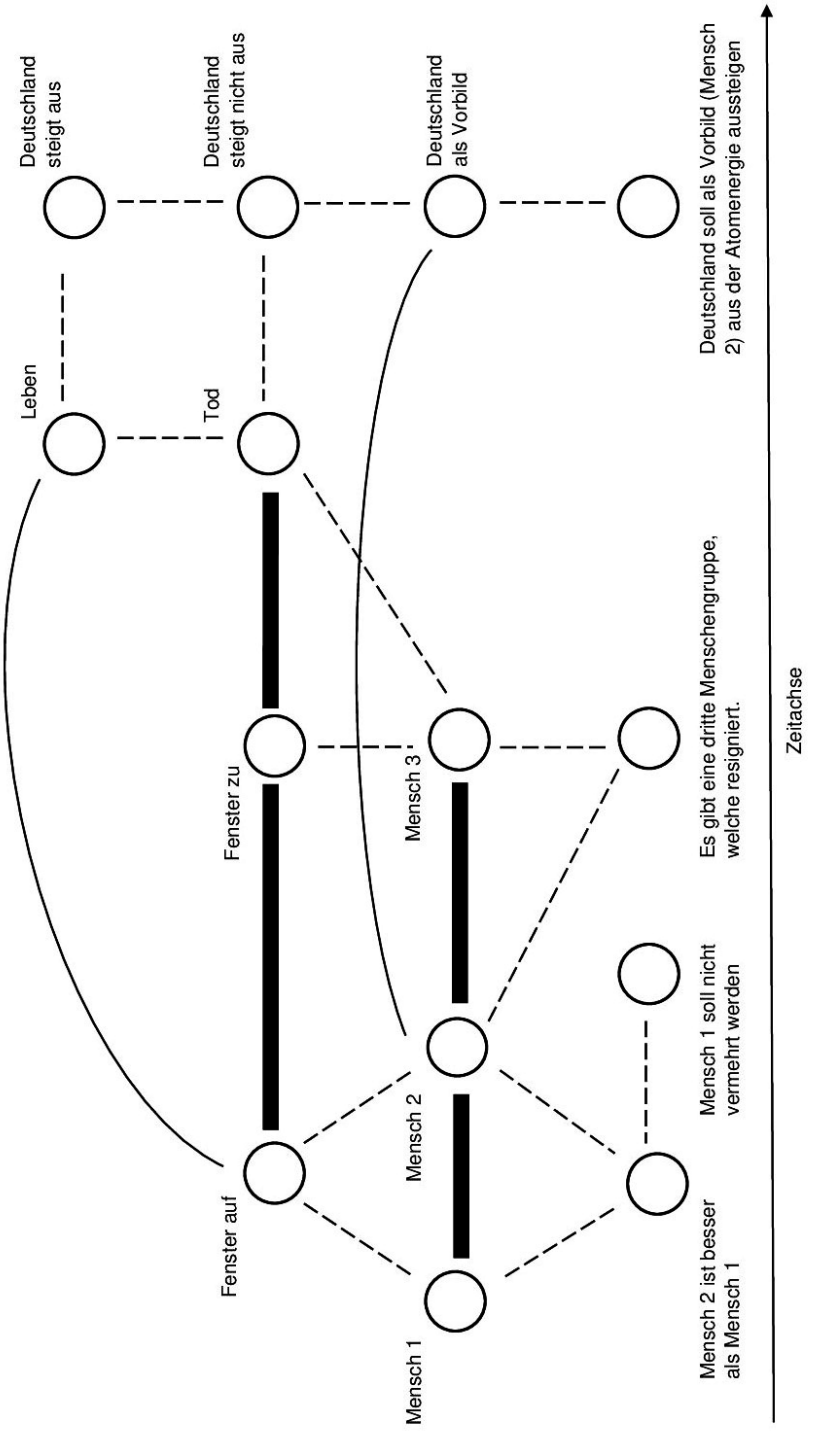


Abb. 5: Der *Warten-auf-den-Tod*-Blend.

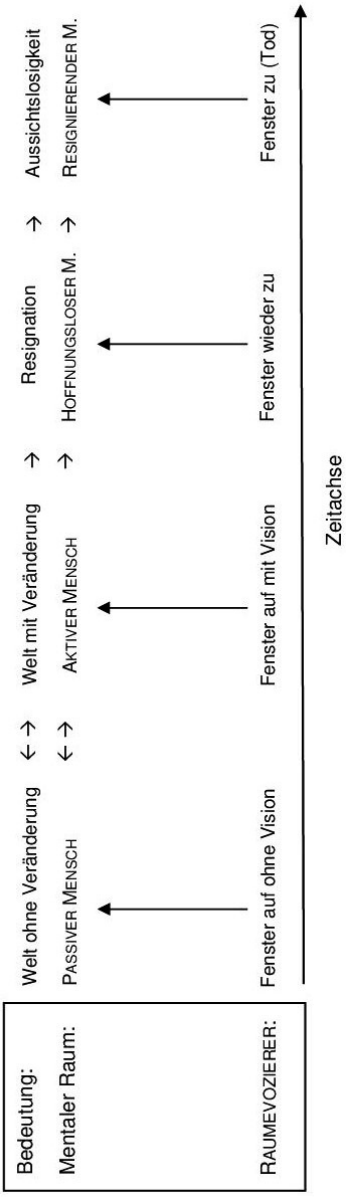


Abb. 6: Bedeutungskonstitution im *Der Mensch*-Blend.

In den dargestellten Gesprächsausschnitten ist erkennbar, dass die Kontrastierung modifiziert worden ist. Die zu Anfang von Goeudevert angebotene Perspektive auf den Kontrast zwischen den beiden Menschengruppen (sich eine bessere Welt vorstellen vs. sich keine bessere Welt vorstellen) wird im weiteren Gesprächsverlauf durch den Kontrast ‚Fenster zu' vs. ‚Fenster auf' von Sommer modifiziert. Wie man am eben dargestellten Beispiel sehen kann, greift Goeudevert diesen von Sommer modifizierten Raum auf und erweitert ihn zum einen durch den Vergleich zwischen Deutschland als Atomaussteiger oder Nicht-Atomaussteiger und zum anderen durch die tödliche Konsequenz, welche aus der passiven Haltung Deutschlands resultieren soll.

Da es sich bei dem letzten Beispiel um den letzten Beitrag der Talkshow handelt, gibt es auch keine Reaktionen, welche den Sinn eben dieses Beitrags vereindeutigen würden, sodass in diesem Fall die interaktional ausgerichtete prospektive Perspektive keine bedeutungskonstitutiven Aufschlüsse geben kann.

Die hier beschriebene Bedeutungskonstitution des mentalen Raumes ‚Der Mensch' lässt sich anhand der links aufgeführten Grafik noch einmal skizzenhaft veranschaulichen

5. Fazit und Ausblick

Ausgangspunkt dieser Untersuchung war es, anhand einer politischen Talkshow synergetische Berührungspunkte zwischen der Blendingtheorie und der Konversationsanalyse aufzuzeigen und sich zudem kritisch mit der

Methodik und den Analyseverfahren auseinanderzusetzen. Dieser Beitrag konnte die bisherigen Untersuchungsergebnisse bestätigen: Die Verbindung zwischen kognitionsorientierten und interaktionsorientierten Ansätzen ermöglicht die bedeutungskonstitutiven Prozesse in Gesprächen noch detaillierter und umfassender zu beschreiben. Der konversationsanalytische Fokus ermöglicht uns, ‚nah' am interaktiven Geschehen nach sichtbaren Hinweisen für die Bedeutungskonstitution zu suchen. Der kognitionssemantische Fokus (‚Blendingtheorie') ermöglichte uns im Gegenzug, interessante und fruchtbare Erkenntnisse über die kognitiven Interpretationsprozesse der Gesprächsteilnehmer zu gewinnen. Zu den weiteren Ergebnissen dieser Untersuchung können die aufgezeigten Schwächen der beiden Ansätze gezählt werden, welche sich bei der Untersuchung der Bedeutungskonstitution aufgetan haben. So stellen beispielsweise die konversationsanalytisch relevanten Definitionspraktiken – wenn sie überhaupt vorhanden waren – oftmals keine hinreichende Grundlage dar, um die im Gespräch faktisch etablierte Bedeutungskonstitution zufriedenstellend zu erfassen. Sie waren in der Regel nicht ausreichend, um den interaktiven Sinn erfassen zu können.[8] Die empirisch fassbaren Definitionspraktiken entstellen gar manchmal die plausible Interpretation. So wird beispielsweise mit der zusammenfassenden Aussage Goeudeverts am Ende des Ausschnitts (Gesprächsbeispiel 1: Der Mensch) der Sinn der vorangegangenen Aussagen eher verschleiert als expliziert. Auch Anne Will führt keine anschließende Fremdreparatur von Goeudeverts Beitrag vor.

Das soll natürlich nicht heißen, dass es grundsätzlich irreführend ist, sich an der Reaktion der Gesprächspartner zu orientieren. Dieses Beispiel verdeutlicht aber die Problematik, die aus der konsequenten Prämisse der Empiriebezogenheit der Konversationsanalyse entspringt. Die konversationsanalytische Aversion gegenüber der interpretativen Offenlegung von kognitiven Prozessen (vgl. Gülich und Montada 2008: 16) muss aufgelöst werden, will man dem Ideal einer bedeutungskonstitutiven Analyse näherkommen. Eine antimentalistische Beschreibung von Bedeutungskonstitution bleibt immer ein Stückwerk. Eine ähnliche Position vertritt Kallmeyer (1981), wenn er sagt, dass er den „stellenweise zu beobachtenden Rigorismus" bezüglich einer reinen konversationsanalytischen Lehre „für sachlich nicht gerechtfertigt" erachtet oder Deppermann (2006), der die Meinung vertritt, dass „Annahmen über mentale Verarbeitung diskursiven Geschehens unabdingbar sind, wenn Prozesse der Bedeutungskonstitution analysiert werden sollen". Dieser integrative Ansatz ermöglicht es auch, die bedeutungskonstitutiven Prozesse zu modellieren, welche n i c h t von den Gesprächspartnern wechselseitig als relevant gesetzt werden.

Durch die Konfrontation der beiden Ansätze kommt es also zur Aufweichung der strikten Empiriebezogenheit der Konversationsanalyse einerseits und einer Öffnung der Blendingtheorie für authentische Fälle gesprochener Sprache andererseits, welche interaktive und empirisch gestützte Analysen ermöglichen.

Auf der anderen Seite darf – als weiterer Befund – nicht unerwähnt bleiben, dass die Übertragung der Blendingtheorie auf gesprochensprachliche Phänomene auch mit einigen Problemen behaftet ist:

- So werden in der Regel in den blendingtheoretischen Beiträgen, die im Blend repräsentierten Relationen (‚Konnektortypen') näher charakterisiert, was in den konkreten Analysen nicht ohne Weiteres möglich ist.
- Zusätzlich lassen sich die zeitlichen Prozesse der Bedeutungskonstitution mittels der von Fauconnier und Turner vorgestellten Blends sehr schwer abbilden.[9]
- Die Blendingtheorie basiert, wie die meisten kognitionssemantischen Theorien, auf einem repräsentationistischen Zeichenmodell. Wie bereits Keller (1995) in aller Deutlichkeit erläutert hat, ist eine solche Auffassung inadäquat, um kommunikative Phänomene zu erfassen, denn die Funktion der Wörter, Vorstellungen (Bilder) zu repräsentieren, stellt lediglich eine Funktion von vielen dar. Bereits Kallmeyer (1985) hat auf die sechs Ebenen der Interaktionskonstitution hingewiesen, welche aus der Ebene der Gesprächsorganisation, Darstellung, Handeln, soziale Beziehungen, Modalität und Herstellung von Reziprozität besteht. Demnach agiert die Blendingtheorie primär auf der Darstellungsebene, was eine starke Einschränkung der Sicht auf Bedeutungskonstitution in Gesprächen darstellt.

Zusätzlich ist auch deutlich geworden, dass wir bei unserer Interpretation nicht – wie das häufig innerhalb der Kognitionssemantik betont wird – auf konzeptuelle Metaphern oder Metonymien zurückgreifen, sondern uns auf unterschiedliche konzeptuell strukturierte Gemeinplätze bei der Interpretation von Äußerungen stützen, welche aber auch – wie Metaphern – das Verstehen von Äußerungen ermöglichen. Dies ist beispielsweise bei der Analyse des ersten Beispiels ‚Der Mensch' mit der konzeptuellen Domänenverknüpfung ‚Im Falle einer Krise ist Veränderung gut' / ‚Keine Veränderung ist schlecht') sichtbar geworden. Es handelt sich hierbei zwar um eine konzeptuelle Domänenverknüpfung, aber um keine metaphorische oder metonymische. An dieser Stelle kann sich der von Dietrich Busse (vgl. 2013: 772ff.) vorgeschlagene framesemantische Ansatz als fruchtbar erweisen, der im Grunde genommen alle sprachlichen und nicht-sprachlichen Wissenselemente (Präsuppositionen, Implikaturen etc.) in der Analyse mitberücksichtigt. Tiefgründige Untersuchungen von solchen konzeptuell strukturierten Gemeinplätzen in der Interaktion blieben bis dato aus.

Anmerkungen

1 Ähnliche Versuche sind bereits unter anderem von Deppermann (2006) und Liebert (1997) unternommen worden.
2 Schegloff spricht in diesem Zusammenhang von ‚display'. Siehe dazu Schegloff (1997: 165ff.).
3 Diese phänomenologische Sicht entspricht ebenfalls den Ansichten des späten Ludwig Wittgensteins, der sagte: „denk nicht, sondern schau!" Siehe dazu Wittgenstein (1984) PU §66.
4 Eine lesenswerte Beschreibung der Genese der konzeptuellen Metaphernforschung innerhalb der kognitiven Linguistik bietet Schröder (2012: 26ff.).
5 Ich möchte in diesem Beitrag mit Croft und Cruse (2007) die mentalen Räume als interaktiv etablierte Größe ansehen. Siehe dazu auch Ehmer (2012 54).
6 Als Korpus für diese qualitative Analyse wurde die Transkription der eben genannten Talkshow herangezogen.
7 Auf dieses Problem hat bereits Ehmer (vgl. 2012: 24ff.) hingewiesen.
8 Siehe dazu Kapitel 4.
9 Siehe dazu Kapitel 4.

Transkriptionskonventionen nach GAT (vgl. Selting 1998: 114 ff.).

Sequentielle Struktur

[ ]	Überlappung
=	schneller Anschluss eines neuen Redezugs

Pausen

(.)	Mikropause
(-), (--), (---)	kurze, mittlere oder lange Pausen von ca. 0.25–0.75 Sekunden, bis zu ca. 1 Sekunde
(2.0)	Pause von mehr als einer Sekunde

Akzente

AKzent	Hauptakzent
!AK!zent	extra starker Akzent

Tonhöhenbewegungen

?	stark ansteigend
,	steigend
-	gleichbleibend
;	fallend
.	stark fallend

Weitere Konventionen

((Husten))	paralinguistische und nicht-linguistische Handlungen und Ereignisse

<<hustend> >	redebegleitende paralinguistische und nicht-linguistische Handlungen und Ereignisse
<<überrascht> >	interpretierende Kommentare zur Rede
( )	unverständlicher Abschnitt, entsprechend der Länge
(Arzt)	vermuteter Wortlaut
al(s)o	vermuteter Laut oder Silbe
((...))	Textauslassung

Literatur

Anderson, John R. (1983). *The Architecture of Cognition*. Cambridge: Harvard University Press.

Bergmann, Jörg (1980). *Interaktion und Exploration. Eine konversationsanalytische Studie zur sozialen Organisation der Eröffnungsphase von psychiatrischen Aufnahmegesprächen*. Dissertation, Universität Konstanz.

Bierwisch, Manfred (1987). *Grammatische und konzeptuelle Aspekte von Dimensionsadjektiven*. Berlin: Akademie-Verlag.

Brünner, Gisela (2013). Vermittlungsstrategien in Gesundheitssendungen. Die Rolle von Metaphern, Vergleichen und anderen Verfahren der Veranschaulichung. In: Karin Birkner und Oliver Ehmer (eds.). *Veranschaulichungsverfahren im Gespräch*. Mannheim: Verlag für Gesprächsforschung, 18–43.

Busse, Dietrich (2013). *Frame-Semantik. Ein Kompendium*. Berlin und New York: de Gruyter Mouton.

Chomsky, Noam (1986). *Knowledge of Language*. New York: Praeger.

Cienki, Alan (2008). Looking at analyses of mental spaces and blending. Looking at and experiencing discourse in interaction. In: Todd Oakley und Anders Hougaard (eds.). *Mental Spaces in Discourse and Interaction*. Amsterdam: John Benjamins, 235–245.

Clark, Herbert H. (1992). *Arenas of Language Use*. Chicago: University of Chicago Press.

Clark, Herbert H. (1996). *Using Language*. Cambridge UK : Cambridge University Press.

Clark, Herbert H. und Edward F. Schaefer (1987). Collaborating on contributions to conversations. *Language and Cognitive Processes* 2, 19–41.

Croft, William und David A. Cruse (2007). *Cognitive linguistics*. Cambridge: Cambridge University Press.

Deppermann, Arnulf (2006). Von der Kognition zur verbalen Interaktion: Bedeutungskonstitution im Kontext aus Sicht der Kognitionswissenschaften und der Gesprächsforschung. In: Arnulf Deppermann und Thomas Spranz-Fogasy (eds.). *be-deuten. Wie Bedeutung im Gespräch entsteht*. Tübingen: Stauffenburg, 11–33.

Deppermann, Arnulf (2007). *Grammatik und Semantik aus gesprächsanalytischer Sicht*. Berlin und New York: de Gruyter.

Duncan, Starkey (1974). On the structure of speaker-auditor interaction during speaking turns. *Language in Society* 3, 2, 161–180.

Ehmer, Oliver (2012). *Imagination und Animation. Die Herstellung mentaler Räume durch animierte Rede*. Berlin und New York: de Gruyter.

Fauconnier, Gilles (1997). *Mappings in thought and language*. Cambridge: Cambridge University Press.

Fauconnier, Gilles (2001). *Conceptual Integration. Emergence and Development of Embodied Cognition*. Department of Cognitive Science, University of California San Diego.

Fauconnier, Gilles (2005). Compression and Emergent Structure. In: Shuanfan Huang (ed.). *Language and Linguistics* 6, 4, 523–538.

Fauconnier, Gilles und Mark Turner (1998). Conceptual Integration Networks. *Cognitive Science* 22, 133–187.

Fauconnier, Gilles und Mark Turner (2002). *The Way We Think. Conceptual Blending and the Mind's Hidden Complexities.* New York: Basic Books.

Fauconnier, Gilles und Mark Turner (2003). Polysemy and Conceptual Blending. In: Brigitte Nerlich, Vimala Herman, Zazie Todd und David Clarke (eds.). *Polysemy. Flexible Patterns of Meaning in Mind and Language*. Berlin und New York: de Gruyter Mouton, 79–94.

Fillmore, Charles J. (1982). Frame Semantics. In: Linguistic Society of Korea (ed.). *Linguistics in the morning calm*. Seoul: Hanshin, 111–137.

Garfinkel, Harold (1967). *Studies in ethnomethodology*. Englewood Cliffs: Prentice-Hall.

Garfinkel, Harold und Harvey Sacks (1976). Über formale Strukturen praktischer Handlungen. In: Elmar Weingarten, Fritz Sack und Jim Schenkein (eds.). *Ethnomethodologie. Beiträge zu einer Soziologie des Alltagshandelns*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 130–176.

Gülich, Elisabeth und Lorenza Montada (2008). *Konversationsanalyse. Eine Einführung am Beispiel des Französischen*. Tübingen: Niemeyer.

Heritage, John (1984). *Garfinkel and Ethnomethodology*. Cambridge: Polity.

Heritage, John (1990). Interactional accountability. A conversation analytic perspective. In: Bernard Conein, Michel de Fornel und Louis Quéré (eds). *Les formes de la conversation*. Réseaux 8, 2, 23–50.

Hougaard, Andres (2008). Compression in interaction. In: Todd Oakley und Anders Hougaard (eds.). *Mental Spaces in Discourse and Interaction*. Amsterdam: John Benjamins, 179–208.

Jefferson, Gail (1972). Side sequences. In: David Sudnow (ed.). *Studies in Social Interaction*. New York: The Free Press, 294–338.

Kallmeyer, Werner (1981). Aushandlung und Bedeutungskonstitution. In: Peter Schröder und Hugo Steger (eds.). *Dialogforschung. Jahrbuch 1980 des Instituts für deutsche Sprache*. Düsseldorf: Schwann, 89–127.

Kallmeyer, Werner (1985). Handlungskonstitution im Gespräch. Dupont und sein Experte führen ein Beratungsgespräch. In: Elisabeth Gülich (ed.). *Grammatik, Konversation, Interaktion. Beiträge zum Romanistentag*. Akten des 19. Linguistischen Kolloquiums Vechta 1983. Band 2. Tübingen: Niemeyer, 81–122.

Keller, Rudi (1995). *Zeichentheorie. Zu einer Theorie semiotischen Wissens*. Tübingen und Basel: Francke Verlag.

Lakoff, George (1987). *Women, Fire, and Dangerous Things. What Categories Reveal About the Mind*. Chicago: University of Chicago Press.

Lakoff, George und Mark Johnson (1980). *Metaphors We Live By*. Chicago: University of Chicago Press.

Langacker, Ronald W. (1986). An introduction to cognitive grammar. *Cognitive Science* 10, 1–40.

Langacker, Ronald W. (1988). A View of Linguistic Semantics. In: Brygida Rudzka-Ostyn (ed.). *Topics in Cognitive Linguistics*. Amsterdam und Philadelphia: John Benjamins, 49–90.

Liebert, Wolf-Andreas (1997). Interaktion und Kognition. Die Herausbildung metaphorischer Denkmodelle in Gesprächen zwischen Wissenschaftlern und Wissenschaftsjournalisten. In: Wolf-Andreas Liebert und Bernd U. Biere (eds.). *Metaphern, Medien, Wissenschaft. Zur Vermittlung der AIDS-Forschung in Presse und Rundfunk*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 180–209.

Oakley, Todd und Seana Coulson (2008). Connecting the dots. Mental spaces and metaphoric language in discourse. In: Todd Oakley und Anders Hougaard (eds.). *Mental Spaces in Discourse and Interaction*. Amsterdam: John Benjamins, 27–50.

Sacks, Harvey (1989). *1964–65 lectures*. Ed. von Gail Jefferson. Dordrecht, Boston und London: Kluwer Academic.

Sacks, Harvey (1992). *Lectures on conversation*. Ed. von Gail Jefferson. Oxford.

Sacks, Harvey, Emanuel A. Schegloff und Gail Jefferson (1974). A simplest systematics for the organisation of turn-taking in conversation. *Language* 50, 4, 696–735.

Schegloff, Emanuel A. (1968). Sequencing in conversational openings. In: John Gumperz und Dell Hymes (eds.). *Directions in sociolinguistics. The ethnography of communication*. New York: Wiley, 346–380.

Schegloff, Emanuel A. (1997). Whose text? Whose context? *Discourse & Society* 8, 165–187.

Schröder, Ulrike (2012). *Kommunikationstheoretische Fragestellungen in der kognitiven Metaphernforschung. Eine Betrachtung von ihren Anfängen bis zur Gegenwart*. Tübingen: Narr Francke Attempto.

Schwarz, Monika (2004). *Einführung in die Kognitive Linguistik*. Tübingen, Basel: Francke, Tschechische Ausgabe. Universitätsverlag Prag.

Selting, Margret, Peter Auer und Birgit Barden (1998). Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem (GAT). *Linguistische Berichte* 173, 91–122.

Spranz-Fogasy, Thomas (1992). Bezugspunkte der Kontextualisierung sprachlicher Ausdrücke in Interaktion – Ein Konzept zur analytischen Konstitution von Schlüsselwörtern. In: A*rbeiten aus dem Sonderforschungsbereich 245 „Sprechen und Sprachverstehen im sozialen Kontext“*. Bericht Nr. 50. Heidelberg und Mannheim: Institut für Deutsche Sprache.

Turner, Mark und Gilles Fauconnier (2003). Begriffsmischung und Metapher. *Zeitschrift für Semiotik* 25, 3–4, 241–262.

Wittgenstein, Ludwig (1984). *Tractatus logico-philosophicus, Tagebücher 1914–1916, Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Dr. Robert Mroczynski
Universität Leipzig
Germanistische Linguistik/Pragmalinguistik
Geisteswissenschaftliches Zentrum
Beethovenstraße 15
D-04107 Leipzig
E-Mail: robert.mroczynski@uni-leipzig.de

Zeitschrift für
Semiotik
Band 43 • Heft 1-2 (2021)
Seite 81-116
Stauffenburg Verlag Tübingen

Frames und Diagramme im Dialog: Indexikalische und ikonische Zeichenmodi im verbal-gestischen Ko-Konstruieren von Reiserouten

Irene Mittelberg und Linn-Marlen Rekittke, RWTH Aachen University

Summary. This paper aims to show how semantic frames (Fillmore 1982) and diagrams (Peirce 1960) interact in the verbo-gestural co-construction of travelroutes in multimodal German dialogue data. Taking a cognitive-semiotic perspective (Mittelberg), we demonstrate how indexical and iconic signs jointly engender semiotic structure and meaning, in both an intramodal and intermodal (cross-modal) fashion. First, we focus on how linguistic and gestural means activitate frames through instantiating frame elements, distinguishing between material or body-based frame elements and those that are less grounded in direct experience and pertain to more abstract knowledge structures. We further present distinct semiotic profiles of three phases underpinning the dynamic process of dialogic travel planning: a predominantly indexical, an indexical-iconic, and a diagrammatic-iconic phase. Overall, indexicality again proves to be a fundamental principle of multimodal interaction. Indexicality conditions and orchestrates not only the interlocutors' bodily anchorage in integrated physical and mental spaces (Fauconnier, Sweetser, Turner), but also their (inter-)subjective dialogue behavior and the multimodal fabric of emerging diagrams.

Keywords. mental spaces, semantic frames, diagrams, cross modal, gestures, meaning constitution, indexicality, iconic signs, multimodal interaction.

Zusammenfassung. Anhand multimodaler deutscher Dialogdaten zeigt dieser Beitrag, inwiefern semantische Frames (Fillmore 1982) und Diagramme (Peirce 1960) im verbal-gestischen Ko-Konstruieren von Reiserouten interagieren. Auf Basis eines kognitiv-semiotischen Theorierahmens (Mittelberg) wird herausgearbeitet, wie indexikalische und ikonische Zeichenmodi bedeutungs- und strukturstiftend ineinandergreifen: intramodal und intermodal (cross-modal). Zunächst gilt unser Interesse dem Instantiieren von materiellen, körperbasierten und im Gesprächskontext präsenten Frame-Elementen sowie dem Aktivieren komplexer, abstrakterer Wissensstrukturen. Anschließend präsentieren wir unterschiedliche semiotische Profile dreier Phasen der dialogischen Reiseplanung: eine prädominant indexikalische, eine indexikalisch-ikonische und eine

diagrammatisch-ikonische Phase. Dabei erweist sich Indexikalität auch hier als grundlegendes Prinzip multimodaler Interaktion. Indexikalität bedingt und orchestriert nicht nur die körperliche Verankerung der Sprechenden in integrierten physischen und mentalen Räumen (Fauconnier, Sweetser, Turner), sondern auch das (inter-)subjektive Dialogverhalten und cross-modale Enstehen von Diagrammen.

Schlüsselbegriffe. Mental Spaces, semantische Frames, Diagramme, cross-modal, Gesten, Bedeutungskonstitution, Indexikalität, ikonische Zeichen, multimodale Interaktion

1. Einleitung

Dieser Beitrag untersucht, wie DialogpartnerInnen mithilfe von verbalen und gestischen Zeichen alternative Reiserouten entwerfen und sich schließlich auf eine Strecke einigen. Sein Anliegen ist es aufzuzeigen, inwiefern die von den Gesprächsteilnehmenden diskutierten Entwürfe verschiedener Reisestrecken von multimodal evozierten semantischen F r a m e s (vgl. Fillmore 1982) und D i a g r a m m e n (vgl. Peirce 1960) unterfüttert und vorangetrieben werden. Es soll gezeigt werden, inwiefern im Diskursverlauf gewisse Frame-Elemente und -Relationen, subjektiv wie intersubjektiv, eine kurzlebige semiotische Realität erlangen. Diese können im Gestenraum für einen Moment im geteilten Fokus des Dialoggeschehens stehen und so in die laufenden multimodalen Semioseprozesse sinn- und strukturstiftend einfließen.

Unser Interesse gilt einerseits insbesondere i n d e x i k a l i s c h e n Ausdrucksformen, um ihre referentiellen und interaktiven Funktionen hinsichtlich der Reiseplanung und Verständigung zwischen den Planenden herauszuarbeiten. Schwerpunkte sind die indexikalischen Dimensionen interaktiver Praktiken des Sich-aufeinander-Beziehens und Sich-Einigens im Dialog (vgl. Bavelas u.a. 1995). Gleichzeitig geht es darum, wie indexikalische Elemente (z.B. Funktionswörter und deiktische Gesten) und ikonische Elemente (z.B. Inhaltswörter und gestisch evozierte Linien und Figurationen) ineinandergreifen und so nicht nur Frames aktivieren, sondern auch multimodale Diagramme im Dialograum entstehen lassen.

Mit Hinblick auf den *Reisen*-Frame[1] als übergreifende Framestruktur zeigt dieser Beitrag, wie die DialogpartnerInnen anvisierte Reiseziele gestisch in den Raum setzen, Richtungen andeuten und Reiserouten schematisch in die Luft zeichnen. Es kann angenommen werden, dass diesen ad hoc produzierten Diagrammen mehr oder minder ausdifferenzierte kognitive Karten (vgl. Downs und Stea 1982) der Gesprächsteilnehmenden zugrunde liegen. Gleichzeitig werden durch die multimodale Aktivierung der entsprechenden Frames enzyklopädische Wissensbestände von bestimmten Reiseformen, Orten und Ländern sowie persönliche Erinnerungen und Vorstellungen aufgerufen und Anknüpfungspunkte für weiterführende Überlegungen kreiert.

Die diesen Ausführungen zugrundeliegenden deutschen Konversationsdaten bestehen aus zwei mit Audio, Video und einem Bewegungserfassungssystem (Motion-Capture-System) aufgenommenen Dialogen, in denen jeweils zwei Gesprächsteilnehmende der ihnen gestellten Aufgabe nachgehen, gemeinsam eine fiktive Interrailtour durch Europa zu planen. Als ein erster Eindruck von unserem Untersuchungsgegenstand dient das folgende Transkript der verbalsprachlichen Äußerung einer multimodalen Sequenz. Der Routenvorschlag von Gesprächspartnerin GP_{R1} im Dialog 1 lässt sich anfangs noch ohne Berücksichtigung der simultan produzierten Gesten nachvollziehen ((1), Z01–07)[2], da Ortsnamen genannt werden, die man auf der eigenen kognitiven Karte von Europa verorten kann und von denen man eine gewisse Vorstellung aufgrund geographischen Wissens und eigener Reiseerfahrungen hat. Hinsichtlich der darauf formulierten ‚wieder nach Hause' führenden Route (Z08–14) ist dies nicht der Fall. Letztere besteht aus einer Aneinanderreihung von Funktionswörtern wie Präpositionen, lokalen und temporalen Adverbien:

(1) Verbale Routenplanung ohne Gesten-Annotation.

01	GP_{R1}:	Pass auf!
02		wir fahren von Stockholm nach Prag
03		und von Prag nach Kiew
04		und von da nach unten irgendwo
05	GP_{L1}:	Ich weiß überhaupt nicht, wo Kiew liegt relativ zu Prag
06	GP_{R1}:	ich auch nicht %lacht
07	GP_{L1}:	aber gut vorgetäuscht
08	GP_{R1}:	ich denke
09		nee ich denke wir fahren dann so weißte von
10		da
11		nach da
12		rüber
13		runter
14		und dann nach da und dann wieder nach Hause

Wie im Verlauf des Artikels detailliert dargelegt, ergeben sich lokal erzeugte Form-Bedeutung-Korrelationen gerade erst im Verbund mit den synchron produzierten Gesten, insbesondere Gestendiagramme, sowie dem im Gespräch aufgebauten multimodalen Diskurskontext.

Durch das Visualisieren solcher virtueller Referenzstrukturen mittels Motion-Capture Technologie wird illustriert, wie sie sich im Gestenraum schrittweise entfalten und dabei den Gesprächspartnern als kognitiv-semiotische Ressourcen dienen können (vgl. Schüller und Mittelberg 2016, 2017). Solche kollaborativen Diskursprozesse des Konstruierens und Aushandelns von Reiserouten werden in diesem Beitrag anhand deutscher multimodaler Dialogdaten untersucht und durch das Zusammenführen der im Folgenden aufgeführten Ansätze theoretisch untermauert.

2. Kognitiv-semiotischer Theorierahmen

2.1 Peirce, Jakobson und kognitive Linguistik

Von einem verkörperten und multimodalen Verständnis von Sprache, Kognition und Interaktion ausgehend, nähert sich dieser Beitrag crossmodalen Strategien der Bedeutungskonstitution mit einem kognitiv-semiotischen Ansatz (vgl. Mittelberg 2006, 2008, 2019a/b), der kognitiv-linguistische Ansätze (vgl. u.a. Dancygier und Sweetser 2014; Fillmore 1982; Gibbs 2006; Johnson 1987) und klassische semiotische Theorien von Charles S. Peirce (vgl. 1955, 1960) und Roman Jakobson (vgl. 1956, 1966, 1971) verknüpft. Diese Perspektiven sind insofern kompatibel, als sie bei der Analyse von bedeutungsstiftenden Prozessen besonders die Motivation, Funktion und Struktur von Sprachformen und Sprachgebrauch berücksichtigen. Beide Traditionen räumen verinnerlichten (‚embodied'; vgl. Gibbs 2006) wahrnehmungs- und handlungsbasierten Mustern von Erfahrung und Interpretation einen hohen Stellenwert ein (vgl. Mittelberg 2013). Eine weitere geteilte Prämisse ist, dass Bedeutung einem Zeichenträger, etwa einem Wort oder einer Geste, nicht innewohnt, sondern im Moment der Interpretation dynamisch im Bewusstsein entsteht und bestimmte durch pragmatische Kräfte, kognitiv-semiotische Prinzipien und Erfahrung geleitete Vorstellungen und Assoziationen hervorruft. Dies wird beispielsweise durch das Rekrutieren von mentalen Strukturen wie Frames (vgl. Coulson 2001; Ziem 2014) und interagierenden metonymischen und metaphorischen Prozessen (vgl. Dancygier und Sweetser 2014) geleitet.

Indem diese Ansätze in ihrer Zusammenschau einen weiteren semiotischen Geltungshorizont aufspannen als rein sprachbasierte Theorierahmen, sind sie im besonderen Maße geeignet, auf Gesten und andere Kommunikationsformen angewandt zu werden, welche Modalitäten mit einbeziehen, denen im Vergleich zur Laut- und Schriftsprache kein hochgradig konventionalisierter symbolischer Kode zugrunde liegt. Gesten sind zwar zu unterschiedlichen Graden konventionalisiert, sei es bedingt durch kulturelle Praktiken, Bewegungsmuster oder einverleibte konzeptuelle Strukturen und Operationen.[3] Da in redebegleitenden Gesten jedoch das Verhältnis von semiotischen Modi, wie Ikonizität, Indexikalität und Konventionalität (oder Gewohnheit; vgl. Peirce 1960), eine größere Varianz aufweist und in jeder multimodalen Performanz unter Einfluss von pragmatischen Faktoren sich stets neu austariert, wird hier den oben genannten semiotischen Theorien ein zentraler Stellenwert eingeräumt. Das Ziel besteht dabei, und auch im Folgenden, darin, der spezifischen Medialität von Gesten und ihrer Verflechtung mit sprachlichen Äußerungen soweit wie möglich gerecht zu werden.

Unter Gesten werden hier Handkonfigurationen und Handbewegungen sowie Körperposen und -bewegungen verstanden, welche die visuell-aktionalen Komponenten einer multimodalen Äußerung ausmachen und verschiedene kommunikative Funktionen aufweisen (vgl. Kendon 2004;

Müller 1998). In Anlehnung an Peirce (1960) und Jakobson (1960) betonen wir die hierarchisierte Schichtung von unterschiedlichen, interagierenden Zeichenmodi und multiplen Funktionen. Danach bestimmt die prädominante Funktion die Bedeutung eines Zeichens letztendlich, wobei andere Funktionen gleichzeitig in unterschiedlichem Grade mitwirken (vgl. Mittelberg 2013 und Mittelberg und Waugh 2009; Müller 1998). Hier geht es insbesondere um das cross-modale Ineinandergreifen von ikonischen und indexikalischen Zeichenmodi.

2.2 Semantische Frames

Gemäß des Themenschwerpunktes dieses Sonderheftes bildet die Theorie der ‚Mental Spaces' (vgl. Fauconnier 1985/1994, 1997) und insbesondere solche Ansätze, die eine framebasierte Struktur von mentalen Räumen annehmen (vgl. Fauconnier 1985/1994; Coulson 2001; Dancygier und Sweetser 2014), den globalen konzeptuellen Rahmen für unsere Untersuchungen.[4] Unsere Analyse stützt sich jedoch in erster Linie auf den Begriff der semantischen Frames aus Fillmores (1977, 1982, 1985) grundlegenden Schriften. Neuere FrameNet-Arbeiten[5] werden hier dahingehend berücksichtigt, dass wir zeigen, wie in unseren Dialogdaten gestische und sprachliche Zeichen Frame-Elemente instantiieren und so einen Frame – oder mehrere Frames gleichzeitig – aktivieren. Syntaktische Realisationen und multimodale Konstruktionen können nicht thematisiert werden.[6]

Gemäß den hier zugrunde gelegten Arbeiten von Fillmore sind Frames semantische Systeme, welche die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke bestimmen und sowohl Sprachproduktion als auch Diskursverstehen unter Einbeziehung enzyklopädischer Wissensbestände und verinnerlichter Erfahrungskontexte (vgl. ‚scenes', Fillmore 1977) leiten. Frames bestehen aus miteinander verbundenen Teilen, wobei ein Element ein korreliertes Element sowie das gesamte System von Konzepten aktivieren kann (vgl. Fillmore 1982: 111).

> A 'frame', as the notion plays a role in the description of linguistic meanings, is a system of categories structured in accordance with some motivating context. […] The motivating context is some body of understandings, some pattern of practices, or some history of social institutions, against which we find intelligible the creation of a particular category in the history of the language community (Fillmore 1982: 119).

Für unsere Reiseplanungs-Studie ist der *Reisen*-Frame (engl. *Travel*-Frame) besonders relevant; er vereint in sich Handlungsmuster, Wissensstrukturen und motivierende Kontexte unterschiedlich starker Grade von Abstraktion und Komplexität. Im FrameNet Projekt des Deutschen wird er wie folgt definiert:

> In diesem Frame begibt sich ein REISENDER auf eine Reise, eine Aktivität, die im Allgemeinen im Voraus geplant ist, bei der sich der REISENDE von einem Startpunkt (der QUELLE) zu einem ZIEL entlang eines WEGES oder innerhalb eines BEREICHS bewegt. Die Reise kann von MITBETEILIGTEN und GEPÄCK begleitet sein. Die DAUER oder die ENTFERNUNG der Reise, beide normalerweise lang, können auch als FORTBEWEGUNGSART bezeichnet werden. Wörter in diesem Frame betonen den gesamten Prozess, von einem Ort zum anderen zu gelangen, anstatt nur den Anfang oder das Ende der Reise zu beschreiben (FrameNet des Deutschen: https://gsw.phil.hhu.de/framenet/frame?id=974 [31.5.2021]).

Der *Reisen*-Frame hat folgende Kern-Frame-Elemente (in alphabethischer Reihenfolge): BEREICH, FORTBEWEGUNGSART, QUELLE, REISENDER, RICHTUNG, WEG, ZIEL. Zu den Nicht-Kern-Frame-Elementen gehören ART_UND_WEISE, DAUER, ENTFERNUNG, GESCHWINDIGKEIT, MITBETEILIGTE, ZEIT und ZWECK; der gängigen Konvention folgend sind sie hier in Kapitälchen gesetzt. Im Fall der vorgegebenen Dialogsituation sind die REISENDEN die zwei GesprächspartnerInnen. Der vorgegebene BEREICH ist Europa, welcher in Unterbereiche (z.B. Länder, Regionen, Landschaften) gegliedert ist und auf Teilstrecken zwischen vier zu wählenden Etappenzielen zu bereisen ist. Meist bildet dabei der jeweilige Wohnort den Ausgangs- und Endpunkt (QUELLE und ZIEL). Es handelt sich um Zugreisen (InterRail). Die ZEIT des Reisens beträgt zwei Wochen. Der ZWECK ergibt sich aus den Präferenzen der Teilnehmenden.

Wir gehen davon aus, dass während der auf die Aufgabe fokussierten Dialoge der *Reisen*-Frame im Hintergrund aktiviert bleibt, da die Aufgabe darin besteht, eine Reiseroute auszuhandeln. Dabei interagiert er, wie in Abschnitt 4 und 5 zu zeigen ist, mit anderen Frames, je nach Phase des Planungsprozesses und den Vorschlägen und Erzählungen der SprecherInnen.

2.3 Diagrammatische Ikonizität in der multimodalen Reiseplanung

Diagramme gelten allgemein als ikonische Zeichenprozesse, „icons of relations“ (vgl. Peirce 1955, 1960), die Beziehungen zwischen Elementen darstellen. In Peirces (1960: 157, 2.277) eigenen Worten: Ikone, „which represent the relations, mainly dyadic, (…) of the parts of one thing by analogous relations in their own parts, are diagrams“ (vgl. Stjernfelt 2007). Straßen- und U-Bahnkarten sowie Familienstammbäume sind bekannte Beispiele.

In unserem Korpus machen GesprächspartnerInnen räumliche Relationen und Reisebewegungen in Form von, mal mehr und mal weniger, flüchtigen gestischen Diagrammen sichtbar. In die Luft gezeichnete virtuelle Linien, Konfigurationen von in den Raum gesetzten Punkten oder andere Varianten von sich allmählich aufbauenden Gestenkomplexen vermögen aufzuzeigen, wie sich für die jeweiligen SprecherInnen einzelne Orte,

Länder oder Aktivitäten räumlich und/oder zeitlich zueinander verhalten. Dabei geht es nicht um eine genaue (z.B. metrische) Abbildung der räumlichen Relationen und Distanzen; letztere werden im Gestenraum auf die dort möglichen Größenverhältnisse ad hoc angepasst und oft flexibel verkürzt dargestellt. Hinsichtlich der Gestendiagramme ist hier entscheidend, dass schematische Figurationen dieser Art oft durch den Einsatz unterschiedlich gestalteter indexikalischer Handformen und richtungsangebender Bewegungen emergieren. SprecherInnen setzen zum Bespiel mit Zeigegesten Punkte in den Gestenraum, um Personen, Dinge, Orte, Ideen oder Diskursinhalte, über die sie sprechen, zu vergegenwärtigen und diese zueinander in Beziehung zu setzen. Die Verbindungen zwischen den Punkten können gedacht oder durch gestische Bewegungen von Punkt zu Punkt im Gesprächsverlauf hergestellt werden (vgl. Enfield 2009; Fricke 2007, 2012; Mittelberg 2006, 2014). Dabei ist von zentraler Bedeutung, dass Diagramme nicht nur bereits bestehende Relationen abbilden, sondern auch neue, im Denkprozess entstehende Verbindungen schlagen können. Sie haben somit ein epistemisches Potential, das auch in unserem Kontext der Reiseentwürfe zum Tragen kommt (vgl. Pombo und Gerner 2010).

3. Indexikalität als Grundprinzip multimodaler Interaktion

Indexikalische Zeichenmodi erwiesen sich in unseren multimodalen Dialogdaten als prädominant, da sie bei dem Evozieren von Frames und Diagrammen verschiedene Funktionen erfüllen. Um diese erklären zu können, sei hier ein kurzer Einblick in die den Gesten inhärente Indexikalität gegeben.

Gesten sind genuin an den sie hervorbringenden kommunizierenden Körper gebunden und können nicht losgelöst von diesem als Zeichen fungieren (Haviland 2000; Mittelberg 2010a/b, 2013, 2019a/b; Sweetser 2012). Nach Peirce (vgl. 1960: 143) gründen indexikalische Zeichen bekanntlich in Kontiguitätsbeziehungen wie einer faktischen oder kausalen Verbindung, Angrenzung oder Nähe. Sie sind von ihrem Referenzobjekt konditionierte Zeichen. Zeigegesten, die visuell wahrnehmbar auf etwas anderes verweisen als sich selbst, sind indexikalische Zeichen par excellence. Das Referenzobjekt konditioniert sie in dem Sinne, dass die Sprechenden Arm und Hand (und in gewisser Weise den gesamten Körper) als Zeichenträger auf das ausrichten, auf das sie zeigen, und so eine Kontiguitätsbeziehung herstellen.

In der Literatur werden verschiedene Praktiken der sprachlich-gestischen Bezugnahme unterschieden: v.a. Zeigen auf gegenständliche oder abstrakte, auf im situativen Kontext existierende oder gedachte Referenzobjekte, sowie richtungsangebendes Zeigen (vgl. Fricke 2007; Hassemer 2015; Kita 2003; McNeill 1992; Wilkens 2003).[7] Abgeschwächte Grade von Indexikalität wurden als Grundlage metonymischer Modi gestischer Zeichenkonstitution beschrieben, z.B. zwischen gestikulierenden Händen und

den imaginären Objekten, die sie zu halten scheinen (vgl. Mittelberg 2019b; Mittelberg und Waugh 2014). In diesem Beitrag fragen wir nach den indexikalischen Dimensionen interaktiver und diagrammatischer Gesten.

3.1 Indexikalische Verankerung materieller und mentaler Diskurselemente

Der multimodal kommunizierende Körper wird im vorliegenden Beitrag als indexikalischer Anker verstanden: Von ihm aus organisieren sich die raumzeitlichen Koordinaten multimodaler Diskursentfaltung im Sinne von Bühlers Konzept der ‚Origo' (vgl. Bühler 1934/1982; Fricke 2007; Müller 1998) stets von Neuem. Dabei entstehen materielle, imaginierte und interaktive Gesprächskontexte. SprecherInnen können sich zudem in andere Personen und Kontexte hineinversetzen und Szenarien aus verschiedenen Perspektiven (‚viewpoint'; vgl. McNeill 1992) beschreiben. Ikonische Gesten sind, wie bildliche Vorstellungen und Beschreibungen, tendenziell indexikalisch konditioniert (vgl. Mittelberg 2010b sowie Mittelberg und Waugh 2014 hinsichtlich Ikonizität-Indexikalitäts-Kontinuen für Gesten).

In der multimodalen Interaktion können gegenständliche Strukturen und ihre Affordanzen (vgl. Gibson 1977) als ‚material anchors' (vgl. Hutchins 1995) fungieren. Als solche lassen sie sich in kognitive Operationen sowie diskursive Erklärungs- und Verstehensprozesse (‚conceptual integration' oder ‚blending'; vgl. Fauconnier und Turner 2002) einbeziehen. Dazu gehört, dass SprecherInnen durch Gesten den Kontakt (d.h. Kontiguität) mit der materiellen Kultur und Umwelt aktiv herstellen, indem sie mit Oberflächen, Gegenständen und Instrumenten interagieren (siehe ‚environmentally-coppled gestures' nach Goodwin 2007; Streeck u.a. 2011). Sweetser sieht im menschlichen Körper selbst einen funktionsstarken und stets perspektivierten ‚material anchor':

> Gesture, like language, shows deictic centers, displacement phenomena and blended deictic structure. Our bodies are the most flexible and powerful material anchors [...] for representing and expressing viewpoint. [...] there is no more powerful icon for a bodily viewpoint than an actual body with an actual inherent viewpoint. Gestures therefore express spatial indexicality via embodied spatial indexicality – for humans, a pointing gesture directs joint attention to a particular actual location relative to the actual pointing body. This in itself is a cognitive achievement [...] (Sweetser 2012: 13).

Zwecks Orientierung und Streckenplanung wird typischerweise mit Land- und Straßenkarten interagiert: durch das Zeigen auf bestimmte Orte und eingezeichnete Wege (vgl. Fricke 2007).

3.2 ‚Imaginary material anchors' für geteilte Intentionalität im Gestenraum

In unseren Daten besteht die kognitiv-semiotische Leistung im kollaborativen Erstellen von fiktiven Reiserouten. Da die GesprächspartnerInnen die ihnen vorgegebenen kognitiven und kommunikativen Aufgaben gemeinsam bewältigen müssen, benötigen wir für die Analyse Konzepte, die dieser semiotischen Komplexität gerecht werden können. Es geht primär um die gemeinsame Ideenentwicklung in gedanklichen Welten, von denen Ausschnitte und Dimensionen gerade durch Gesten und multimodal erwirkte Diagramme semiotisch habhaft gemacht und im Gestenraum zum Fokus der geteilten Aufmerksamkeit und Intentionalität werden (‚joint attention', vgl. Tomasello 1995; ‚joint intentionality', vgl. Tomasello und Carpenter 2007).

Hier können wir uns auf Hutchins' (vgl. 2005: 1575) Konzept der ‚imaginary material anchors' stützen, d.h. auf solche Anhaltspunkte und Elemente, die nicht als gegenständliche Strukturen im Kontext vorhanden sind, sondern die man sich unter Rückgriff auf Wissen und verinnerlichte Erfahrung (mehr oder weniger genau) vorstellen kann. In unserem Falle geht es um imaginäre Kartenstrukturen und das Manipulieren besteht beispielsweise im Zeigen auf gedachte Orte sowie im virtuellen Skizzieren von Reisestrecken.

Die kognitive Semantik und Semiotik geben uns also Instrumente an die Hand, die es ermöglichen, Vorstellungswelten in die Analyse mit einzubeziehen und so aufzuzeigen, inwiefern DialogpartnerInnen imaginäre und irreale Welten, sprich verschiedene ‚mental spaces', im Gesprächsverlauf erschaffen und sich zwischen dem Real Space (vgl. Liddell 2003), dem von den GesprächsteilnehmerInnen geteilten Raum der Gesprächssituation, und dem jeweiligen sprachlich-gestisch eröffneten und fortentwickelten Story Space hin und her bewegen (vgl. Sweetser und Stec 2016: 239). Ihre Körper und Gesten bilden dabei als indexikalische Anker ein sichtbares Bindeglied.

3.3 Dialogische Indexikalität: Interaktive Gesten

In unseren Dialogdaten interagieren jeweils zwei indexikalisch verankerte und räumlich unterschiedlich ausgerichtete, nämlich sich zugewandte, Personen. In diesen konversationellen Interaktionsformen spielen indexikalische Elemente und Praktiken wie Funktionswörter (z.B. Personal- und Demonstrativpronomen) und gestisches Aufeinander-Beziehen eine zentrale Rolle. Gemäß Bavelas (vgl. 1994: 213) gibt es vier Typen von interaktiven Gesten: Die ‚Delivery Gesture' bezieht sich auf von GesprächspartnerInnen ausgetauschte Informationen: Sie wird unterteilt in eine ‚General Delivery Gesture', die neue Informationen sozusagen an den/die GesprächspartnerIn weiterreicht. Eine ‚Shared Information Gesture' bezieht sich auf Inhalte, die den GesprächspartnerInnen bereits bekannt sind (‚common

ground‘; vgl. Clark 1996). ‚Citing Gestures‘ sind anaphorische Verweise auf eine im Gespräch vorausgegangene Äußerung, wobei zwischen einer ein Zitat kennzeichnende ‚General Citing Gesture‘ und einer ‚Acknowledgement Gesture‘ unterschieden wird. Durch letztere signalisieren Zuhörende, dass sie die Äußerung ihrer GesprächspartnerInnen vernommen bzw. verstanden haben. Die ‚Seeking Gesture‘ erbittet eine Antwort, Hilfe oder Zustimmung. Schließlich regeln ‚Turn Gestures‘ den Sprecherwechsel: Mit einer ‚Giving Turn Gesture‘ gibt die/der Sprechende die Sprecherrolle an eine/einen GesprächspartnerIn, und mit einer ‚Taking Turn Gesture‘ wird die Sprecherrolle übernommen (vgl. Bavelas u.a. 1995).

Die Analysen in den folgenden Abschnitten bringen die diesen interaktiven Gesten inhärente Indexikalität zutage: Sie zeigen auf im Dialog verbal und/oder gestisch instantiierte Frame-Elemente und andere Äußerungskomponenten, welche sozusagen virtuell ‚im Raum stehen‘.

4. Tendenzen im verbal-gestischen Evozieren von Frames

Für unser Gestenverständnis ist hier grundlegend, dass Frames erfahrungsbedingt sind, d.h. „motivated by human experiences, social institutions, and cultural practices” (Coulson 2001: 18). Außersprachliche, kontextuelle und ko-textuelle Faktoren zählen zu den Kräften, die unser Verständnis von Begriffen und ihre Vernetzung konditionieren (vgl. Fillmore 1982; vgl. Ziem 2014: 24, 188ff.). Wie wir zeigen möchten, motivieren solche Erfahrungsmuster und kulturellen Praktiken, und damit insbesondere ‚Scenes‘ in Fillmores (1977) Sinn, nicht nur das Entstehen von Frames, sondern auch Prozesse gestischer Zeichenkonstitution und -interpretation. Aufbauend auf Mittelbergs (2017, 2019b) Arbeiten zu „Embodied Frames und Scenes“ wird nun herausgearbeitet, inwiefern sich diese in unseren Reiseplanungsdaten manifestieren. Nach einer kurzen Beschreibung der Datengrundlage (Abschnitt 4.1) liegt der Fokus zunächst auf dem multimodalen Aktivieren semantischer Framestrukturen und damit vor allem auf inhaltlichen (Frame-)Elementen in der Reiseplanung (Abschnitt 4.2). Anschließend widmen wir uns der Verbindung von Frame-Elementen in Diagrammen (Abschnitt 4.2).

4.1 Studiendesign, Korpus, Annotation

Die der hier vorgestellten Studie zugrundeliegenden Diskursdaten stammen aus dem *MuSKA Korpus* (*Natural Media Lab*, *RWTH Aachen*; Brenger und Mittelberg 2015). Insgesamt wurden sechs Stunden Audio-, Video- und Motion-Capture Daten aufgenommen. Das Korpus umfasst zwei Gesprächsgenres (Dialog und Narration) in zwei Sprachen (Deutsch und Amerikanisches Englisch). Für die vorliegende Studie wurden die deutschen Dialogdaten von sechzehn Personen (acht Paaren) berücksichtigt.

Die StudienteilnehmerInnen waren zwischen 20 und 35 Jahre alt. Hier präsentieren wir Ergebnisse qualitativer Analysen ausgewählter Sequenzen aus zwei der Dialoge von sich zuvor bekannten GesprächspartnerInnen (jeweils RechtshänderInnen).

Der Versuchsaufbau war wie folgt: Jeweils zwei GesprächspartnerInnen sitzen sich im Labor auf erhöhten Stühlen gegenüber. Ihre kommunikativen Bewegungen wurden mit 14 Infrarotkameras sowie einer HD-Videokamera erfasst. Dafür wurden bei jeder Person 35 reflektierende Marker an den Händen, Armen, Schultern, Knien, Hüfte und Nacken befestigt. Vor dem Gespräch wurde ihnen erklärt, dass sie ein fiktives Interrail-Ticket gewonnen haben und sie innerhalb von zwei Wochen insgesamt fünf unterschiedliche Orte innerhalb Europas besuchen können. Gemeinsam sollen sie planen, wo sie hinfahren, in welcher Reihenfolge sie die Ziele ansteuern und was sie dort unternehmen wollen (z.B. Stadtbesichtigung, Kultur, Entspannung oder Abenteuer).

Die verbalen Äußerungssequenzen wurden anhand der Diskurs-Transkriptionskonvention nach Du Bois u.a. (1993) und Duncan (vgl. McNeill 2005: 275ff.) in Intonationseinheiten unterteilt und transkribiert. Die Gesten wurden mit Hilfe der Annotationssoftware Elan mit Fokus auf die folgenden drei Aspekte annotiert: Gestenform und Bewegungsgestalt (gemäß Bressem 2013), die exakte Sprach-Gesten-Synchronie sowie semantisch-pragmatische Beziehung zur verbalen Äußerung. Jede Gesteneinheit wurde in Phasen segmentiert und im Transkript durch eckige Klammern um die parallel hierzu produzierten verbalen Äußerungselemente markiert. Jede Geste ist mit einem hochgestellten G sowie ihrer jeweiligen Nummer gekennzeichnet ([...]^{G1}). Die fett markierten Elemente in den Sprachtranskripten repräsentieren Segmente, auf die der bedeutungstragende ‚stroke' fällt; zwei vertikale Linien orten einen ‚stroke hold' (vgl. Kita u.a. 1998). Dabei können sowohl die Bewegungstrajektorie, die Handform, die Position zum Körper und im Gestenraum sowie die Orientierung der Handflächen ausschlaggebend sein (vgl. Bressem 2013; McNeill 1992).

4.2 Verbal-gestisches Instantiieren körperlich erfahrbarer und im Kontext präsenter Frame-Elemente

Das Fundament für unseren Ansatz bilden lebensweltliche Erfahrungskontexte einschließlich die für sie habituellen Gegenstände, räumlichen Verhältnisse und Handlungen. Es handelt sich hier um körperliche Bewegungsmuster wie z.B. Gehen, Radfahren, oder jemanden umarmen, sowie um Gegenstände als solche und das routinierte Handhaben von Objekten und Instrumenten. Unser (Körper-)Wissen wurzelt in den entsprechenden einverleibten (‚embodied') Erfahrungsmustern, die in der eigenen Körperlichkeit und dem direkten Interagieren mit der materiellen Kultur und sozialen Umwelt tief verankert sind (vgl. Mittelberg 2017, 2019b; Bressem und Müller 2017; Müller 2017).

Um zu sehen, wie sich solche basalen Erfahrungskontexte im multimodalen Evozieren von hier maßgeblichen Frames manifestieren, geht es im ersten Beispiel um den Begriff *Wetter*, der sich, obwohl wir Wetterverhältnisse körperlich erfahren, gestisch nicht gut unmittelbar darstellen lässt. Der *Wetter*-Frame ist wie folgt definiert:

> Die Umgebungsbedingungen von Temperatur, Niederschlag, Wind und Sonne beziehen sich auf einen bestimmten ORT und eine bestimmte ZEIT. Eine weitere NÄHERE_BESTIMMUNG der betreffenden Bedingungen kann ebenfalls angegeben werden (FrameNet des Deutschen: https://gsw.phil.hhu.de/framenet/frame?id=932 (31.5.2021)).

Kern-Frame-Elemente sind ORT und ZEIT. So interessiert uns vor allem, wie der *Wetter*-Frame in der folgenden Sequenz multimodal (teil-)evoziert und durch Verbindungen zu anderen Frames unterschiedlich spezifiziert wird.

In der folgenden Sequenz geht es um eine zurückliegende Reiseerfahrung von Sprecherin GP_{R2} in Budapest. Budapest initiiert hier das Kernelement ZIEL im *Reisen*-Frame. Da sich GP_{R2} nicht an das genaue Datum (Kernelement ZEIT im *Reisen*-Frame) erinnern kann, hilft ihr GP_{L2} auf die Sprünge, indem er fragt, ob Schnee lag ((2), Z01). Die lexikalische Einheit ‚Schnee' aktiviert hier den *Niederschlag*-Frame[8], und zwar so, dass Winterwetter suggeriert wird und damit gleichzeitig der *Wetter*-Frame nicht nur aktiviert, sondern auch spezifiziert wird. Dabei produziert GP_{L2} eine beidhändige ‚Palm-Up Open Hand' Geste (PUOH, vgl. Müller 2004) mit pragmatischer Funktion (Abb. 1a). Er erbittet, sozusagen mit leeren Händen, eine Antwort, was einer interaktiven ‚Seeking Gesture' gleichkommt (vgl. Bavelas u.a. 1995, s. Abschnitt 3.3).

(2) Wetterverhältnisse in Budapest.

01	GP_{L2}:	[**Lag Schnee**?]^{G1}
02	GP_{R2}:	nein (-) es [war **schon warm**]^{G2}
03		also so [**T-Shirt-Wetter**]^{G3} und
04		[**Shorts Wetter**]^{G4} war richtig schön und so
05		[**Schwimm-Wetter**]^{G5}
06	GP_{L2}:	%lacht [**okay**]^{G6}

GP_{R2} erinnert sich daraufhin an die sommerlichen Wetterverhältnisse. Zunächst eröffnet sie den *Umgebungstemperatur*-Frame[9] verbal durch „war schon warm" (Z02). Hiermit wird gleichzeitig der *Wetter*-Frame erneut teilinstantiiert: das Frame-Element SPEC. ist nun mit einer Instanz („warm") spezifiziert. GP_{R2} macht dabei ebenfalls eine PUOH-Geste (Abb. 1b) mit vorwiegend modaler Funktion (vgl. Kendon 2004; Müller 2004). Sie unterstreicht damit, dass es für sie zweifelsohne „warm" war (und eben kein winterliches Wetter herrschte).

1a: „Seeking Gesture“ (G1) (Z 01).

1b: „General Delivery Gesture“ (G2) (Z02).

1c: Gestischer Bezug auf T-Shirt (G3).

1d: Illustration der Länge einer Shorts (G4).

1e: Ikonisch-aktionale Schwimm-Geste (G5).

1f: 1f: Nachahmung der Schwimm-Geste (G6).

Abb. 1a–f: Wetter-Frame Sequenz.

Dann führt GP_{R2} mehrere Indizien für warmes Wetter auf, indem sie Elemente aus dem *Kleidung*-Frame integriert:[10] „T-Shirt-Wetter“ begleitet sie durch beidhändige zirkulierende Handbewegungen dicht an ihrem mit einem T-Shirt bekleideten Oberkörper (Abb. 1c), welche gleichzeitig Wärmeempfinden suggerieren kann. Es folgt ein gestischer Verweis auf ihre Oberarme bzw. die kurzen Ärmel ihres T-Shirts. Zeitgleich mit „Shorts-Wetter“ markiert sie mit den Handkanten auf ihren Oberschenkel, wo Hosenbeine von Shorts enden (Abb. 1d). Dann ahmt sie auf „Schwimm-Wetter“ (Z05) die für das Brustschwimmen typische Arm- und Handhaltung sowie Bewegungen schematisch nach (Abb. 1e). Bemerkenswert ist hier, wie GP_{L2} die Wetterbeschreibung seiner Reisepartnerin multimodal rahmt: eingangs durch seine Frage und PUOH ‚seeking‘ Geste, die sofort von GP_{R2} gespiegelt wird (allerdings als ‚General Delivery Gesture‘; vgl. Bavelas 1994), und abschließend durch eine sein Gegenüber nachahmende Schwimm-Geste (Abb. 2f). Diese Mimikry-Gesten vermitteln ein starkes Alignment der GesprächspartnerInnen (vgl. Holler und Wilkin 2011).

In dieser Sequenz fällt außerdem auf, dass nur die beiden Schwimm-Gesten (1e und 1f) ikonischer Natur sind: Sie sind von einem leicht erkennbaren Bewegungsmuster motiviert, welches metonymisch ohne Hinzunehmen der Beine exemplifiziert wird (vgl. ‚action image icon' gemäß Mittelberg und Waugh 2014). Die zweite Schwimmgeste ist noch reduzierter als die ursprüngliche. Indexikalität ist in den beiden Gesten prädominant, mit denen GP_{R2} T-Shirt und Shorts am eigenen Körper verortet und damit dort, wo man sie typischerweise trägt (vgl. ‚body part index' gemäß Mittelberg und Waugh 2014). Hier initiieren die verbal geäußerten lexikalischen Einheiten (‚T-Shirt') und (‚Shorts') mit den indexikalischen Gesten auf crossmodale Weise Kern-Frame-Elemente des *Kleidung*-Frames. Anhand der hier mehrmals modifizierten lexikalischen Einheit ‚Wetter' manifestiert sich die Tatsache, dass der spezifizierte *Wetter*-Frame diese Sequenz multimodaler Einzelinitiierungen von Frame-Elementen, und damit den ‚Turn' von GP_{R2}, strukturiert. Er ist auf einer Ebene stärkerer Abstraktion angesiedelt als die illustrierten Teilaspekte wie Schwimmen oder Shorts.

Dass, oder wie, die Elemente in den jeweiligen Frames zusammenhängen bzw. wie die Frames ineinandergreifen, wurzelt hier einerseits in erfahrungsbedingten Korrelationen von Elementen (z.B. wenn es heiß ist, trägt man T-Shirts, keine Pullover). Gleichzeitig leiten größere frame-strukturierte Szenarien und Wissenskomplexe unser Verständnis von Erzählungen und kreieren Assoziationen und Erwartungen (vgl. Skripts nach Schank und Abelson 1977). Daraus lassen sich auch nicht direkt instantiierte Frame-Elemente inferieren, hier z.B. dass die Budapest-Reise im Sommer stattgefunden hat. So ist dann indirekt auch das Kernelement ZEIT des im Hintergrund aktiven *Reisen*-Frame spezifiziert.

Andererseits können wir auch aus der dynamisch emergierenden semiotischen Kontextur Schlüsse ziehen, nämlich der sequenziellen Abfolge (oder temporalen Kontiguität) und simultanen Kombination (vgl. Jakobson 1956) von sprachlichen und gestischen Zeichen. Semiotische Erfahrungen wie diese haben ebenfalls einen Einfluss auf sich dynamisch entwickelnde Wissensstrukturen, insbesondere auf der Seite der Interpretierenden.

Diese Beispielsequenz veranschaulicht zudem, wie im Kontext vorhandene, gegenständliche Ressourcen spontan in die multimodale Beschreibung eingewoben werden. Somit fungieren Körper und Kleidungstücke von Sprecherin GP_{R1} als sichtbare (bildliche) ‚material anchors' (vgl. Hutchins 1995; Sweetser 2012). Der Körper fungiert hier als Anker, der den situativ-materiellen Real Space (vgl. Liddell 2003) und aufgespannten Story Space miteinander verbindet (vgl. Sweetser und Stec 2016: 239). Wir wenden uns nun weniger gegenständlichen Ankerstrukturen (‚imaginary material anchors' gemäß Hutchins 2005) und entsprechenden anders gearteten semiotischen Praktiken zu, die im dialogischen Aushandeln von Reiserouten eine wichtige Rolle spielen.

4.3 Abstrakte Wissensstrukturen und verbal-gestische Diagramme

Prozesse multimodaler Bedeutungskonstitution rekrutieren auch vergleichsweise abstrakte und komplexere semantische Strukturen (vgl. Mittelberg 2017). Dazu gehören zum Beispiel solche, von denen angenommen wird, dass sie das konzeptuelle System, abstrakte Wissensbereiche oder ganze Diskurse strukturieren (vgl. Coulson 2001; Ziem 2008, 2014). Unter anderem funktionieren sie als Ordnungsprinzipien von miteinander interagierenden verkörperten kognitiven Strukturen und Prozessen wie Metaphern, Metonymien, Bildschemata, Kräftedynamiken und mentalen Räumen (vgl. Dancygier und Sweetser 2014). Dabei ist ein zentraler Aspekt, dass sich solche größeren schematischen Architekturen in der gestischen Modalität manifestieren können, jedoch nicht müssen. In diesem Abschnitt zeigen wir, wie sich SprecherInnen anhand von bimodal erzeugten Diagrammen in solchen Wissensstrukturen, die nicht in direkter körperlicher Erfahrung und im materiellen Kontext verhaftet sind, bewegen und diese intersubjektiv teilbar machen.

Dabei ist maßgeblich, wie Kern-Elemente des *Reisen*-Frames (eingeführt in Abschnitt 2.2) im Dialog initiiert werden. Dieser Frame besteht einerseits aus einzelnen erfahrungsbedingten Elementen, weist aber eine relative Komplexität und Vieldimensionalität auf: Regionen, Städte, Länder, Fortbewegung, Richtungen, Transportmittel, Essen, Übernachtungsmöglichkeiten, kulturelle und sportliche Aktivitäten usw. Dabei kommen allgemeine enzyklopädische und geographische Wissensbereiche sowie individuelle und gruppenspezifische Gewohnheiten und Präferenzen zum Tragen (z.B. geprägt durch Familien- und Gruppenurlaube).

Es verwundert nicht, dass Frame-Elemente wie die Städte STOCKHOLM und PRAG (siehe Einleitung, Beispiel 1 und Beispiel 3) nicht ikonisch oder durch Symbole repräsentiert werden. Vielmehr werden sie durch in den Raum gesetzte, indexikalische Gesten und die synchron geäußerten Städtenamen instantiiert und mit gestisch gezogenen Linien zueinander in Beziehung gesetzt. So setzt die in dieser Dialogkonstellation im Bild rechts situierte Gesprächspartnerin (GP_{R2}; Abb. 2a) zunächst mit ausgestrecktem Zeigefinger von ihr aus gesehen links auf Schulterhöhe einen Punkt in den Raum, der „Stockholm“ repräsentiert. Von dort aus zieht sie, ohne die Handfiguration zu ändern, eine leicht bogenförmige Linie nach unten bis in die Mitte ihres Gestenraums und verortet dort einen weiteren, verbal mit „Prag“ bezeichneten, Punkt (Abb. 2b).

(3) Von Stockholm nach Prag und Kiew.

01	GP_{R2}:	Wir fahren [**von Stockholm**^{G7} **nach Prag**^{G8}
02		**und von Prag nach Kiew**^{G9}
03		**und von da nach unten irgendwo**]^{G10}

2a: Verortender Index: „Stockholm“ (G7).

2b: Verortender Index: „Prag“ (G8).

Abb. 2a–b: Verortung und In-Bezug-Setzen zweier Reiseziele.

Durch die Bewegung mit dem ausgestreckten Indexfinger zeichnet die Sprecherin eine Verbindungslinie zwischen den beiden Punkten (G7–G8) und erstellt so bereits ein einfaches D i a g r a m m : ein schematisches Bild einer dyadischen Relation zwischen zwei Elementen bzw. zwei (gestischen) Zeichen (Peirce 1960: 157). Dabei initiieren die Punkte und Linie folgende Kern-Elemente des *Reisen*-Frames: QUELLE, WEG und ZIEL. Dies entspricht gleichzeitig dem in der kognitiven Linguistik prominenten *Weg*-Bildschema: ‚Source-Path-Goal‘ (vgl. Johnson 1987) mit einem Ausgangspunkt (A, ‚Source‘, „Stockholm“), einer Wegstrecke oder einem Vektor (‚Path‘, „nach“) und einem Zielpunkt (B, ‚Goal‘„Prag“) (vgl. Cienki 2013; Mittelberg 2018). Vektoren dieser Art zeigen die REISERICHTUNG, ein weiteres Kern-Element des *Reisen*-Frame, an:

PATH SCHEMA (Johnson 1987: 28).

Im Vergleich zu solchen klar artikulierten, indexikalisch-ikonischen Gestenstrukturen (‚Index-Icon-Index‘ sind auch eher grobe Richtungsanweisungen im Raum und damit innerhalb des gedachten ‚Europa‘-Reisebereichs zu beobachten, beispielsweise mit „gen Osten“ (im Gestenraum rechts von der Sprecherin angesiedelt) oder „nach Süden“ (im Gestenraum unten angesiedelt). Solche gröberen, an Himmelsrichtungen, d.h. am kardinalen Ordinatensystem (vgl. Levinson 2003: 24–61; Thiering 2015, 2018: 92–188), orientierten Richtungsangaben wurden lautsprachlich mehrfach mit unspezifischen adverbialen Bestimmungen wie „irgendwo“ oder „irgendwie“ begleitet. Ob dies auf undifferenziertes geographisches Wissen oder eine noch nicht weit gediehene Reiseplanung, d.h. noch unklare Vorstellungen, zurückzuführen ist, muss, wie im Abschnitt 5 genauer dargelegt wird, stets anhand des Diskurskontextes bestimmt werden (vgl. Fricke 2007; Hassemer 2015; Wilkens 2003).

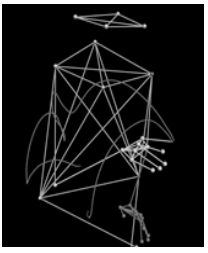


Abb. 3: Gestendiagramm: Stockholm, Prag und Kiew.

Wenn wir den dyadischen Streckenentwurf in Abbildung 3 weiterverfolgen, sehen wir, wie sich ein komplexeres Diagramm mit zusätzlichen Orten und Verbindungslinien bzw. Richtungen aufbaut („von Stockholm nach Prag und

von Prag nach Kiew und von da nach unten irgendwo“). Der Streckenverlauf wird in Abbildung 3 anhand von Motion-Capture-Daten visualisiert. Diese numerischen Daten ermöglichen uns, die Koordinaten von Punkten im dreidimensionalen Raum zu bestimmen und das allmähliche Entstehen von an sich unsichtbaren Verbindungslinien und größeren Diagrammstrukturen im Gestenraum sichtbar zu machen (vgl. Schüller und Mittelberg 2016, 2017).

Wie diese Veranschaulichungen zeigen, sind diese diagrammatischen Darstellungen von Reiserouten im Gestenraum von subjektiver, relativer und approximativer Natur. In der Einleitung wurde anhand von Transkript 1 bereits deutlich, inwiefern dort die zahlreichen indexikalischen Funktionswörter (‚shifters‘ nach Jakobson 1971) ohne gestische Unterstützung nicht leicht disambiguiert werden können. Gleichzeitig wäre es schwierig, die Stationen und Wege dieses doch sehr skizzenartigen Diagramms (Abb. 3) ohne den vorhergehenden Diskurs und die synchrone sprachliche Nennung der Orte und bestimmte Deiktika nachzuvollziehen. Im Laufe der Bedeutungskonstitution kontextualisieren sich gestische und sprachliche Ressourcen gegenseitig (vgl. Jakobson 1956; Mittelberg und Waugh 2009).

Für einfache Konstruktionen des Typus „von X nach Y“ können wir hier bereits Folgendes festhalten: Diagramme bilden eine sich dynamisch aufbauende ikonische Struktur. Sie beginnt mit einer punktuellen Aktivierung X (‚Index‘), gefolgt von einer Verbindungslinie ‚nach‘ (‚Icon‘) zum nächsten Punkt Y (‚Index‘). Auf der Basis von verinnerlichten Wissensstrukturen fungieren sie als konzeptuell-semiotisches Gerüst, in dem einzelne Frame-Elemente instantiiert und miteinander verbunden werden. Wir nehmen an, dass SprecherInnen kognitive Karten ausschnittartig vor Augen haben, wenn sie kognitiv und pragmatisch bedingte Diagramme in den Gestenraum projizieren, für sich selbst und ihr Gegenüber.

5. Phasen des Ineinandergreifens indexikalischer und ikonischer Modi im dialogischen Konstruieren von Reiserouten

Nachdem die vorhergehenden Abschnitte vereinzelte Einblicke in das multimodale Evozieren von Frames und Diagrammen gegeben haben, ist dieser Abschnitt dem schrittweisen Konstruieren einer Reiseroute in einem der Dialoge gewidmet. Unsere Analyse ergab drei Phasen, in denen indexikalische und ikonische Zeichenmodi mit unterschiedlicher Gewichtung und daraus resultierender semiotischer ‚Leistung‘ ineinandergreifen. Im Folgenden stellen wir die charakteristischen Eigenschaften der jeweiligen hervorstechenden cross-modalen Zeichenprozesse vor: die indexikalische, die indexikalisch-ikonische und die diagrammatisch-ikonische Phase.

5.1 Indexikalische Phase: (Inter-)Subjektive Äußerung und Anerkennung erster Wunschziele.

(4) Beginn der Planungen: Indexikalische Phase (00.41–01.15)

01	GP_{R1}:	gibt es irgendwas was dir jetzt sofort aufgeploppt ist
02		wo du so dachtest boah geil
03	GP_{L1}:	[**ich will**]G[10] auf jeden Fall gern nach Barcelona
04		da war ich noch nie
05	GP_{R1}:	oh [**das**]G[11] können wir machen
06	GP_{L1}:	und ich [**würd**]G[12] auch nochmal gern nach Lissabon
07		weil das ist eigentlich ganz schön
08		[**ich will**]G[13] aber auch mal gern nach Stockholm
09		da warst du auch noch nicht ne
10	GP_{R1}:	Was!
11		[**du**]G[14] hast jetzt schon drei Ziele genannt
12		doch in [**Stockholm**]G[15]
13		waren wir doch mit Wimma
14	GP_{L1}:	mit Wimma
15		aber Wimma war doch in Lund
16		oder ward ihr auch in Stockholm
17	GP_{R1}:	Doch da sind wir einmal hingefahren
18		[**Ich möchte**]G[16] gerne in Richtung
19	GP_{L1}:	[...]G[17]
20	GP_{R1}:	Osten
21		ist mir eigentlich egal
22		Kiew?
23		Kommen wir dahin?
24	GP_{L1}:	ja
25		Osten können wir machen
26	GP_{R1}:	ja ne

4a: *Citing* Geste signalisiert Zustimmung (G11).

4b: *Shared Information Delivery* PUOH Geste (G15).

Abb. 4a–d: Indexikalische Gesten: (Inter-)Subjektivität

4c: Gestenindex markiert subjektiven Wunsch (G16).

4d: GP_{L1} ahmt Index (G16) von GP_{R1} nach (G17).

Die Gesprächspartnerinnen GP_{L1} (links sitzend) und GP_{R1} (rechts sitzend) sind Arbeitskolleginnen. Sie beginnen ihre Überlegungen mit dem Nennen möglicher Reiseziele innerhalb Europas. GP_{L1} fällt direkt Barcelona als Wunschziel ein ((4), Z01–04). Ihre Reisepartnerin GP_{R1} reagiert positiv auf diesen ersten Vorschlag (Z05). Auf „das (können wir machen)“ zeigt sie mit ihrem ausgestreckten Zeigefinger auf ihre Gesprächspartnerin. Die Geste (Abb. 4a; G11) weist eine indexikalische Beziehung zum Gesagten auf und signalisiert Zustimmung (‚Acknowledgement Citing Gesture‘, vgl. Bavelas 1994). GP_{L1} nennt Lissabon und Stockholm als weitere Ziele (Z06–08). GP_{R1} macht ihre Gesprächspartnerin darauf aufmerksam, dass sie bereits drei Ziele (von fünf möglichen) genannt hat (Z10–11). Auf „du“ öffnet sie kurz ihre rechte Handfläche, wobei ihre Fingerspitzen auf ihr Gegenüber zeigen; so signalisiert sie auf leicht entrüstete und amüsierte Weise, dass GP_{L1} etwas zu schnell vorausprescht. Die beiden lachen kurz.

GP_{R1} fährt fort, indem sie ihre Gesprächspartnerin an eine zurückliegende Reise erinnert (Z12–17). Auf den Ortsverweis „Stockholm” führt sie mit der rechten Hand eine Zeigegeste mit nach oben gedrehter Handfläche und ausgestrecktem Zeigefinger aus (Abb. 4b; G15). Diese PUOH Geste mit indexikalischer Ausrichtung hat eine interaktiv-diskursive Funktion, indem sie auf einen von der Gesprächspartnerin zuvor genannten Ort anaphorisch Bezug nimmt und ihn dabei mit einer gemeinsamen Reise („waren wir doch”) verknüpft (‚Shared Information Delivery‘ Geste nach Bavelas 1994; ‚common ground‘, vgl. Clark 1996). „Stockholm“ wird als ein neues Kern-Element ZIEL des *Reisen*-Frame eingeführt.

Sich auf die gestellte Aufgabe besinnend, überlegt sich GP_{R1} nun selbst ein Wunschziel (Z18–22). Auf „ich möchte” (Z18) beugt sie ihren Oberkörper nach vorne, hebt ihren rechten Zeigefinger und zeigt damit auf ihre Gesprächspartnerin (Abb. 4c; G16). Hierdurch kündigt sie das Initiieren eines neuen, ihrem Wunschziel ‚Osten‘ entsprechenden Frame-Elements an, leitet die Aufmerksamkeit ihrer Gesprächspartnerin und bekräftigt gleichzeitig ihre Sprecherrolle. Dann zieht sie ihren Zeigefinger an ihren spitz zugezogenen Mund, was hier Nachdenken und Zögern andeutet. Während GP_{R1} überlegt (Z18), ahmt GP_{L1} die vorhergehende Zeigepose ihrer Partnerin in leicht geänderter Ausführung nach. GP_{L1} zieht ihren rechten Zei-

gefinger auf Augenhöhe und zeigt auf ihre Gesprächspartnerin (Abb. 4d; G17). Mit dieser ‚Acknowledgement Citing' Geste (vgl. Bavelas 1994) signalisiert sie ihre Aufmerksamkeit und gibt Rückmeldung, dass sie GP_{R1} zuhört. Sie stimmt so dem Vorschlag von GP_{R1} zu, in den Osten zu fahren (Z24–25).

In dieser ersten Sequenz dienen die indexikalischen Gesten dem Vorschlagen und Zustimmen hinsichtlich erster Reisezielvorschläge, dem Verweis auf gemeinsame Erfahrungen (‚common ground'; vgl. Clark 1996) sowie dem Signalisieren von Aufmerksamkeit. Somit kommt diesen Gesten eine primär (inter-)subjektive und interaktive Funktion zu. Auch wenn dabei erste Frame-Elemente verbal initiiert werden, spielt die gestische Verortung von Punkten im Raum und ihre Relation zueinander hier noch keine zentrale Rolle.

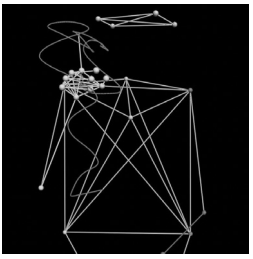
5.2 Indexikalisch-ikonische Phase: Richtungen und erste Verbindungslinien zwischen Reisezielen

In der folgenden Gesprächssequenz geht es verstärkt um Verortungen und mehr oder weniger grobe Richtungen, zunächst jedoch noch auf approximative Art und Weise.

(5) Zweite Phase: *Reisen*-Frame-Elemente BEREICHE und RICHTUNGEN.

01	GP_{L1}:	man könnte [**auch**^{G18}
02		**auch wenn man sich im Osten bewegt**^{G19}
03		**sich von Norden**^{G20} **nach Süden**
04		**durch eh**]^{G21}
05		schlagen
06		und dann [**zum Schluss**]^{G22} noch so zwei drei Tage an Strand
07	GP_{R1}:	das heißt wir machen quasi [**erst so'n bisschen**]^{G23}
08	GP_{L1}:	[]^{G24} nach Kroatien
09	GP_{R1}:	[**erst son bisschen Richtung**]^{G25} [**eh**]^{G26}
10		Schweden
11		[**dann rüber**]^{G27}
12		[**nach**]^{G28}
13	GP_{L1}:	[**Estland Lettland**]^{G29} []^{G30}
14	GP_{R1}:	so in die Richtung
15		dann könnten wir [**runter**]^{G31}
16		das heißt wir brauchen noch [**irgendwie**]^{G32}
17		Griechenland oder so was

5a: Zögernder Index zwecks Verortung (G18).

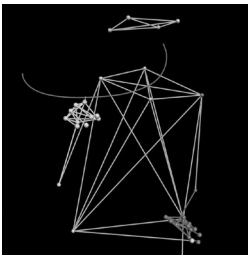


5b: Gestendiagramm: „sich von Norden nach Süden durch eh schlagen“ (G21).

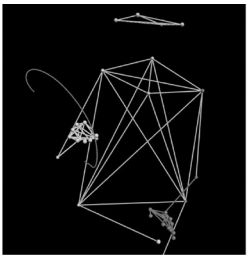
Abb. 5 a–b: Ungefährer Routenentwurf anhand kardinaler Referenzpunkte.

GP_{L1} beginnt einen ersten groben, nun an den Himmelsrichtungen orientierten, Routenverlauf von Nord-Ost nach Süden ((5), Z01–06), welcher durch fünf Handgesten allmählich im Gestenraum entsteht. Auf „auch” (Z01) zieht sie ihren rechten Zeigefinger nach oben (Abb. 5a; G18). Doch während sie verbal den möglichen Beginn der Reise im Osten anspricht (Z02), zeichnet sie mit ihrer rechten Hand zunächst eine leicht gebogene Linie nach rechts. Dies dient einer zunächst noch groben Richtungsangabe. Sie nimmt dabei auf das verbal geäußerte „Osten” gestisch Bezug, welches sich auf ihrer mentalen Karte aus ihrer Perspektive (‚viewpoint‘; vgl. McNeill 1992; Sweetser 2012) rechts von ihrem Körper befindet. Auf „Norden” (Z03) markiert sie mit ihrem Zeigefinger ein wenig höher im Gestenraum einen imaginären Punkt und zieht dann auf „nach Süden durch eh schlagen” (Z03–04) eine Schlängellinie bis in den unteren Teil des Gestenraums (Abb. 5b; G21). Diese Linienführung drückt nicht nur die verbal erläuterte Reiserichtung von Norden nach Süden aus, sondern impliziert zusätzlich durch die Schlängel-Gestalt, dass der genaue Verlauf noch zu klären ist: Welche Städte- und Länder-Elemente noch dazu kommen, muss erst noch ausgehandelt werden. Auf „zum Schluss” (Z06) dreht GP_{L1} beide offenen Handflächen mit gespreizten Fingern relativ niedrig im Gestenraum nach unten, was einen Prozess des zur-Ruhe-Kommens suggeriert (vgl. Rekittke u.a. 2015).

6a: Geste markiert Hesitation (G26) vor Schweden.



6b: Diagramm: „dann rüber nach“ Estland Lettland (G27/28).



6c: GP_{R1} „runter“ (G31) (Richtung Griechenland).

6d: Hand bleibt in situ auf „irgendwie“ (G32).

Abb. 6 a–d: Routenverlauf in Etappen.

GP_{R1} greift daraufhin die von GP_{L1} vorgeschlagene, noch relativ grobe Route auf: Auf „erst so’n bisschen“ (Z07) zieht sie zunächst mit der rechten Hand eine Linie von links nach rechts mittig in ihren Gestenraum und beginnt dann ein eigenes Diagramm aus ihrer Perspektive. Da schiebt GP_{L1} „nach Kroatien” (Z08) noch ein; sie ist in Gedanken noch bei ihrem Wunsch nach Entspannung gen Reiseende. Indes führt GP_{R1} fort und wiederholt „erst so’n bisschen Richtung” (Z09). Während dieser unpräzisen verbalen Äußerung zeichnet sie eine Linie von links unten nach rechts oben in den Gestenraum. Obwohl sie ihr erstes Wunschziel noch nicht ausgesprochen hat, weist ihr Zeigefinger bereits nach oben und somit nach Norden. Sie überlegt kurz: „eh” (Z09). Hierbei verharrt ihre rechte Hand in derselben Position, sie streckt die Finger nach oben und macht eine wellenförmige Bewegung, welche hier eine kurze Denkpause suggeriert und gestisch füllt (Abb. 6a; G26). Sie greift dann die Idee ihrer Gesprächspartnerin auf und konkretisiert die grob genannten Himmelsrichtungen. Auf „dann rüber” (Z11) zeichnet sie eine weitere Kurve, nun von oben mittig nach rechts außen (Abb. 6b; G27), und setzt dort einen nächsten Punkt, jedoch ohne ihn verbal zu bezeichnen. Ihre ungenaue Zielvorstellung drückt sich durch eine weitere wellenförmige Bewegung der Finger ihrer rechten Hand aus. GP_{L1} füllt nun die Lücke im dynamisch-diagrammatischen Planungsprozess, indem sie „Estland, Lettland” (Z13) als mögliche Zwischenstopps im Osten benennt. Hierbei zieht sie mit der rechten Hand eine lange, aufsteigende Linie von links unten nach rechts oben. Sie greift somit die Route ihrer Gesprächspartnerin auf und integriert diese zusätzlichen Informationen aus ihrer eigenen Perspektive. Hierbei zeichnet sie Estland und Lettland in Relation zu Deutschland ein. Objektiv betrachtet, befindet sich Deutschland süd-westlich von den baltischen Ländern. Auf ihre subjektiv ausgerichtete, aber gleichzeitig aus allozentrischer Perspektive dargestellte mentale Karte von Europa projiziert, befinden sich Estland und Lettland relativ zu Deutschland im rechten oberen Bereich, was sie durch eine gerade Linie nach rechts oben illustriert.

GP_{R1} hört und schaut ihrer Gesprächspartnerin aufmerksam zu und signalisiert GP_{L1} durch Kopfnicken auf „so in die Richtung“ (Z14) ihr Einverständnis. Sie fügt dann Griechenland als weitere potentielle Etappe im Süd-Osten von Europa hinzu (Z15–17). Dadurch eröffnet sich in Bezug auf diese

größere geographische Region ein weiterer Reisebereich (Kern-Frame-Element). Während sie „runter" (Z15) sagt, geht parallel ihre rechte Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger nach links mittig unten (Abb. 6c; G31) und visualisiert so im Gestenraum einen Weg, der sich wahrscheinlich auf ihrer kognitiven Karte von Estland oder Lettland in den Süden nach Griechenland erstreckt. Auf „irgendwie" (Z16) wippen ihre Finger erneut hoch und runter (Abb. 6d; G32), dieses Mal tiefer im Gestenraum als in Abbildung 6a.

An dieser Stelle lässt sich bereits feststellen, dass diese Reiseplanung durch einen kooperativen Konversationsstil geprägt ist: Die Gesprächspartnerinnen, besonders GP_{R1}, greifen die Vorschläge ihres Gegenübers auf und bauen sie in ihre eigenen Reisevorstellungen – und teilweise auch in die entsprechenden diagrammatischen gestischen Streckenskizzen – mit ein. Dadurch, dass sich die GesprächsteilnehmerInnen gegenüber sitzen, müssen sie die gestischen Richtungsangaben, spiegelbildlich verfolgen. Dass dabei ein absoluter Referenzrahmen mit den vier Kardinalpunkten bzw. Himmelsrichtungen veranschlagt wird, hilft sicherlich. Wir gehen davon aus, dass hier mentale Kartenansichten ausschnitthaft in den Raum projiziert werden: Norden wird im oberen und Süden im unteren Gestenraum angesiedelt, Osten jeweils rechts und Westen jeweils links der Sprechenden (vgl. Levinson 2003: 24–61; vgl. Thiering 2015, 2018: 92–188). Dabei werden Informationen unter pragmatischem Druck in ein logisches mentales Raummodell übertragen, dass an die jeweilige Kommunikationssituation adpatiert ist.[11] Bei Unentschiedenheit warten sie ab oder schlagen mögliche Ziele und Richtungen (Kern-Frame-Elemente) vor.

5.3 Diagrammatisch-ikonische Phase: Einigung auf komplette Reiseroute

Die folgende Sequenz ist uns bereits in Teilen bekannt: In der Einleitung befindet sich das Transkript ohne Gestenannotation (1), und in Abschnitt 4.2 haben wir uns mit den ersten Diagrammabschnitten beschäftigt (Z01–03 in (3) entspricht Z07–09 in (6). Hier präsentieren wir nun die komplette, multimodal kontextualisierte Reiseroute, auf die sich die Gesprächspartnerinnen letztendlich einigen.

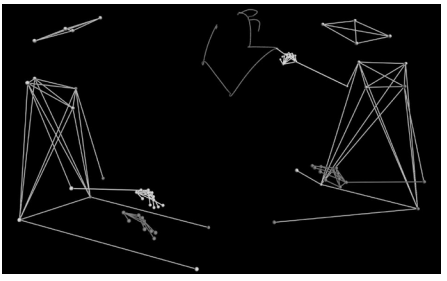
(6) Letzte Phase: Resümierendes Routendiagramm im peripheren Gestenraum.

01	GP_{R1}:	ich war schon in Prag
02		Stadt der goldenen Dächer
03		großartig
04		richtig schön
05		[**können wir auch machen**].[G33]
06		Pass auf!
07		Wir fahren [**von Stockholm nach Prag**

08		**und von Prag nach Kiew**
09		**und von da nach unten irgendwo**][G34]
10	$GP_{L1:}$	ich weiß überhaupt nicht wo Kiew liegt [**relativ zu Prag**][G35]
11	GP_{R1}:	[][G36]
12		ich auch nicht %lacht
13	GP_{L1}:	%lacht aber gut angetäuscht[G37]
14	GP_{R1}:	[][G38] ich denke
15		**nee**][G39] ich denke wir fahren dann so weißte [von
16		**da**
17		**nach da**
18		**rüber**
19		**runter**
20		**und dann nach da und dann wieder nach Hause**][G40].
21		Nein?
22	GP_{L1}:	doch

Nach fortgeschrittenem Gespräch sind sich die Gesprächspartnerinnen einig zunächst nach Schweden und Kiew zu reisen. GP_{L1} fällt Prag als potentieller Zwischenstopp ein, was von GP_{R1} sofort positiv aufgegriffen wird ((6), Z01–05). GP_{L1} gibt kurz zu bedenken, dass ihr die genaue Lage von Kiew nicht bekannt sei (Z10). Wir können somit annehmen, dass sie keine differenzierte mentale Karte von der Region (*Reisen*-Frame-Element BEREICH) hat. In diesem Moment streckt sie ihren rechten Zeigefinger kurz nach oben und deutet dabei – ohne einen Ort zu präzisieren – in den Raum (G35). GP_{R1} gibt dann zu, selbst nicht zu wissen, wo genau Kiew liegt (G36). Die nicht konkret auf ein Ziel deutende Zeigegeste scheint dabei zu signalisieren, dass sie die geographische Lage der beiden Städte auch nicht gut kennt. Angesichts dieser ‚leeren Flecken' auf ihrer mentalen Karte bleiben auch ihre gestischen Verweise eher vage und unentschlossen. Als nun beide einsehen, dass sie kein Detailwissen hinsichtlich der anvisierten Länder haben, fangen sie an zu lachen. GP_{L1} begegnet GP_{R1} mit „aber gut angetäuscht" (Z13), zeigt mit ihrem ausgestreckten Zeigefinger auf sie und lacht weiter (G37).

7a: Beginn und Abbruch des Routendiagramms im geteilten zentralen Gestenraums (G 39).



7b: Geteilte Perspektive auf komplettes Gestendiagramm in der Peripherie (G40).

Abb. 7a–b: Erst gespiegelte, dann geteilte Perspektive auf Diagramm in der Gestenraum-Peripherie.

Abschließend fasst GP_{R1} den geplanten Routenverlauf zusammen (Z15–20). Auf „nee“ setzt sie kurz ihren Zeigefinger links oben in ihrem Gestenraum an (Abb. 7a), nimmt dann aber einen Perspektivwechsel vor, indem sie zunächst ihren Blick nach rechts wendet und auf „von“ (Z15) ihren Zeigefinger etwas oberhalb ihrer Kopfhöhe in der linken äußeren Peripherie neu platziert. Sie lädt ihre Gesprächspartnerin ein, dieselbe, also nicht gespiegelte, Perspektive auf die folgenden multimodalen Erläuterungen einzunehmen, indem sie bisher nicht genutzte Segmente in der Peripherie des gemeinsamen Gestenraums aktiviert. Nun wendet auch GP_{L1} ihren Blick seitwärts und folgt der Zeigegeste von GP_{R1}, die den Anfangspunkt eines kompletten Routendiagramms bildet (Abb. 7b; G40): Letztere zieht zunächst auf „nach da“ (Z17) eine Linie nach unten und auf „rüber“ (Z18) eine kurze, relativ gerade Linie nach rechts. Auf „runter“ (Z19) zeichnet sie entsprechend eine schräg nach links unten verlaufende Linie und auf „und dann nach da“ (Z20) bewegt sie ihren Zeigefinger weiter nach links und schräg nach oben. Da sie die Zielorte kurz zuvor bereits benannt hatte und die Orte, wenn auch skizzenhaft, schon gestisch zueinander in räumliche Beziehung gesetzt wurden, weist GP_{R1} in diesem letzten Teil der multimodalen Synopse lediglich mit sprachlichen Deiktika auf die Punkte ihres Gestendiagramms hin, welche die bereits besprochenen Stationen der Reise repräsentieren. Auf „und dann wieder nach Hause“ (Z20) zieht sie den Zeigefinger noch weiter nach oben und richtet hierbei ihren Blick zurück auf ihre Gesprächspartnerin. Sie hält den Zeigefinger noch kurz an dieser Stelle, wartet auf eine Reaktion und erfragt dann mit „nein?“ Zustimmung oder Ablehnung (Z21). Nachdem GP_{L1} ihr mit einem „doch“ zustimmt, nimmt sie den Finger wieder runter. Der multimodal gestaltete Planungs- und Einigungsprozess ist damit abgeschlossen: Die Reiseroute steht.

Zusammenfassend lässt sich folgendes hervorheben: Im Vergleich zu den eingangs groben Richtungsanzeigen und den ersten vagen Schlängellinien und skizzenhaften Teildiagrammen ist dieses abschließende Diagramm (Abb. 7b) von einer klaren Linienführung gekennzeichnet und lässt sich mit Blick auf die Geographie Europas durchaus nachvollziehen (vgl. Schüller und Mittelberg 2017: 129). Die mentalen Karten der beiden Gesprächspartnerinnen werden so – aus den jeweiligen Perspektiven – beiden auf gestisch transformierte Weise semiotisch habhaft und dienen der geteilten Aufmerksamkeit und Koordination von Vorschlägen und Präferenzen. Dabei scheinen die ineinandergreifenden Diagramme und Framestrukturen das Gesprächsgeschehen zu unterfüttern, indem sich die Gesprächspartnerinnen jeweils auf die multimodalen Aussagen der anderen beziehen und ihre eigenen Ausführungen darauf aufbauen. Das Ergebnis dieses kooperativ geführten Gesprächs ist eine Reiseroute, die sich nachvollziehen und umsetzen lässt.

6. Diskussion: Indexikalische Zeichenmodi orchestrieren dynamische multimodale Gesprächskontexturen

Die indexikalische Bedingtheit multimodaler Interaktion wurde in diesem Beitrag als ein den Gebrauch gestischer und sprachlicher Ressourcen stark motivierendes Prinzip erörtert und auf ihre materiellen und kontextuellen Grundlagen zurückgeführt. Unsere Analyseergebnisse bestätigen nun, dass der Gebrauch von Inhalts- und Funktionswörtern sowie von primär ikonischen und primär indexikalischen Gesten prinzipiell perspektiviert (‚viewpointed'), teilhaft (metonymisch reduziert) und situiert verankert (pragmatisch bedingt) ist. Dabei haben sich drei unterschiedlich wirkende, an der Orchestrierung von Diskursinhalten, Einigungsprozessen und Ausdrucksmodalitäten teilhabende, indexikalische Modi herauskristallisiert, die im Folgenden kurz dargelegt werden: semantische Bezüge, interaktive Indizes, sowie intra- und intermodale Bezüge.

6.1 Verkörperte Referenzpunkte

Das mentale Aufspannen von Framestrukturen durch das gestische Andeuten und Verbinden von Frame-Elementen wird wenigstens zum Teil durch verkörperte Referenzpunkte (‚embodied reference points', vgl. Mittelberg 2017) angestoßen und dabei cross-modal und situativ kontextualisiert. Unter verkörperten Referenzpunkten verstehen wir in Anlehnung an Langackers Konzept des Referenzpunktes (‚reference-point constructions'; vgl. Langacker 1993) gestische Indizes, die zentrale Punkte in der Bedeutungskonstruktion darstellen und mentalen Zugang zu Zielbereichen gewähren (vgl. Mittelberg 2006; Talmy 2018).[12] Gesten ermöglichen einen dynamisch-körperlich geleiteten mentalen Zugang; wir nennen dies einen kognitiv-aktionalen Zugang. In unseren Daten dienen Gesten bespielweise als Zugangsmöglichkeiten zu kognitiven Karten und semantischen Framestrukturen (z.B. ‚Europa', oder ‚Süden'). Durch das Markieren von Punkten und Regionen im Gestenraum, auf die sie teils recht präzise und teils recht vage verweisen (z.B. ‚irgendwie nach Süden'), können indexikalische Gesten körperbasierte Ansatzpunkte von und ‚Haltepunkte' in sich entfaltenden semiotischen Strukturen wie etwa virtuellen Diagrammen darstellen.

Bei diesen Praktiken der multimodalen Verortung und Andeutung von zu inferierenden semantischen Zielbereichen bzw. Netzwerken kommen Prozesse der pragmatischen Inferenz und somit metonymische Modi zum Tragen, die tendenziell auf Basis von Kontiguitätsbeziehungen operieren (vgl. Mittelberg 2017; Panther und Thornburg 2003). Diese ermöglichen es den GesprächspartnerInnen, weiterführende Assoziationen, z.B. zu anderen Frame-Elementen oder auch anderen Frames, gedanklich zu verfolgen, multimodal weiterzuentwickeln und dabei zur gemeinsamen Betrachtung anzubieten. Sie bieten Schnittstellen für neue ‚Brückenschläge' und damit für kreatives Denken und semiotisches Handeln während des Dis-

kursgeschehens (vgl. Coulson 2001; Dancygier und Sweetser 2014; Ehmer 2011; Ziem 2014). Unsere Analysen unterstützen gleichzeitig die Annahme, dass durch die indexikalische Annäherung an im Kontext oder in der Vorstellung existierende Strukturen und Objekte (siehe ‚imaginary material anchors'; vgl. Hutchins 2005; Abschnitt 3.2) diese subjektiven und intersubjektiven Praktiken des diagrammatischen Denkens und Gestikulierens an dialogischen Prozessen der ‚distributed cognition' teilhaben (vgl. Streeck u.a. 2011).

6.2 Interaktive Indizes

Indexikalische Handformen und Handbewegungen sind, wie bereits betont, die prädominanten gestischen Formen in den hier analysierten Daten. Ein zentrales Ergebnis dieser Studie ist, dass unterschiedlich ausgeführte indexikalische Gesten im dialogischen Konstruieren von Reiserouten ein breites Spektrum an interaktiven und diskursiven Funktionen aufweisen (vgl. Bavelas u.a. 1995; Kendon 2004). Dies wird besonders deutlich im allmählichen Aushandeln von Kompromissen, indem die DialogpartnerInnen zum Beispiel durch punktuelle, grob die Richtung anzeigende sowie linienproduzierende Zeigefinger verschiedene virtuelle Orte und Routenabschnitte im Gestenraum produzieren (vgl. Fricke 2007).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass es Gesprächsphasen gibt, in denen bestimmte indexikalische Praktiken stärker vertreten sind als andere: So ist zum Beispiel die erste Phase (Abschnitt 5.1) prädominant indexikalisch hinsichtlich des multimodalen Ausdrucks subjektiver Wünsche und intersubjektiver Reaktionen. Interaktive, direkt auf die Gesprächspartnerin gerichtete Gesten, verstärken das Äußern von Wünschen und Vorschlägen („ich will auf jeden Fall" G10, „ich will aber auch mal gern" G13, „ich möchte gern in Richtung" G16). Dazu kommen die gestischen Indices, die sich auf gemeinsame Erfahrungen und geteiltes Wissen und damit vergleichbare Instantiierungen des *Reisen*-Frame („waren wir doch" G15; ‚Shared Information Delivery' Geste nach Bavelas 1994) oder auf bereits gemachte Vorschläge beziehen. Letztere gehen zum Beispiel mit einem lautsprachlichen Anerkennen und Zustimmen („das können wir machen" G11, „können wir auch machen" G33) einher (‚Acknowledgement Citing' Gesten nach Bavelas 1994).

Interaktive Gesten, die dem Gesprächsmanagement dienen, konnten wir ebenfalls beobachten: So zum Beispiel ‚Giving Turn'-Gesten oder PUOH-Gesten (vgl. Müller 2004), mit denen Sprechende signalisieren, dass ihre Hände leer sind und sie eine Antwort vom Gesprächspartner erbitten (‚Seeking'-Geste in Abb. 2 nach Bavelas 1994). Hier schließen sich zahlreiche weiterführende Fragestellungen hinsichtlich interagierender Dimensionen wie Einstellung (‚stance'), Unentschiedenheit, Ironie, gegenseitige Herausforderung oder Besänftigung an.

6.3 Intramodale und intermodale Bezüge

Wie die Analysen gezeigt haben, sind die multimodalen Daten nicht nur reich an indexikalischen Elementen, die der einmaligen Verortung oder dem punktuellen Bezug dienen, sondern weisen zudem sprachliche und gestische Wiederaufnahmen und Rückverweise auf. Dabei lassen sich intramodal bedeutungsstiftende Prozesse von intermodal operierenden Modi indexikalischer und ikonischer Natur wie folgt unterscheiden.

Im sprachlichen Diskurs stellen anaphorische Verweise, etwa durch Personal- und Demonstrativpronomina, intramodal Rückbezüge her. In der gestischen Modalität beziehen sich Zeichen aufeinander, indem zum Beispiel Zeigegesten auf bereits gestisch gesetzte Positionen im Gestenraum erneut verweisen (vgl. Fricke 2007). Auch das Wiederaufnehmen von ikonischen Gestenformen, die in derselben Gesprächssequenz bereits von der Sprecherin selbst oder vom Gegenüber in ähnlicher Weise erzeugt wurden, wirkt kohäsiv (vgl. ‚catchments', ‚cohesives' oder ‚mimicry', McNeill 2005). Wir erinnern uns an die in Abb. 1e–f wiederholte Schwimmgeste als Beispiel für das ikonische Nachahmen einer von der Gesprächspartnerin ausgeübten Geste, die dem ‚Alignment' diente.

Intermodale (‚cross-modal') bedeutungsstiftende Prozesse kommen besonders dann zum Tragen, wenn potentiell vieldeutige gestische oder sprachliche Formen nur durch in der anderen Modalität synchron veräußerte Hinweise disambiguiert und verstanden werden können. Sprachliche Deiktika wie „da", „darunter" und „von dort" beziehen ihre lokale Bedeutung aus dem sprachlichen und außersprachlichen Kontext, nämlich ‚semiotische Kontexturen' (vgl. Jakobson 1956) oder ‚contextures of action' (vgl. Goodwin 2011). Wie wir sehen konnten, funktionieren in den Raum gesetzte Zeigegesten, welche bestimmte, in der Rede genannte Orte auf einer erst im Gesprächsfluss entstehenden virtuellen Karte evozieren, ähnlich wie sprachliche Deiktika, indem sie ihre Bedeutung zum großen Teil aus der multimodalen Gesamtäußerung ziehen (vgl. Kendon 2004). Sie können so zu den kontextbedingten Funktionselementen gezählt werden, die Jakobson (1971), wie oben erwähnt, als Verschieber (‚shifters') und Talmy (2000) als ‚closed-class items' (im Gegensatz zu Inhaltswörtern und ‚open-class items') bezeichnen. Um eine Aussage über die innere oder äußere Welt zu machen, sind bekanntlich beide Wortarten bzw. Zeichentypen, eine Kombination von Indizes und Ikonen, nötig (vgl. ‚dicisigns', Peirce 1960): Ohne einen Index kann ein Ikon keine lokale Bedeutung entfalten, was für bildliche wie sprachliche und gestische Zeichen gilt (vgl. Mittelberg 2006; Stjernfelt 2014).

Nun konnten wir hier eine zusätzliche Variante bimodal erzeugter Indexikalität beobachten, welche sich als konstitutiv für Diagramme erwies, nämlich beim Erstellen des durch eine klare Linienführung hervorstechenden Routendiagramms (Abb. 7b). Das von GP_{R1} in die Luft gezeichnete diagrammatisch-ikonische Gerüst unterfüttert virtuell durch indexikalisch gesetzte Punkte und die Verbindungslinigen eine zeitgleiche Aneinanderkettung von

indexikalischen Funktionswörtern. Hier handelt es sich also nicht um eine gegenseitige Stütze von indexikalischen Gestenpunkten und in der Lautsprache genannten Eigennamen von Städten oder Ländern oder anderen inhaltlichen Frame-Elementen. Es sind Kombinationen bestehend aus Präpositionen, Demonstrativpronomina, Konjunktionen sowie Lokal- und Zeitadverbien („darunter", „rüber", „dann", „und"), und entweder primär deiktischen Gesten (Punkte, die durch das Verharren auf einer Position im Gestenraum entstehen) oder eben das Ziehen von Verbindungslinien. Letztere sind die einzigen ikonischen Elemente in dieser Routenbeschreibung. Um die anaphorischen Prozesse in beiden Modalitäten nachzuvollziehen, muss die Gesprächspartnerin den bisherigen cross-modalen Erklärungen unter Berücksichtigung räumlicher Koordinaten, wechselnden Perspektiven und zeitlichen Abfolgen oder Korrelationen von sprachlichen und gestischen Zeichen sehr genau gefolgt sein.

7. Abschließende Bemerkungen

Angesichts der sprachlichen und gestischen Strategien, die DialogpartnerInnen in der hier präsentierten Studie anwandten, scheinen Diagramme und Framestrukturen nicht nur das Entstehen von gestischen Darstellungen zu motivieren. Sie dienen auch dem kollaborativen, multimodalen Entwickeln weitergehender Assoziationen und dem gegenseitigen Verstehen und Verständigen der GesprächspartnerInnen. Aus den sich herauskristallisierten Verfahren der dialogischen Bedeutungskonstitution erwiesen sich, neben ikonisch-diagrammatischen Praktiken, insbesondere verschiedene Modi und Grade von Indexikalität als die orchestrierenden Prinzipien in solchen dynamischen multimodalen Kontexturen. In dieser Studie lag der Fokus auf semantischen Frames und wie deren Elemente gestisch und/oder verbalsprachlich instantiiert werden. Der nächste Schritt besteht darin, in denselben Daten die syntaktischen Realisationen (nicht nur) der hier besprochenen Frames cross-modal zu untersuchen. Das FrameNet und Konstruktikon des Deutschen sind dafür reichhaltige Ressourcen.

Die untersuchten Reiseplanungen geben zudem Anhaltspunkte, inwiefern die GesprächspartnerInnen über ähnlich ‚gefüllte' bzw. ausdifferenzierte Wissensstrukturen von Städten, Ländern und Kulturen verfügen. So konnten wir den Dialogen nicht nur unterschiedliche Wissens- und Erfahrungsbestände seitens der GesprächsteilnehmerInnen entnehmen, sondern auch Präferenzen, erneut in bereits selbst bereiste Städte und Länder zu fahren (d.h. bezüglich derer Vorwissen und durch persönliche Erfahrungen angereicherte Wissensstrukturen bestehen) oder lieber Neuland zu erkunden. Letzteres würde nicht nur andere Instantiierungen von Frame-Elementen ermöglichen, sondern auch neue Verbindungen zwischen Frames.

Auf der Basis der hier dargelegten, auf qualitativen Analysen beruhenden Beobachtungen bietet es sich an, die in dieser Studie offengelegten Tendenzen unter Zuhilfenahme quantitativer Methoden im gesamten *MuSKA*

Datenkorpus, insbesondere in den numerischen Motion-Capture Daten, auf intramodale Muster und crossmodale Clusterbildung hin zu untersuchen.

Anmerkungen

1 Gemäß FrameNet des Deutschen: (https://gsw.phil.hhu.de/framenet/frame?id=974).
2 GP steht für „Gesprächspartner/in", das tiefgesetzte $_{R1}$ für „rechts" im Dialog 1 sitzend (mit Referenz auf Abbildungen im Beitrag. (1) verweist auf „Transkript (1)" und Z01 auf „Zeile 01".
3 Zu symbolischen „Emblemen" und Gestenformen mit relativ hohem Konventionalisierungsgrad, siehe Bressem und Müller 2017; Ladewig 2020; Kendon 2004; McNeill 1992; Müller 2017.
4 Die Teilhabe von Gesten an kognitiven Operationen wie Blending oder konzeptueller Integration (vgl. Fauconnier und Turner 2002) hat bereits wachsende Beachtung gefunden: vgl. z.B. Liddell (2003); Parrill und Sweetser (2004); Sweetser (2007, 2012); Sweetser und Stec (2016).
5 Siehe dazu FrameNet UC Berkeley (https://framenet.icsi.berkeley.edu (31.5.2021)) und FrameNet des Deutschen (https://gsw.phil-fak.uni-duesseldorf.de (31.5.2021)).
6 Siehe zur Konstruktion des Deutschen (vgl. https://gsw.phil.hhu.de/constructicono1d (31.5.2021)).
7 Siehe Bühlers (1934/1982) Begriff der „Deixis am Phantasma": siehe Fricke (2007) für einen Überblick verschiedener Erscheinungsformen der Deixis (z.B. am Vorstellungs-, Wahrnehmungs- oder Zeichenraum); siehe McNeill u.a. (1993) zum Begriff der abstrakten Deixis.
8 *Niederschlag*-Frame: „Wasser in fester oder flüssiger Form (NIEDERSCHLAG) fällt an einem bestimmten ORT und zu einer bestimmten ZEIT vom Himmel, was für eine bestimmte DAUER anhält. Die MENGE_PRO_EINHEIT oder die MENGE des Niederschlags kann auch angegeben werden" (https://gsw.phil.hhu.de/framenet/frame?id=943 (31.5.2021)).
9 *Umgebungstermperatur*-Frame: „Die Temperatur in einer bestimmten UMGEBUNG, bestimmt durch ZEIT und ORT, wird angegeben" (https://gsw.phil.hhu.de/framenet/frame?id=25 (31.5.2021)).
10 *Kleidung_tragen*-Frame: „Die Wörter, die diesen Frame evozieren, beziehen sich auf die KLEIDUNG, die der TRÄGER (oder ein bestimmtes KÖRPERTEIL des TRÄGERS) anhat" (https://gsw.phil.hhu.de/framenet/frame?id=280 (31.5.2021)).
11 Wir danken Martin Thiering (pers. Kommunikation) für diesen Hinweis.
12 Langacker (2009: 52) definiert die menschliche Fähigkeit, Referenzpunkte zu kreieren, wie folgt: „This is our ability to invoke one conceived entity as a reference point in order to establish mental contact with another, i.e. to mentally access one conceived entity through another".

Literatur

Bavelas, Janet (1994). Gestures as part of Speech. Methodological implications. *Research on Language and Social Interaction* 27, 201–221.

Bavelas, Janet, Nicole Chovil, Jan L. Coates und Lori Roe (1995). Gestures specialized for dialogue. Personality and Social Psychology. *Bulletin* 21, 394–405.

Brenger, Bela und Irene Mittelberg (2015). Shakes, Nods and Tilts: Motion-Capture Data Profiles of Speakers' and Listeners' Head Gestures. In: Ferré Gaëlle und Mark Tutton (eds.). *Proceedings of the 3rd Gesture and Speech in Interaction (GESPIN) Conference*, Nantes, 43–49.

Bressem, Jana (2013). A linguistic perspective on the notation of form features in gestures. In: Cornelia Müller, Alan Cienki, Ellen Fricke, Silvia H. Ladewig, David McNeill und Sedinha Tessendorf (eds.). *Body – Language – Communication. An International Handbook on Multimodality in Human Interaction* (38.1). Berlin und Boston: de Gruyter Mouton, 1079–1098.

Bressem, Jana und Cornelia Müller (2017). The "Negative-Assessment-Construction" – A multimodal pattern based on a recurrent gesture? *Linguistics Vanguard* 3, 1, 1–9.

Bühler, Karl (1934/1982). *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Stuttgart und New York: Fischer.

Cienki, Alan (2013). Mimetic schemas and image schemas in cognitive linguistics and gesture studies. *Review of Cognitive Linguistics* 11, 417–441.

Clark, Herbert H. (1996). *Using Language*. Cambridge, UK: Cambridge University Press.

Coulson, Seana (2001). *Semantic Leaps: Frame-shifting and Conceptual Blending in Meaning Construction*. Cambridge, UK: Cambridge University Press.

Dancygier, Barbara und Eve E. Sweetser (2014). *Figurative Language*. Cambridge, UK: Cambridge University Press.

Downs, Roger und David Stea (1982). *Kognitive Karten. Die Welt in unseren Köpfen*. New York: Harper & Row.

Du Bois, John W., Stephan Schuetze-Coburn, Susanna Cumming und Danae Paolino (1993). Outline of discourse transcription. In: Jane A. Edwards und Martin D. Lampert (eds.). *Talking Data: Transcription and Coding in Discourse Research*. Hillsdale, NJ: Erlbaum, 45–89.

Ehmer, Oliver (2011). *Imagination und Animation. Die Herstellung mentaler Räume durch animierte Rede*. Berlin und New York: de Gruyter Mouton.

Enfield, Nick (2009). *The Anatomy of Meaning. Speech, Gestures and Composite Utterances*. Cambridge, UK: Cambridge University Press.

Fauconnier, Gilles (1985/1994). *Mental Spaces. Aspects of Meaning Construction in Natural Language*. Cambridge, MA: MIT Press.

Fauconnier, Gilles (1997). *Mappings in Thought and Language*. Cambridge, UK: Cambridge University Press.

Fauconnier, Gilles und Mark Turner (2002). *The Way We Think*. New York: Basic Books.

Fillmore, Charles (1977). Scenes-and-frames semantics. In: Antonio Zampolli (eds.). *Linguistic Structures Processing* 4. Amsterdam, New York und Oxford: North Holland, 55–88.

Fillmore, Charles (1982). Frame semantics. In: Linguistic Society of Korea (eds.). *Linguistics in the Morning Calm*. Seoul: Hanshin, 111–137.

Fillmore, Charles (1985). Frames and the semantics of understanding. *Quarderni di Semantica* 6, 222–254.

Fricke, Ellen (2007). *Origo, Geste und Raum. Lokaldeixis im Deutschen*. Berlin und New York: de Gruyter Mouton.

Fricke, Ellen (2012). *Grammatik multimodal. Wie Wörter und Gesten zusammenwirken*. Berlin und New York: de Gruyter Mouton.

Gibbs, Raymond W. Jr. (2006). *Embodiment and Cognitive Science*. New York: Cambridge University Press.

Gibson, James (1977). The theory of affordances. In: Robert Shaw und John Bransford (eds.). *Perceiving, Acting, and Knowing*. Hillsdale: Erlbaum, 67–82.

Goodwin, Charles (2007). Environmentally coupled gestures. In: Susan Duncan, Justine Cassell und Elena Levy (eds.). *Gesture and the Dynamic Dimensions of Language*. Amsterdam und Philadelphia: John Benjamins, 195–212.

Goodwin, Charles (2011). Contextures of action. In: Jürgen Streeck, Charles Goodwin und Curtis LeBaron (eds.). *Embodied Interaction: Language and Body in the Material World*. Cambridge, UK: Cambridge University Press, 182–193.

Hassemer, Julius (2015). *Towards a theory of Gesture Form Analysis: Principles of gesture conceptualisation, with empirical support from motion-capture data*. Ph.D. thesis, RWTH Aachen University.

Haviland, John (2000). Pointing, gesture spaces and mental maps. In: David McNeill (ed.). *Language and Gesture*. Cambridge, UK: Cambridge University Press, 13–46.

Holler, Judith und Kati Wilkin (2011). Co-Speech gesture mimicry in the process of collaborative referring during face-to-face dialogue. *Journal of Nonverbal Behavior*.

Hutchins, Edwin (1995). *Cognition in the Wild*. Cambridge, MA: MIT Press.

Hutchins, Edwin (2005). Material anchors for conceptual blends. *Journal of Pragmatics* 37, 1555–1577.

Jakobson, Roman (1956). Two aspects of language and two types of aphasic disturbances. In: Linda R. Waugh und Monique Monville-Burston (eds.). *Roman Jakobson. On Language*. Cambridge und London: Harvard University Press, 115–133.

Jakobson, Roman (1960). Language and poetics. In: Krystyna Pomorska und Stephen Rudy (eds.). *Roman Jakobson – Language in Literature*. Cambridge und London: Harvard University Press, 62–94.

Jakobson, Roman (1966). Quest for the essence of language. In: Linda R. Waugh und Monique Monville-Burston (eds.). *Roman Jakobson – On Language*. Cambridge und London: Harvard University Press, 407–421.

Jakobson, Roman (1971). Shifters, verbal categories, and the Russian verb. In: *Roman Jakobson, Selected Writings, Volume II: Word and Language*. The Hague, Paris: Mouton, 130– 147.

Johnson, Mark (1987). *The Body in the Mind. The Bodily Basis of Meaning, Imagination, and Reason*. Chicago: University of Chicago Press.

Kendon, Adam (2004). *Gesture: Visible Action as Utterance*. Cambridge, UK: Cambridge University Press.

Kita, Sotaro, Ingeborg van Gijn und Harry van der Hulst (1998). Movement phases in signs and co-speech gestures, and their transcription by human coders. In: Ipke

Wachsmuth und Martin Fröhlich (eds.). *Gesture and Sign language in Human-Computer Interaction*. Berlin: Springer, 23–35.

Kita, Sotaro (2003). *Pointing: Where Language, Culture, and Cognition Meet*. Mahwah, N.J.: Lawrence Erlbaum Associates.

Ladewig, Silva H. (2020). *Integrating Gestures. The Dimension of Multimodality in Cognitive Grammar*. Berlin und Boston: de Gruyter Mouton.

Langacker, Ronald W. (1993). Reference-point constructions. *Cognitive Linguistics* 4, 1–38.

Langacker, Ronald W. (2009). Metonymic grammar. In: Karl-Uwe Panther, Linda L. Thornburg und Antonio Barcelona (eds.). *Metonymy and Metaphor in Grammar.* Amsterdam: John Benjamins, 5–71.

Levinson, Steven C. (2003). *Space in Language and Cognition*. Cambridge, UK: Cambridge University Press.

Liddell, Scott (2003). *Grammar, Gesture and Meaning in American Sign Language*. Cambridge, UK: Cambridge University Press.

McNeill, David (1992). *Hand and Mind. What Gestures Reveal about Thought*. Chicago: Chicago University Press.

McNeill, David (2005). *Gesture and Thought*. Chicago: Chicago University Press.

McNeill, David, Justine Casell, Elena Levy (1993). Abstract deixis. *Semiotica* 95 1/2, 5–19.

Mittelberg, Irene (2006). *Metaphor and metonymy in language and gesture. Discourse evidence for multimodal models of grammar*. Ph.D.-Dissertation, Cornell University. Ann Arbor: UMI.

Mittelberg, Irene (2008). Peircean semiotics meets conceptual metaphor. Iconic modes in gestural representations of grammar. In: Alan Cienki und Cornelia Müller (eds.), *Metaphor and Gesture*. Amsterdam und Philadelphia: John Benjamins, 115–154.

Mittelberg, Irene (2010a). Geometric and image-schematic patterns in gesture space. In: Vyvyan Evans und Paul Chilton (eds.). *Language, Cognition, and Space: The State of the Art and New Directions*. London: Equinox, 351–385.

Mittelberg, Irene (2010b). Interne und externe Metonymie. Jakobsonsche Kontiguitätsbeziehungen in redebegleitenden Gesten. *Sprache und Literatur* 41, 1, 112–143.

Mittelberg, Irene (2013). The exbodied mind. Cognitive-semiotic principles as motivating forces in gesture. In: Cornelia Müller, Alan Cienki, Ellen Fricke, Silvia H. Ladewig, David McNeill und Sedinha Tessendorf (eds.). *Body – Language – Communication. An International Handbook on Multimodality in Human Interaction* (38.1). Berlin und Boston: de Gruyter Mouton, 750–779.

Mittelberg, Irene (2014). Gestures and iconicity. In: Cornelia Müller, Alan Cienki, Ellen Fricke, Silvia H. Ladewig, David McNeill und Jana Bressem (eds.). *Body – Language – Communication. An International Handbook on Multimodality in Human Interaction* (38.2). Berlin und Boston: de Gruyter Mouton, 1712–1732.

Mittelberg, Irene (2017). Embodied frames and scenes: Body-based metonymy and pragmatic inferencing in gesture. *Gesture* 16, 2, 203–244.

Mittelberg, Irene (2018). Gestures as image schemas and force gestalts: A dynamic systems approach augmented with motion-capture data analyses. *Cognitive Semiotics* 11, 1, 1–21.

Mittelberg, Irene (2019a). Peirce's universal categories: On their potential for gesture theory and multimodal analysis. *Semiotica* 228, 193–222.

Mittelberg, Irene (2019b). Visuo-kinetic signs are inherently metonymic: How embodied metonymy motivates form, function and schematic patterns in gesture. *Frontiers in Psychology* (Language Sciences).

Mittelberg, Irene und Linda R. Waugh (2009). Metonymy first, metaphor second: A cognitive-semiotic approach to multimodal figures of thought in co-speech gesture. In: Charles Forceville und Eduardo Urios-Aparisi (eds.). *Multimodal Metaphor*. Berlin und New York: de Gruyter Mouton, 329–356.

Mittelberg, Irene und Linda R. Waugh (2014). Gestures and metonymy. In: Cornelia Müller, Alan Cienki, Ellen Fricke, Silvia H. Ladewig, David McNeill und Jana Bressem (eds.). *Body – Language – Communication. An International Handbook on Multimodality in Human Interaction* (38.2). Berlin und Boston: de Gruyter Mouton, 1747–1766.

Müller, Cornelia (1998). *Redebegleitende Gesten: Kulturgeschichte – Theorie – Sprachvergleich*. Berlin: Spitz Verlag.

Müller, Cornelia (2004). Forms and uses of the palm up open hand: a case of a gesture family? In: Cornelia Müller und Roland Posner (eds.). *The Semantics and Pragmatics of Everyday Gesture*. Berlin: Weidler, 233–256.

Müller, Cornelia (2017). How recurrent gestures mean: Conventionalized contexts-of-use and embodied motivation. *Gesture* 16, 277–304.

Panther, Klaus-Uwe und Linda L. Thornburg. (2003). *Metonymy and Pragmatic Inferencing*. Amsterdam: John Benjamins.

Parrill, Fey und Eve E. Sweetser (2004). What we mean by meaning. Conceptual integration in gesture analysis and transcription. *Gesture* 4, 197–219.

Peirce, Charles S. (1955). Logic as semiotic: The theory of signs. In: Justus Bucher (ed.). *Philosophical Writings of Peirce*. New York: Dover, 98–119.

Peirce, Charles S. (1960). *Collected papers of Charles Sanders Peirce* (1931–1958). Vol. I.: *Principles of Philosophy*, Vol. II: *Elements of Logic*. Charles Hartshorne und Paul Weiss (eds.). Cambridge, MA: Harvard University Press.

Pombo, Olga und Alexander Gerner (eds.) (2010). *Studies in Diagrammatology and Diagrammatic Praxis*. London: College Publications Rosch.

Rekittke, Linn-Marlen, Irene Mittelberg und Dana Wolf (2015). How sound moves the body: Felt qualities of experience in gestural enactments of film sound. In: Ferré Gaëlle und Mark Tutton (eds.). *Proceedings of the 3rd Gesture and Speech in Interaction (GESPIN) Conference*, Nantes, 199–205.

Schank, Roger C. und Robert Abelson (1977). *Scripts, Goals, Plans, and Understanding*. Hillsdale: Erlbaum.

Schüller, Daniel und Irene Mittelberg (2016). Diagramme von Gesten. Eine zeichentheoretische Analyse digitaler Bewegungsspuren. *Zeitschrift für Semiotik* 38, 3–4, 3–34.

Schüller, Daniel und Irene Mittelberg (2017). Motion-Capture-gestützte Gestenforschung. Zur Relevanz der Notationstheorie in den Digitalen Geisteswissenschaften. *Zeitschrift für Semiotik* 39, 1–2, 109–146.

Stjernfelt, Frederik (2007). *Diagrammatology: An Investigation on the Borderlines of Phenomenology, Ontology and Semiotics*. Dordrecht: Springer.

Stjernfelt, Frederik (2014). *Natural Propositions: The Actuality of Peirce's Doctrine of Dicisigns*. Boston: Docent Press.

Streeck, Jürgen, Charles Goodwin and Curtis LeBaron (eds.) (2011). *Embodied Interaction: Language and Body in the Material World*. New York: Cambridge University Press.

Sweetser, Eve E. (2007). Looking at space to study mental spaces. Co-speech gesture as a crucial data source in cognitive linguistics. In: Monica Gonzalez-Marquez, Irene Mittelberg, Seana Coulson und Michael Spivey (eds.). *Methods in Cognitive Linguistics*. Amsterdam und Philadelphia: John Benjamins, 201–224.

Sweetser, Eve E. (2012). Viewpoint and perspective in language and gesture. From the ground down. In: Barbara Dancygier und Eve E. Sweetser (eds.). *Viewpoint in Language: A Multimodal Perspective*. Cambridge, UK: Cambridge University Press, 1–24.

Sweetser, Eve und Kashmiri Stec (2016). Maintaining multiple viewpoints with gaze. In: Barbara Dancygier, Lu Wei-Lun und Arie Verhagen (eds.). *Viewpoint and the Fabric of Meaning: Form and Use of Viewpoint Tools across Languages and Modalities*. Berlin und Boston: de Gruyter Mouton, 237–257.

Talmy, Leonard (2000). *Toward a Cognitive Semantics, Vol. 1: Concept Structuring Systems*. Cambridge, MA: MIT Press.

Talmy, Leonard (2018). *The Targeting System of Language*. Cambridge, MA: MIT Press.

Thiering, Martin (2015). *Spatial Semiotics and Spatial Mental Models: Figure-Ground Asymmetries in Language*. Berlin und New York: de Gruyter Mouton.

Thiering, Martin (2018). *Kognitive Semantik und kognitive Anthropologie: Eine Einführung*. Berlin und New York: de Gruyter Mouton.

Tomasello, Michael (1995). Joint attention as social cognition. In: Chris Moore und Philip Dunham (eds.). *Joint attention: Its Origins and Role in Development*. Hillsdale, NJ: Lawrence Erlbaum, 103–130.

Tomasello, Michael und Malinda Carpenter (2007). Shared Intentionality. *Developmental Science* 10, 1, 121–125.

Wilkens, David (2003). Why pointing with the index finger is not universal (in sociocultural and semiotic terms). In: Sotaro Kita (ed.). *Pointing: Where Language, Culture and Cognition Meet*. Mahwah, NJ: Lawrence Erlbaum.

Ziem, Alexander (2008). *Frames und sprachliches Wissen. Kognitive Aspekte der semantischen Kompetenz*. Berlin und New York: de Gruyter.

Ziem, Alexander (2014). *Frames of Understanding in Text and Discourse*. Amsterdam, Philadelphia: John Benjamins.

Univ.-Prof. Dr. Irene Mittelberg
RWTH Aachen University
Institut für Anglistik, Amerikanistik und Romanistik
Kompetenzzentrum für Gebärdensprache und Gestik (SignGes)
Theaterplatz 14
D-52062 Aachen
E-Mail: irene.mittelberg@ifaar.rwth-aachen.de

Linn-Marlen Rekittke
RWTH Aachen University
Institut für Anglistik, Amerikanistik und Romanistik
Kompetenzzentrum für Gebärdensprache und Gestik (SignGes)
Theaterplatz 14
D-52062 Aachen
E-Mail: linnrekittke@gmail.com

Zeitschrift für
Semiotik
Band 43 • Heft 1-2 (2021)
Seite 117-149
Stauffenburg Verlag Tübingen

Mental Spaces, Blending und komplexe Semioseprozesse in der multimodalen Interaktion: zeichenbasierte und ontologiebasierte Mental Spaces*

Ellen Fricke, Technische Universität Chemnitz

Summary. This paper deals with two basic questions: Firstly, to what extent is Mental Space and Conceptual Integration Theory (MSCI) an adequate tool for describing complex semiotic processes involved in multimodal interaction and how can this tool be further developed? Our focus lies on the concept of representation and the fundamental distinction between ontologically and semiotically defined mental spaces, and we hypothesize that sign-based mental spaces are of primary relevance. Secondly, to what extent can co-speech gestures contribute to an empirical foundation of the mental-space networks assigned to communication partners by an external observer? Gesture studies show that aspects of mental spaces are embodied by the speaker and are thus accessible for intersubjective observation. The necessity of the distinction between ontologically and semiotically differentiated mental spaces, and the primary status of the latter, are substantiated by analyses of video recordings that reveal processes of interactive, multimodal space construction in the domains of deixis and negation. Hence, our findings also challenge the common distinction between 'fictive' and 'real' spaces.

Keywords. Mental spaces, blending, MSCI, cognition, interaction, multimodality, gesture, sign-based mental spaces, ontology-based mental spaces, counterfactual mental spaces, deixis, negation, representation, reference, semiotics, semantics.

Zusammenfassung. In diesem Artikel wird erstens der Frage nachgegangen, inwieweit die Theorie der Mental Spaces und Konzeptuellen Integration (MSCI) zur Rekonstruktion von komplexen Semioseprozessen in der multimodalen Interaktion ein geeignetes Beschreibungswerkzeug darstellt und wie man es zukünftig weiterentwickeln kann. Der Fokus liegt dabei auf dem Konzept der Repräsentation und der grundlegenden Unterscheidung zwischen zeichenbasierten und ontologiebasierten Mental Spaces. Zeichenbasierte Mental Spaces, so die These, sind gegenüber ontologiebasierten primär. Zweitens wird aufgezeigt, welchen Beitrag redebegleitende Gesten zu einer empirischen Fundierung von Mental-Space-Konfigurationen leisten können, die Interaktions-

partnern durch einen externen Beobachter zugewiesen werden. Gesten können insbesondere Aspekte von Mental Spaces verkörpern und damit einer intersubjektiven Beobachtung zugänglich machen. Analysen von Videosequenzen zur multimodalen Raumkonstruktion in den Bereichen Deixis und Negation unterstützen die Notwendigkeit einer Unterscheidung zwischen zeichenbasierten und ontologiebasierten Mental Spaces und stellen damit auch bisher gebräuchliche Unterscheidungen zwischen ‚fiktiv' und ‚real' zur Disposition.

Schlüsselwörter. Mental Spaces, Blending, MSCI, Kognition, Interaktion, Multimodalität, Gestik, zeichenbasierte Mental Spaces, ontologiebasierte Mental Spaces, kontrafaktische Mental Spaces, Deixis, Negation, Repräsentation, Referenz, Semiotik, Semantik.

1. Referenz und Repräsentation in der Mental Space Theory: Warum wir eine Unterscheidung zwischen zeichenbasierten und ontologiebasierten Mental Spaces brauchen

1.1 Referenz und Mental Spaces

Wenn wir davon ausgehen, dass es die jeweiligen Sprecher sind, die mit sprachlichen Ausdrücken und anderen Zeichen in raum-zeitlich situierten Äußerungssituationen referieren[1] (Lyons 1977, 1980), und dass es nicht die Zeichen selbst sind, die sprecherunabhängig eine Referenz herstellen, dann stellen sich für eine Interaktionale Semantik zumindest die folgenden allgemeinen Fragen:[2]

1. Wie koordinieren Sprecher und Adressat ihre mentalen Repräsentationen für die Identifizierung des vom Sprecher intendierten Referenzobjekts durch den Adressaten?
2. In welcher Relation stehen Referenz und Bedeutung bzw. mit Wortformen verbundene Konzepte?
3. Inwieweit ist zwischen mit Wortformen verbundenen Konzepten und weiteren semantischen Elaborierungen zu bestimmten Zeitpunkten der Interaktion zu unterscheiden? In welchem Verhältnis stehen sie?
4. Wie wird in der Interaktion durch die beteiligten Interaktanten Kontext für die Referenzakte hergestellt?
5. Inwieweit sind mentale Konzepte in der Interaktion in Echtzeit empirisch zugänglich?

Die Frage, wie Referenzen in der Interaktion hergestellt, wie sie in Bezug auf den jeweiligen Adressaten glücken oder misslingen können, bietet sich aus folgenden Gründen für den Themenschwerpunkt „Mental Spaces in der Interaktionalen Semantik" an:

1. Es handelt sich um einen klassischen linguistischen Gegenstandsbereich, bei dem insbesondere im Bereich der Deixis schon von Bühler (1934) eine multimodale Relation von Zeigegesten und verbalen Deiktika in den Blick genommen wird[3] und später bei Hanks (1990) der soziozentrische und kontexterzeugende Aspekt referentieller Praktiken fokussiert wird.
2. Die Anfänge der Mental Space Theory selbst liegen ebenfalls im Bereich der Referenzherstellung und nehmen ihren Ausgangspunkt von Problemen der Anaphernresolution, die dadurch bedingt sind, dass in bestimmten Äußerungsvorkommnissen das Prinzip der Koreferentialität zwischen Anapher und Antezedenz verletzt zu sein scheint. In dem folgenden Beispiel Fauconniers, des Begründers der Mental Space Theory, hat das den zweiten Satz einleitende Personalpronomen das Genus Neutrum, während das Genus von *Plato* als Antezedenz das Maskulinum ist.

(1) *Plato is on the top shelf. It is bound in leather.* (Fauconnier 1985: 5f.).

Fauconnier fragt sich, warum und wie wir eine solche Äußerung trotz dieser Nichtübereinstimmung verstehen können. Der Widerspruch zwischen Antezedenz und Anapher wird, so sein Vorschlag, über die Annahme einer pragmatischen Funktion gelöst, die über die Nennung eines Autors dessen Buch identifiziert. Es handelt sich um eine klassische Metonymie. Diese Funktion F_1 verbindet in Beispiel (1) Autoren (a = Plato) mit den von ihnen verfassten Büchern (b = F1 (a) = Bücher von Plato). Da das Personalpronomen *it* sich unter der Annahme eines Konnektors F_1 nicht auf den Autor Plato, sondern auf ein nicht explizit genanntes Buch bezieht, das von ihm verfasste Texte enthält, ist eine Übereinstimmung im Genus (*The book… It…*) hergestellt und die Koreferentialität von Anapher und Antezedenz bewahrt. Diese metonymische Identifizierungsfunktion basiert nach Fauconnier in Anlehnung an Nunberg (1978) auf dem folgenden allgemeinen Identifikationsprinzip (ID-Principle): „Wenn zwei Objekte (im allgemeinsten Sinn) a und b durch eine pragmatische Funktion F (b = F(a)) verbunden sind, dann kann eine Beschreibung von a, d_a gebraucht werden, um sein Gegenstück b zu identifizieren“ (Fauconnier 1985: 3; Übersetzung EF, Hervorhebungen getilgt).[4] Obwohl dieses Prinzip zunächst eingeführt wurde, um bestimmte sprachliche Phänomene wie die widersprüchliche Pronominalisierung in Beispielsatz (1) erklären zu können, lässt es sich auch auf außersprachliche Entitäten wie Bilder, Skulpturen oder Klänge anwenden, da keine Einschränkungen bezüglich des Objekttyps von a und b gemacht werden (vgl. Fricke 2006: 142).

1.2 Repräsentation und Mental Spaces

Der Terminus „Identifikationsprinzip“ verdeckt, dass wir es hier mit einer klassischen Zeichenfunktion zu tun haben, bei der etwas (das Zeichenmittel oder in Fauconnierscher Terminologie der „Trigger“) als für etwas Anderes stehend (das Objekt oder in Fauconniers Terminologie das „Target“) interpretiert wird, um so u.a. die Identifizierung von Objekten zu gewährleisten. Wie bei Peirce (1931–1958; 2000) haben wir es nicht nur mit einer dyadischen, sondern mit einer triadischen Funktion zu tun, indem Zeichenmittel (Trigger) und Objekt (Target) um eine weitere Instanz ergänzt werden. Bei Fauconnier (1985: 4–16) ist es die pragmatische Funktion, die Trigger und Target verbindet, bei Peirce wird die Verbindung zwischen dem Zeichenmittel oder auch Repräsentamen und dem Objekt durch den Interpretanten gewährleistet. Dieser Interpretant kann wiederum als Repräsentamen (Zeichenmittel) in einer neuen Zeichentriade fungieren, wir haben es also nach Peirce mit rekursiven Semioseprozessen zu tun, die prinzipiell beliebig fortsetzbar sind (Peirce 2000, Bd. 1: 424). Der Peircesche Interpretant ist dabei nicht etwa mit einem statischen Konzept von lexikalisierter Bedeutung gleichzusetzen, sondern differenziert zwischen drei Interpretantenbestandteilen (unmittelbarer, dynamischer und finaler Interpretant), die es erlauben, auch komplexe Prozesse der Bedeutungskonstitution (für einen Überblick siehe die Beiträge in Deppermann und Spranz-Fogasy 2002) zu modellieren, die auch Ad-hoc-Semantisierungen, Grammatikalisierungsprozesse, individuelle Akte des Referierens oder solche konzeptuellen Objekte wie Mental Spaces einschließen können (Fricke 2007: 196f.).

Fasst man beispielsweise die individuelle Konstruktion von Mental Spaces als Bestandteil des Dynamischen Interpretanten im Sinne von Peirce auf, dann handelt es sich um kognitive Prozesse innerhalb eines individuellen Sprechers, die erstens als konkrete „mentale“ Handlungen raumzeitlich situiert sind, zweitens auf eine Wirkung beim Adressaten zielen und drittens selbst wiederum als Zeichen fungieren können, da die Peircesche Zeichenkonzeption ontologisch neutral ist, d.h. auch individuelle Vorstellungen können als für etwas anderes stehend interpretiert werden. Aus semiotischer Perspektive handelt es sich bei der Mental Space Theory und der darauf aufbauenden Theorie Konzeptueller Integration (MSCI) um ein erweitertes Beschreibungsinstrumentarium, das es erlaubt, komplexe Semioseprozesse zu explizieren (Fricke 2006: 154f.) und insbesondere Entitäten mit und ohne Zeichenfunktion in einem gemeinsamen erweiterten Format zu behandeln und damit die temporäre Zuweisung und Auflösung von Zeichenfunktionen in der zwischenmenschlichen Interaktion darzustellen.

Mental Spaces sind nach Fauconnier mentale Konstrukte, die während einer Äußerung inkrementell aufgebaut und durch sogenannte „space builders“ induziert werden. Unter „inkrementell“ ist zu verstehen, dass eine Äußerung gewöhnlich nicht als ganze geplant wird, sondern dass die einzelnen Äußerungsbestandteile nach und nach („inkrementell“) realisiert

und spezifiziert werden. Was unter sprachlichen „space builders“ zu verstehen ist, lässt sich an dem folgenden Beispiel (Fauconnier 1985: 17)[5] illustrieren (vgl. Fricke 2006: 144).

(2) *Max glaubt, dass in Peters Bild die Blumen gelb sind.*

In dieser Äußerung lassen sich verschiedene Mental Spaces unterscheiden: 1. der Mental Space der Äußerungssituation selbst, die der Wahrnehmung von Sprecher und Adressat zugänglich ist. 2. Mental Spaces, die durch bestimmte Äußerungsbestandteile induziert werden: Der Mental Space desjenigen, was Max glaubt, wird durch das Verb *glauben* als Mental-Space-Erzeuger induziert, der Mental Space von Peters Bild durch die Präpositionalgruppe *in Peters Bild*. Nach Fauconnier werden Mental Spaces als strukturierte inkrementelle Mengen repräsentiert, die aus Elementen (a, b, c, …) und Relationen (R_1ab, R_2a, R_3cfd, …) zwischen den Elementen bestehen. Dabei können den bestehenden Mental-Space-Mengen sukzessive neue Elemente und Relationen hinzugefügt werden. Außerdem besteht die Möglichkeit, zwei oder mehr Mental Spaces so miteinander zu verschränken, dass sich ein dritter Mental Space aus dieser Vereinigung ergibt. Dieser dritte Mental Space besitzt jedoch eine ihm eigene emergente Struktur, die sich nicht allein aus der Vereinigung der Mengen der Input Spaces erklären lässt. Eine derartige Verschränkung wird als „Blending“ (Fauconnier 1997: 149–158; Fauconnnier und Turner 2002: 47) oder „Conceptual Integration“ (Fauconnier und Turner 2002: 40) bezeichnet. Die folgende Abbildung 1 zeigt ein minimales Netzwerk für eine konzeptuelle Integration, das aus einem Generic Space, zwei Input Spaces und einem Blended Space besteht.

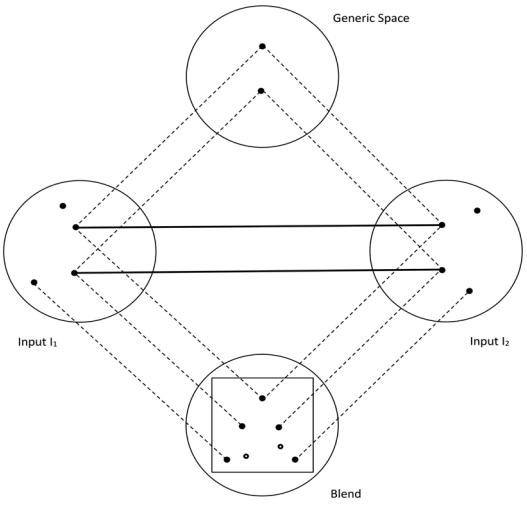


Abb. 1: Schema eines minimalen Netzwerks für eine konzeptuelle Integration (Fauconnier 1997: 151; Fauconnier und Turner 2002: 46).

Der Generic Space bildet eine Vergleichsgrundlage und enthält, was beiden Inputs gemeinsam ist. Der Blended Space oder auch Blend ergibt sich aus der Verschränkung beider Inputs zu einem einzigen Mental Space. Generic Space und Blend haben gemeinsam, dass sie beide generische Strukturen enthalten. Darüber hinaus enthalten Blends jedoch genau wie Inputs spezifische Strukturen. Entscheidend ist, dass die Vereinigung von Elementen der Inputs im Blend Relatio-

nen ermöglicht, die in den separaten Inputs selbst nicht existieren. Die Emergenz des Blends ergibt sich nach Fauconnier und Turner (2002: 42–44) aus den Verfahren der Komposition (*composition*), Anreicherung (*completion*) und Elaborierung (*elaboration*). Komplexe Netzwerke können aus mehr als zwei Inputs bestehen und auch mehrere Blends umfassen, die wiederum als Input für weitere Blends fungieren können. In dem oben abgebildeten Schema eines minimalen Netzwerks (Abb. 1) sind die Mental Spaces durch Kreise repräsentiert, die jeweiligen Elemente durch Punkte. Die Linien repräsentieren die jeweiligen Konnektoren, die Elemente innerhalb und zwischen verschiedenen Mental Spaces verbinden. Ein wichtiger Konnektortyp wurde bereits genannt, nämlich der Repräsentationskonnektor, der eine Zeichenbeziehung zwischen zwei Elementen etabliert. Entscheidend ist nun, dass für Mental Spaces als konzeptuelle Einheiten, die während des Sprechens und Denkens sukzessiv aufgebaut werden, angenommen wird, dass sie sowohl mit schematischem Langzeitwissen (Frames) im Sinne Fillmores (1985, 2006) als auch mit spezifischem Langzeitwissen wie der individuellen Erinnerung an ein bestimmtes Ereignis verbunden sein können (Fauconnier 1997: 12). Fauconnier und Turner (2002: 40) illustrieren das Zusammenwirken beider Wissensformen mit der Funktionsweise der konzeptuellen Integration am Beispiel des Mönchsrätsels von Arthur Koestler.[6] In der kognitiven Linguistik wurde das Blendingkonzept insbesondere im Bereich der Erforschung multimodaler Metaphern und Metonymien erfolgreich adaptiert (vgl. z.B. Cienki und Müller 2008; Müller 2008).

Ein multimodaler Ansatz unter Einbeziehung von redebegleitenden Gesten ist für die Mental Space Theory insofern von einem besonderen Interesse, als Gesten einen direkt beobachtbaren visuellen Zugang zu den mentalen Repräsentationen des jeweiligen Sprechers darstellen (McNeill 1992, 1995; Cienki 2008a, 2008b; Sweetser 2007; Fricke 2007; Müller 1998, 2008; Mittelberg 2006) und, so die Behauptung, Aspekte von Mental Spaces und konzeptuellen Integrationen (Blending) für die Analyse empirisch erschließen (für einen kurzen Überblick zur Gestenforschung in Verbindung mit Mental Spaces siehe Cienki 2013: 193). Mehr noch: Auch interaktive Prozesse der Koordination von Mental Spaces bei verschiedenen Sprechern wären dann prinzipiell der Beobachtung zugänglich. Umgekehrt bietet die Mental Space Theory einer sprachwissenschaftlich orientierten Multimodalitätsforschung über die Bereitstellung des Repräsentationskonnektors die Möglichkeit eines zumindest implizit semiotisch fundierten Beschreibungswerkzeugs, das zeichenmaterieneutral und somit nicht an die Substanz der menschlichen Sprachlaute gebunden ist. Diese Erweiterung ist insofern – zumindest partiell – notwendig, als das Zusammenwirken von Lautsprache und Gestik mit den Möglichkeiten des traditionellen linguistischen Beschreibungsapparats nicht umfassend beschrieben werden kann, da dieser in wichtigen Grundkonzepten auf die lautliche Materie der Sprache der Hörenden bezogen bleibt.

Eine explizite Anbindung an semiotisch elaborierte Zeichenkonzepte und semiotische Theoriebildung würde darüber hinaus eine weitere Diffe-

renzierung und Elaborierung des Beschreibungsapparats der Mental Space Theory erlauben. Brandt (2008: 126) sieht in ihrem Beitrag *A semiotic approach to fictive interaction as a representational strategy in communicative meaning construction* diesen Punkt sehr klar und schlägt eine Unterscheidung zwischen zeichenbasierten und ontologiebasierten Mental Spaces vor:

> Spaces that are *semiotically* differentiated occur in blending networks whose main characteristic is that one input space is *about* another input space. In such a semiotic network, the blend is always a blend of *two* spaces, since one space *signifies* the other (Brandt 2008: 126).
>
> *Ontological* differentiation is a matter of the conceptualizer's epistemic stance towards a scenario or fact. When an event or state of affairs is represented, it is inscribed by the conceptualizer as being the case in actuality, or as being hypothetical, or counterfactual, or it is inscribed as a desirable or undesirable scenario that has only imaginary existence, for instance, or it may be represented as being contained within a fiction (Brandt 2008: 126).

Die ontologiebasierten Mental Spaces mit Fokus auf dem jeweils vorliegenden epistemischen Status, der Ereignissen oder Fakten zugeschrieben wird (z.B. kontrafaktische Mental Spaces), stehen in der Mental Space Theory bisher im Vordergrund, während die Zeichenfunktion kaum expliziert wird (Brandt 2008: 111, Fricke 2007: 129–133). Im Bereich der Gebärdensprachforschung wird dies beispielsweise durch Versuche deutlich, den deiktischen Verweisraum unter Rückgriff auf Mental Spaces und das Blending-Konzept zu analysieren. In Fauconnier und Turner (2002: 212) wird ausdrücklich auf diese Arbeiten, insbesondere auf diejenigen Scott Liddells, hingewiesen. Sie werden als Beispiel dafür angeführt, dass die Mental Space Theory auch auf andere Modalitäten als die auditive Modalität der gesprochenen Sprache (von Hörenden) angewendet werden kann.

> Sign languages use blending and pointing in interesting ways to allow speakers to refer again and again in complex ways to the same referent. When the things being talked about are not physically present, signers can make them conceptually present by creating grounded blends (Fauconnier und Turner 2002: 212).

Fauconnier und Turner (2002: 213) zitieren die Auffassung Liddells, dass sich auch bei den redebegleitenden Gesten ähnliche Prozesse konzeptueller Integration wie bei den Gebärdensprachen finden:

> Liddell points out that similar blends are also found in systems of gesture that accompany spoken languages, and indeed we find such blends involving gestural material anchors so natural that we might have to think twice to see how complex these performances really are (Fauconnier und Turner 2002: 213f.).

Betrachtet man Liddells Analysen und Darstellungen des Blendingprozesses, von denen ein Beispiel in Fauconnier und Turner (2002: 214) abgebil-

det ist, dann geht es stets um die Fusionierung zwischen einem Wahrnehmungsraum („real space“) mit einem „gestischen materiellen Anker“ und einem vorgestellten oder fiktiven Raum („cartoon space“). So auch in dem folgenden Beispiel eines Garfield-Cartoons (vgl. Fricke 2007: 131):

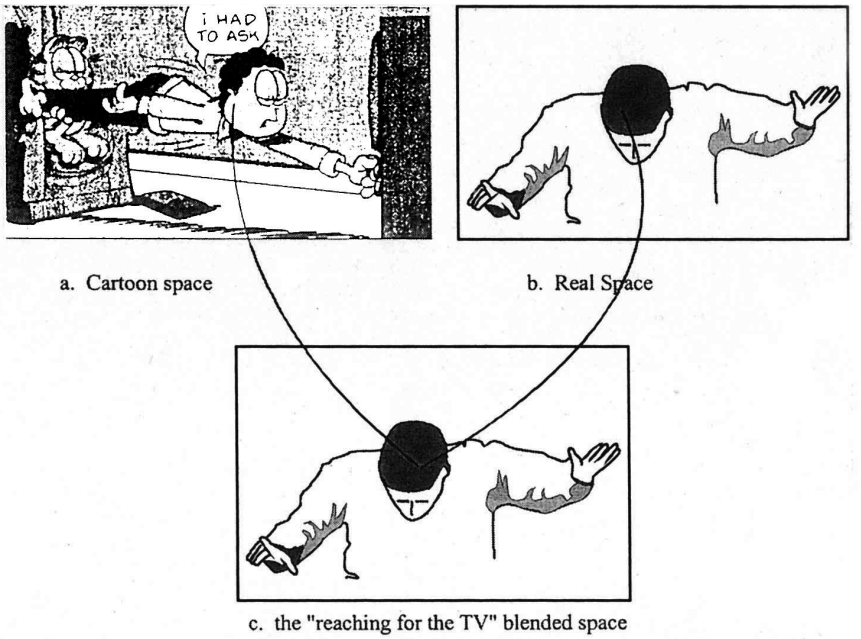


Abb. 2: Konzeptuelle Integration aus Wahrnehmungsraum und Vorstellungsraum nach Liddell und Metzger (1998: 666).

Es geht in diesem Beispiel darum, dass Garfield den Eigentümer einer kaputten Fernbedienung so in der Horizontalen vor sich hält, dass dieser den Fernseher erreichen und bedienen kann, ohne dass Garfield selbst sich aus dem Sessel erheben muss. Der Besitzer der Fernbedienung wird gleichsam in den Händen Garfields selbst zur Fernbedienung. Der Witz des Cartoons beruht also – neben der Etablierung einer ikonischen Relation zwischen horizontaler Fernbedienung und horizontalem Besitzer – zugleich auf einer Metonymie, bei der der Eigentümer für das Objekt, das er besitzt, steht. Der Prozess der konzeptuellen Integration wird durch Liddell und Metzger folgendermaßen beschrieben:

> One of the input spaces to the blend is the cartoon space in which Garfield is holding the owner toward the TV (Fig. 5a). By ‘cartoon space’ we mean the signer’s conception of the cartoon story, not the cartoon which prompted the story. Fig. 5b is Real Space, containing the signer and his immediate surroundings. What creates the blend is the mapping of the owner onto the signer, shown in Fig. 5c. The blend contains a new element which is a blending of the owner from cartoon space

> and the signer from Real Space. The blended element is the-owner-as-represented-by-the-signer. This element is not the owner, since the owner is a cartoon character. It is also not simply the signer, since the signer is not being held out toward a TV (Liddell und Metzger 1998: 666).

Interessant ist nun, wie in diesem Beispiel die Entstehung eines ikonischen Ad-hoc-Zeichens als Blending-Prozess rekonstruiert wird. Etwas Wahrnehmbares, der Körper des Gebärdenden, wird mit einer vorgestellten Person zu einem Zeichen („the-owner-represented-by-the-signer") fusioniert und fungiert gleichsam als materieller Anker. Die metonymische Relation innerhalb des Inputs Cartoon Space wird als spezifische Zeichenrelation nicht thematisiert. Selbst wenn es Zeichenprozesse gibt, die sich analog zu Liddells Schema als Blending-Prozesse analysieren lassen, stellen sich aus semiotischer Perspektive zumindest die folgenden Fragen:

1. Sind alle Zeichenprozesse als Blending-Prozesse aus Wahrnehmungsraum und Vorstellungsraum zu rekonstruieren?
2. Gibt es alternative Mental-Space-Konfigurationen, die den Repräsentationsaspekt gleichwertig oder besser abbilden?
3. Wie kann man entscheiden, welche Mental-Space-Konfiguration erstens empirisch adäquat und zweitens logisch adäquat, d.h. von den inhärenten Anforderungen des Beschreibungsformats her angemessen sind?
4. In welcher Relation stehen ontologiebasierte zu zeichenbasierten Mental Spaces? Sind sie durch einander ersetzbar? Was ist ihre jeweils spezifische Leistung?

Dass Liddell das Kriterium der Wahrnehmbarkeit zur Unterscheidung der beiden Input Spaces heranzieht, ist kein Zufall, sondern steht im Bereich der Untersuchung deiktischer Äußerungen, auf dem einer seiner Forschungsschwerpunkte liegt, in einer langen ununterbrochenen Traditionslinie. So wird beispielweise in der Deixistheorie in der Nachfolge Bühlers zwischen einem Zeigen im „realen" Wahrnehmungsraum (*demonstratio ad oculos*) und einem Zeigen am Vorstellungsraum (Deixis am Phantasma) unterschieden.

In den folgenden Abschnitten werden wir die Unterscheidung zwischen Wahrnehmungsraum und Vorstellungsraum in einem ersten Schritt basierend auf Fricke (2007) für die Deixistheorie problematisieren und in einem zweiten Schritt Konsequenzen und Alternativen für den Beschreibungsapparat der MSCI diskutieren. Am Beispiel der Verschränkung von Deixis und Negation werden wir die spezifischen Leistungen von zeichenbasierten und ontologiebasierten Mental Spaces herausarbeiten. Außerdem wird begründet, warum die Zeichenvergessenheit der Mental Space Theory überwunden werden muss, will man die MSCI von einer tentativen Visualisierungstechnik zu einem leistungsfähigen Analysewerkzeug ausbauen, das es für

konkrete Anwendungen erlaubt zu entscheiden, ob eine Analyse richtig ist oder nicht. Welchen Status Mental Spaces haben, lässt sich kontrovers diskutieren (Hoogaard und Oakley 2008: 12). Die hier vertretene Position ist, dass keine kognitive Realität der Mental-Space-Konfiguration für die jeweiligen Sprecher behauptet wird, sondern es wird davon ausgegangen, dass Mental-Space-Konfigurationen – basierend auf intersubjektiv beobachtbaren multimodalen Äußerungen – Sprechern und Adressaten vom Analysierenden zugewiesen werden können, ähnlich den Konstituentenstrukturen, die Äußerungen auf der syntaktischen Ebene zugewiesen werden können, ohne dass zugleich eine kognitive Realität („Bäume im Kopf") für den Sprecher behauptet werden muss. Es handelt sich also um empiriebasierte Rekonstruktionen kognitiver Prozesse durch den Forscher als externen Beobachter, deren Plausibilität man a) durch Rückbindung an die Empirie und/oder b) durch Rückbindung an die formalen Anforderungen des Beschreibungsapparats diskutieren kann.

2. Zum Raumbegriff: eine semiotische Klassifikation auf der Basis des Peirceschen Zeichenkonzepts

Einige Probleme bei der Rekonstruktion interaktiver kognitiver Prozesse sind auf einen vagen Raumbegriff zurückzuführen, der auch schon dem Konzept der Mental Spaces selbst zugrunde liegt. Was sind das für kognitive Räume, die Sprecher und Adressat in der Interaktion inkrementell aufbauen? Welchen intersubjektiv beobachtbaren Zugang haben wir zu diesen Räumen? In welcher Relation stehen die Raumzuweisungen eines externen Beobachters zur kognitiven Realität der jeweils interagierenden Personen? Wenn wir uns auf die Anfänge der Mental Space Theory besinnen (Fauconnier 1985, 1997), dann haben wir es explizit mit einer Trennung zwischen einer abstrakten Mengendarstellung, die Elemente und ihre Relationen enthält, und einer szenisch-räumlichen Frameanbindung zu tun. Mental Spaces erlauben also die Darstellung von einfachen und komplexen Zeichenrelationen, bei denen Elemente des einen Mental Space mit einem oder mehreren Mental Spaces durch Repräsentationskonnektoren verbunden werden. In Liddells Beispiel (Abb. 2) werden Räume wie „real space" und „cartoon space" unterschieden (Liddell und Metzger 1998: 666), andere Vorschläge sind Konzepte wie „base space" als Mental Space für die Äußerungssituation, oder die Unterscheidung zwischen „Presentation Space" und „Reference Space" (Oakley und Kaufer 2008) sowie „Virtual Space" (Brandt 2008). Eine durchgängige Gemeinsamkeit dieser Vorschläge ist, dass der Unterscheidung zwischen real und fiktiv eine prominente Stellung eingeräumt wird.

Im Folgenden werde ich eine semiotische Definition von Raum vorschlagen, welche danach differenziert, welche Position Räumliches innerhalb einer triadischen Zeichenrelation einnimmt (Fricke im Druck a, b). Dieser Vorschlag basiert auf der grundlegenden Annahme von Peirce, dass jede beliebige Entität als Zeichen oder auch als Nicht-Zeichen interpretiert werden kann. Diese Interpretation eines Interpreten ist prinzipiell unabhängig von der Intention desjenigen der das Zeichen hervorbringt. Nehmen wir beispielsweise einen Kaffeebecher. Normalerweise enthalten solche Becher eine Flüssigkeit und werden von Menschen benutzt, um daraus zu trinken. Man kann sich jedoch eine Situation vorstellen, in der solche Kaffeebecher spontan benutzt werden, um einen Autounfall zu schildern:

(3) *Vor zwei Tagen hatte ich einen Autounfall. Ich stand hier mit meinem Polo* (Kaffeebecher 1 in der rechten Hand) *und dieser Idiot ist mit seinem Daimler* (Kaffeebecher 2 in der linken Hand) *von links in mich reingefahren.*

In diesem Szenario eines Autounfalls werden die Kaffeebecher von ihrem Standardgebrauch entbunden und einer neuen Funktion zugeführt: Im Kontext der Schilderung eines Autounfalls stehen sie für etwas anderes, sie werden als Zeichen für die beiden am Autounfall beteiligten Autos interpretiert, die in der Äußerungssituation selbst nicht präsent sind. Ganz analog kann der konkrete wahrnehmbare Raum, genau wie jede beliebige andere Entität, als Zeichen im Sinne von Peirce fungieren.

> A sign […] [in the form of a *representamen*] is something which stands to somebody in some respect or capacity. It addresses somebody, that is, creates in the mind of that person an equivalent sign, or perhaps a more developed sign. That sign which it creates I call the *interpretant* of the first sign. The sign stands for something, its object. It stands for that *object*, not in all respects, but in reference to a sort of idea, which I have sometimes called the *ground* of the representamen (Peirce 1931–58, 2.228).

Nimmt man die Peircesche Zeichenkonzeption zum Ausgangspunkt einer Unterscheidung von Raumtypen in der Mental Space Theory, dann wird der dynamische Aspekt einer interaktiven Raumkonstitution in diesem Modell dadurch hervorgehoben, dass unterschiedliche Dimensionen von Räumlichkeit in ein und demselben Zeichenprozess integriert sein können. Nach Peirce ist ein Zeichen eine triadische Relation zwischen einem Repräsentamen oder Zeichenträger (R), einem Objekt (O) und einem Interpretanten (I).

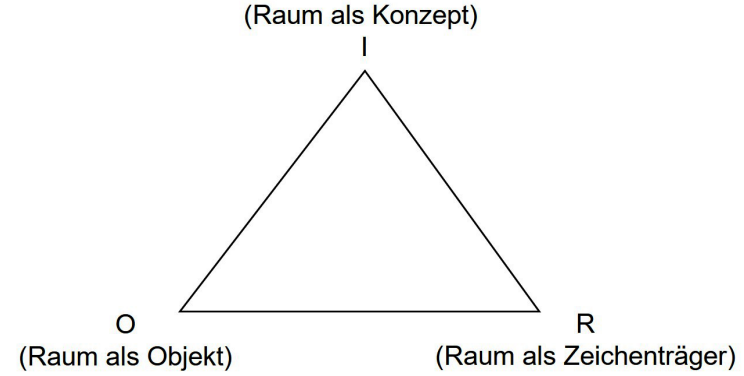


Abb. 3: Raum als Relatum in einer Peirceschen Zeichentriade (Fricke im Druck a,b).

Ausgehend von den drei Relata Repräsentamen, Objekt und Interpretant können wir zwischen folgenden Raumformen unterscheiden: 1. Kommunikation durch Raum (Raum als Repräsentamen, z.B. räumliche Zeichenträger wie etwa redebegleitende Gesten), 2. Kommunikation über Raum (Raum als Objekt, z.B. der Potsdamer Platz in Berlin als Gegenstand von Wegbeschreibungen in den Beispielen (4) und (8)) 3. Raum als Konzept (Raum als Interpretant, z.B. die Unterscheidung zwischen zweidimensionalen kartenähnlichen und dreidimensionalen umraumartigen Raumkonzepten). Eine vierte Raumform ergibt sich dadurch, dass Zeichen – seien sie nun in bestimmter Hinsicht selbst räumlich oder nicht – stets raum-zeitlich situiert geäußert werden. Dies gilt jedoch unterschiedslos für alle Äußerungen. Da keines der drei Relata eines Zeichens durch Räumliches instantiiert sein muss, haben wir es bei solchen Verortungen mit Raum als Nichtzeichen zu tun, d.h. Räumliches wird nicht als für etwas anderes stehend interpretiert (z.B. Räume in der Areallinguistik, die sich lediglich darauf beziehen, wo etwas geäußert wird) (Fricke im Druck a, b).

In Beispiel (4) unten sind alle drei Relata einer Peirceschen Zeichentriade durch Raum instantiiert. Die Sprecherin A zeigt begleitend zur mündlichen Äußerung *das iss die Arkaden* mit einer Zeigegeste auf die flache Hand der Adressatin B, welche eine glasüberdachte Einkaufspassage am Potsdamer Platz repräsentiert. Die flache Hand ist das Objekt der Zeigegeste und fungiert als Repräsentamen einer weiteren Zeichentriade. Sie ist ebenfalls räumlich, da Gesten als Zeichenträger im Unterschied zu rein mündlichen Äußerungen nicht nur eine zeitliche, sondern auch eine räumliche Dimension haben. Auch das Objekt ist räumlich, denn die flache Hand wird als Zeichen für ein räumliches Gebäude interpretiert. Der Interpretant weist ebenfalls eine räumliche Komponente auf. Die flachen Hände von B sind Bestandteil eines gestisch aufgebauten Modells des Potsdamer Platzes, das einer Karte in Draufsicht gleicht. Karten sind als zweidimensionale Konzeptualisierungen von Raum Bestandteil des Interpretanten. Zugleich illustriert dieses Beispiel, wie räumliche Konzepte in der Interaktion verkörpert und einer intersubjektiven Wahrnehmung zugänglich gemacht werden können.

(4) A: [**das** iss die Arkaden/]

Abb. 4: Zeigen auf die flache Hand der Adressatin in Beispiel (4) (Fricke 2007: 208 und 331).

Das Vierfelder-Schema des semiotischen Raums fasst unsere Unterscheidungen noch einmal zusammen:

Tab. 1: Vierfelderschema des semiotischen Raums (Fricke im Druck a, b).

INTERPRETANT Raum als Konzept	REPRÄSENTAMEN Raum als Zeichenträger oder -mittel
OBJEKT Raum als Kommunikations-gegenstand	Raum als Nicht-Zeichen (Räumliche Verankerung jeglicher Äußerungsvorkommnisse)

Diese vier funktionalen Raumformen sind als inhärent dynamische zu betrachten. Räume können als Zeichen interpretiert werden oder nicht. Als Relatum einer spezifischen Zeichentriade ist Raum keine statische Entität, sondern Teil eines dynamischen, veränderlichen Semioseprozesses. Trotz ihrer wechselseitigen Beeinflussung in konkreten Semiosen können diese Raumformen analytisch voneinander differenziert und getrennt betrachtet werden; sie repräsentieren zugleich unterschiedliche Untersuchungsbereiche in Linguistik und Semiotik.

Man kann sich nun fragen, warum nur vier Raumformen unterschieden werden und nicht fünf oder sieben? Die Antwort ergibt sich aus der dieser Differenzierung zugrundeliegenden Systematik, die nur vier Raumformen erlaubt: Die erste Unterscheidung besteht zwischen Raum als Zeichen (Bereiche 1 bis 3) und Nicht-Zeichen (Bereich 4). Innerhalb einer dreistelligen Zeichenrelation kann Raum nur die drei Positionen des Repräsentamen, des Objekts und des Interpretanten instantiieren (Bereiche 1 bis 3). Insofern sind aus semiotischer Perspektive diese vier Raumformen primär. Weitere sekundäre Raumformen können beispielsweise über die Verkettung von Peirceschen Zeichentriaden in komplexen Semioseprozessen erzeugt werden (siehe Fricke 2007: 182–205). In unserem Beispiel sieht die Analyse als Peircesche Zeichenkonfiguration folgendermaßen aus:

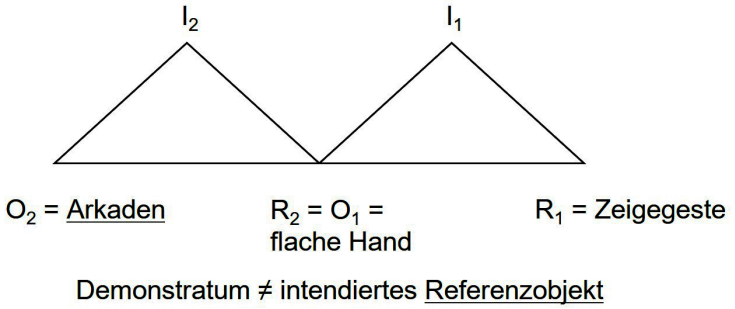


Abb. 5: Zeigen auf Zeichen in Beispiel (4) als Peircesche Zeichenkonfiguration (Fricke 2007: 205).

Das Objekt der Zeigegeste in der ersten Zeichentriade ist die flache Hand. Diese ist jedoch nicht das vom Sprecher intendierte Referenzobjekt, sondern die flache Hand fungiert als Repräsentamen in einer zweiten Zeichentriade und wird als für die Arkaden stehend interpretiert. Das vom Sprecher intendierte Referenzobjekt Arkaden und das Demonstratum der Zeigegeste fallen also auseinander. Würde der Sprecher plötzlich auf die Hand selbst Bezug nehmen, etwa mit der Äußerung in Beispiel (5), dann würde die zweite Zeichentriade aufgelöst und Demonstratum und intendiertes Referenzobjekt würden beide als Objekt der ersten Zeichentriade fungieren, deren Repräsentamen die Zeigegeste ist.

(5) *das ist die verbrannte Hand (.) nicht wahr/*

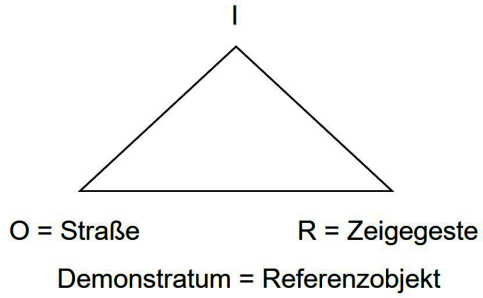


Abb. 6: Zeigen auf Nichtzeichen in Beispiel (5) als Peircesche Zeichenkonfiguration (Fricke 2007: 204).

Solche Prozesse der Referenzherstellung und -auflösung in der multimodalen Interaktion lassen sich ebenso im Rahmen der Mental Space Theory darstellen. Wählt man zeichenbasierte Mental Spaces, dann steht ein Mental Space für einen anderen Mental Space und ist mit ihm durch einen Repräsentationskonnektor verbunden. Wählt man hingegen ontologiebasierte Mental Spaces, dann würde der Fall in Beispiel (4) als virtueller oder

vorgestellter Mental Space klassifiziert, der Fall in Beispiel (5) hingegen als eine Form von „real space“. Entscheidend ist nun, dass bei einem solchen Vorgehen nicht zwischen Demonstratum und Referenzobjekt unterschieden wird. Das Demonstratum ist in beiden Fällen wahrnehmbar und nicht vorgestellt. Der Unterschied liegt im vom Sprecher intendierten Referenzobjekt: Die Arkaden am Potsdamer Platz sind Sprecher und Adressat in der Äußerungssituation perzeptiv nicht zugänglich, die verbrannte Hand als Hand hingegen ist für beide deutlich sichtbar.

In welcher Relation stehen nun perzeptive Zugänglichkeit und Fiktionalität? Von dem in der Äußerungssituation nicht wahrnehmbaren Potsdamer Platz müssen sich sowohl Sprecher als auch Adressat eine mentale Repräsentation aufbauen oder anders formuliert, sie müssen eine Vorstellung von ihm aufbauen und diese Vorstellungen in der weiteren Interaktion miteinander koordinieren. Dennoch gehen beide davon aus, dass es den Potsdamer Platz mit den Arkaden gibt und dass es sich nicht um einen fiktiven Ort in einer Fantasy-Geschichte handelt. Für das Vorhandensein einer Zeichenrelation ist es im Kontext des Peirceschen Zeichenkonzepts unerheblich, ob Zeichenträger und Objekt wahrnehmbar oder vorgestellt sind. Es ist ebenfalls unerheblich, ob die Relata fiktional sind oder nicht. Es ist einzig entscheidend, dass etwas als für etwas anderes stehend interpretiert wird, und zwar ohne jegliche ontologische Festlegung. Anders steht es bei mentalen Repräsentationen von Negationen. In zweiwertigen Logiken wird Negation als eine Operation verstanden, die Wahrheitswerte umkehrt. Wenn eine Aussage p wahr ist, dann ist ihre Negation nicht-p falsch und umkehrt (Jacobs 1991; Blühdorn 2012).[7] Psycholinguistische Untersuchungen zeigen, dass das Negierte mental mitaktiviert wird (Kaup u.a. 2006: 1043).

(6) *Die Tür war nicht offen.*
(7) *Die Tür war geschlossen.*

Beide Sätze haben dieselben Wahrheitsbedingungen, dennoch werden sie beim Textverstehen unterschiedlich verarbeitet (Kaup u.a. 2006: 1043). Bei der negierten Variante in Beispiel (6) werden sowohl die offene als auch die geschlossene Tür mental repräsentiert. Bei der zweiten Variante ohne Negationsträger in Beispiel (7) wird hingegen lediglich die geschlossene Tür beim Textverstehen repräsentiert.

> In the negative versions comprehenders represent both, the open and the closed door, whereby they first focus their attention on the open door and then focus attention on the closed door. […] In the affirmative versions comprehenders represent only the closed door (Kaup u.a. 2006: 1043).

Diese begleitende Mitaktivierung des Negierten kann natürlich auch rhetorisch und stilistisch gezielt eingesetzt und durch Mental Spaces repräsentiert werden (z.B. Sweetser 2006). Der entscheidende Punkt ist, dass

zwischen beiden Mental Spaces keine Zeichenrelation besteht. Die geschlossene Tür wird im Normalfall nicht als Zeichen für die offene Tür interpretiert. Im Bereich der Negation und der Kontrafaktizität allgemein hätten wir also einen Bereich der genuin mit ontologiebasierten Mental Spaces zu rekonstruieren wäre. Beiden Bereichen ist gemeinsam, dass wir es für den einfachen Fall jeweils mit derselben Anzahl von Mental Spaces zu tun haben. Bei den zeichenbasierten Mental Spaces werden zwei Mental Spaces durch mindestens einen Repräsentationskonnektor verbunden, bei ontologiebasierten Mental Spaces ist dies nicht der Fall. Daraus könnte man folgende Handlungsanweisungen (Default-Regeln) bezüglich der Konstruktion von Mental Spaces ableiten:

1. Wenn Mental Spaces als Zeichen rekonstruierbar sind, dann sind sie durch einen Repräsentationskonnektor zu verbinden.
2. Nur wenn die Verbindung durch einen Repräsentationskonnektor ausgeschlossen werden kann, ist die Möglichkeit einer Rekonstruktion als ontologiebasierte Mental Spaces zu prüfen.

Auf der Basis dieser Unterscheidung kann erstens das Zusammenwirken von zeichenbasierten und ontologiebasierten Mental Spaces untersucht werden, und zweitens wird durch den Primat des Zeichens herausgestellt, dass nicht Fiktionalität per se linguistisch und semiotisch relevant ist, sondern die Frage, wie wir in der Interaktion, entweder über Repräsentationskonnektoren oder über sprachliche Negationsträger als Zeichen, eine fiktionale Welt als Diskurskontext konstruieren. Ein aufschlussreiches Beispiel aus dem Bereich der Sprache-Bild-Relationen ist Magrittes Ölbild *La trahison des images*.

Abb. 7: Das Zusammenwirken von zeichenbasierten und ontologiebasierten Mental Spaces am Beispiel von Magrittes *La trahison des images*, 1929. Courtesy of Centre Pompidou, Paris.

Auf diesem Bild ist eine Pfeife abgebildet und darunter der Schriftzug *Ceci n'est pas une pipe*, auf Deutsch ‚Dies ist keine Pfeife'. Magritte soll mit dem Bild die Absicht verfolgt haben, zu demonstrieren, dass es sich bei noch so realistischen Bildern immer um Zeichen handle, die nicht mit dem abgebildeten Objekt identisch sind. Wenn wir uns Magrittes Bild von einem linguistisch-semiotischen Standpunkt nähern, dann wird dieser Effekt durch den Negationsträger *ne pas* im Schriftzug erzeugt. Beim Adressaten werden durch die Rezeption des Negationsträgers kognitiv zwei Bereiche aktiviert: erstens ein Bereich in dem die Aussage *Ceci n'est pas une pipe* wahr ist und zweitens ein Bereich, in dem diese Aussage falsch ist. Im Rahmen der Mental Space Theory würde man diesen beiden Bereichen zwei verschiedene ontologiebasierte Mentals Spaces zuweisen. Dieselben Mental Spaces stehen jedoch zugleich in einer Zeichenrelation und sind durch einen Repräsentationskonnektor verbunden: Bezogen auf die Abbildung einer Pfeife ist die Aussage *Ceci n'est pas une pipe* wahr, bezogen auf die reale Pfeife als bezeichnetes Objekt, das durch die Abbildung als Zeichen repräsentiert wird, wäre diese Aussage falsch. Ohne eine systematische Unterscheidung zwischen ontologiebasierten und zeichenbasierten Mental Spaces wäre Magrittes Bildidee als kreativer Prozess im Rahmen der MSCI nicht adäquat rekonstruierbar. Im Folgenden werden zeichenbasierte und ontologiebasierte Mental Spaces in jeweils eigenen Abschnitten problematisiert.

3. Zeichenbasierte Mental Spaces: Deixis am Zeichenraum oder Deixis am Phantasma?

Nicht nur in der Mental Space Theory, sondern auch in der linguistischen Deixistheorie gibt es ein sogenanntes „Raumproblem" (siehe Fricke 2007). Liddells Analyse in Abschnitt 1 ist auch in diesem Zusammenhang zu betrachten. Das Raumproblem im Kontext der Deixistheorie besteht – ganz analog zur Mental Space Theory – in der Frage, wie viele deiktische Verweisräume welcher Art anzunehmen sind. Entweder wird, wie etwa in der angloamerikanischen Traditionslinie, primär der Wahrnehmungsraum als deiktischer Verweisraum betrachtet (z.B. Lyons 1977 und Fillmore 1997) oder in Anlehnung an Bühler zwischen einer Deixis am Wahrnehmungsraum und einer Deixis am Vorstellungsraum unterschieden (z.B. Stukenbrock 2015). Beide Auffassungen halten weder einer begrifflich immanenten noch einer empirisch fundierten Analyse stand (vgl. Fricke 2007: 249ff.; Fricke 2014a).

Nimmt man Bühlers begriffliche Unterscheidung zwischen einer Deixis am Wahrnehmungsraum (*demonstratio ad oculos*) und einer Deixis am Vorstellungsraum (Deixis am Phantasma) zum Ausgangspunkt, dann lässt sich an dem folgenden Zitat Bühlers zeigen, warum diese Unterscheidung zu einem immanenten Widerspruch in Bühlers Konzeption führt (Fricke 2007, 2008, 2009). Bühler führt in diesem Zitat Beispiele an, die in seiner Klassifikation unter die Deixis am Phantasma fallen.

> ‚Ich hier – er dort – da ist der Bach', so beginnt der Erzähler mit hinweisenden Gebärden und die Bühne ist fertig, der präsente Raum ist zur Bühne umgestaltet. Wir Papiermenschen greifen bei solchen Gelegenheiten zum Bleistift und skizzieren die Lage mit ein paar Strichen. Ich will z.B. den Verlauf der Entscheidungsschlacht zwischen Cäsar und Pompeius, wie ihn Plutarch schildert, anschaulich und mit Zeighilfen nacherzählen und entwerfe eine Strichskizze: ‚Dies ist Cäsars Schlachtlinie – hier die zehnte Legion – hier die Reiterei – hier er selbst. Dies ist die Schlachtlinie des Pompeius usw.' Von Derartigem muß man ausgehen, um psychologisch die elementarste sprachliche Deixis am Phantasma zu studieren. *Wenn keine Zeichenfläche vorhanden ist, kann ein lebhafter Sprecher auch den eigenen Körper mit zwei ausgestreckten Armen vorübergehend zum Schema der Schlachtlinie ‚verwandeln'* [Hervorhebung von mir, E.F.] (Bühler 1934/1982: 139).

In der kursivierten Textpassage wird beschrieben, wie der Sprecher mit seinem eigenen Körper ein Demonstratum erzeugt: Er verwandelt seinen Körper mit zwei ausgestreckten Armen vorübergehend in das Schema einer Schlachtlinie. Dieses Demonstratum ist jedoch wahrnehmbar und nicht vorgestellt. Damit widerspricht es den von Bühler angesetzten Kriterien für eine Deixis am Vorstellungsraum.

Warum hat Bühler dieses Beispiel trotzdem unter die Deixis am Phantasma eingeordnet? Betrachten wir die Alternative: Klassifiziert man das Zeigen auf eine derartig dargestellte Schlachtlinie als Deixis am Wahrnehmungsraum, dann wird die Unterscheidung zwischen einem Zeigen auf eine faktisch in der Äußerungssituation vorhandene Schlachtlinie und eine durch den Körper lediglich dargestellte Schlachtlinie eingeebnet. Wir befinden uns also in einem Dilemma. In Fricke (2007: 251) wurde folgende Lösung vorgeschlagen: Die Unterscheidung zwischen einer Deixis am Wahrnehmungsraum und einer Deixis am Vorstellungsraum ist durch die Unterscheidung zwischen einer Deixis am Nichtzeichenraum und einer Deixis am Zeichenraum zu ersetzen. Wenn wir das Zitat Bühlers betrachten, dann ist allen von ihm angeführten Beispielen gemeinsam, dass das Demonstratum, sei es nun in der Wahrnehmung gegeben oder nicht, als Zeichen für das abwesende, eigentlich intendierte Referenzobjekt interpretiert wird. Klassifiziert man hingegen nur danach, ob das vom Sprecher intendierte Referenzobjekt wahrnehmbar oder vorgestellt ist, dann werden die komplexen Semiosen, die zwischen Repräsentamen und intendiertem Referenzobjekt liegen können, ausgeschlossen. Wenn wir uns nochmals den Beginn der Mental Space Theory vergegenwärtigen, dann ging es ja genau um den Punkt, dass Zeichenrelationen wie z.B. Metonymien für eine angemessene Beschreibung der Referenzherstellung zu berücksichtigen sind. Überdies steht die Frage, ob und wie eine Entität ein Zeichen ist oder nicht, viel stärker im Zentrum der Linguistik als Disziplin als die eher periphere Frage nach deren ontologischem Status.

Beispiel (8) verdeutlicht noch einmal das Prinzip des Zeigens auf Zeichen (Fricke 2007: 128f.). Durch die rechte Hand der Sprecherin wird eine Straße am Potsdamer Platz repräsentiert, die als Demonstratum der Zeigegeste fungiert. Das Demonstratum ist nicht mit dem von der Sprecherin intendierten Referenzobjekt identisch, sondern bildet das Referenzobjekt ikonisch ab. Zusätzlich wird auf wahrnehmbare Raumpunkte gezeigt, die als Zeichen für Raumpunkte am Potsdamer Platz stehen.

(8) A: Rechte Hand: [1][{ja} also wenn **hier** so die Straße iss (.) von da Fußgängerweg und von da auch Fußgängerweg (.) und da iss McDonalds/ (xxx)]$_1$
Linke Hand: {ja} also wenn hier so die [2][Straße iss (.) von **da** Fußgängerweg]$_2$ [3][und von **da** auch Fußgängerweg (.)]$_3$ [4][und **da** iss McDonalds/]$_4$

Abb. 8: Die Ausführung der Geste 1 in Beispiel (8) (Fricke 2007: 128).

Abb. 9: Die Ausführung der Geste 2 in Beispiel (8) (Fricke 2007: 128).

Abb. 10: Die Ausführung der Geste 3 in Beispiel (8) (Fricke 2007: 129).

Abb. 11: Die Ausführung der Geste 4 in Beispiel (8) (Fricke 2007: 128).

Um die Unterscheidung zwischen einem Zeichenraum und Nichtzeichenraum in Relation zu Liddells Konzeption klar herauszuarbeiten, wird in Fricke (2007: 132) für die Analyse von Beispiel (8) Liddells Mental-Spaces-Konfiguration zum Ausgangspunkt genommen und im Weiteren modifiziert

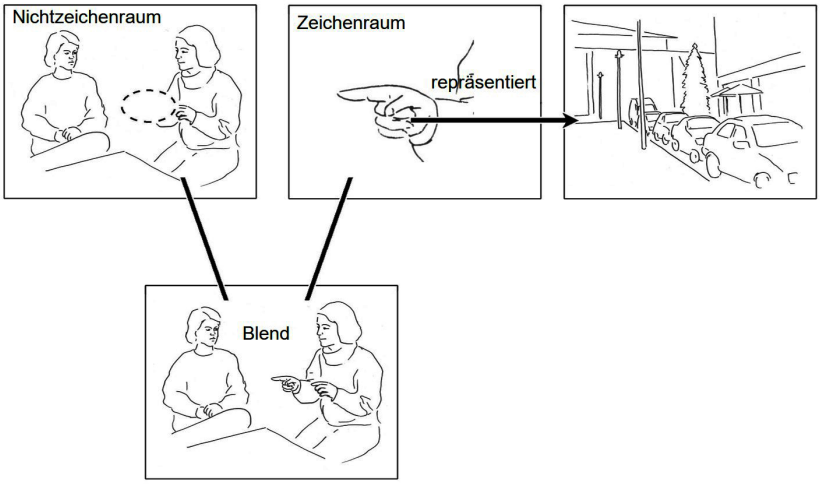


Abb. 12: Der deiktische Verweisraum als Blend aus Zeichen- und Nichtzeichenraum (Fricke 2007: 132).

An diesem Beispiel wird deutlich, dass der deiktische Verweisraum sich nicht notwendig aus einer einfachen Fusionierung von Vorstellungsraum und Wahrnehmungsraum wie bei Liddell konstituieren muss. In Abbildung (12) entspricht der Blend dem deiktischen Verweisraum, so wie er sich für Sprecher und Adressat zu einem bestimmten Kommunikationszeitpunkt darstellt. Es gibt zwei verschiedene Input Spaces: Den Input des Nichtzeichenraums bilden diejenigen Entitäten, die zum Kommunikationszeitpunkt nicht als Zeichen interpretiert werden, den Input des Zeichenraums diejenigen Entitäten, die als Zeichen interpretiert werden, wie in unserem Beispiel die Hand der Sprecherin. Beim ersten Input (Abbildung links mit ausgestanzter Hand) sind Demonstratum und intendiertes Referenzobjekt identisch, beim zweiten hingegen nicht. Der entscheidende Punkt bei dieser Darstellung ist, dass die Zeichenrelation erst durch einen Repräsentationskonnektor zu einem weiteren Mental Space hergestellt werden muss, der das vom Sprecher intendierte Referenzobjekt enthält. Damit wird dem grundlegend funktionalen Aspekt der Peirceschen Zeichenrelation entsprochen. Repräsentationskonnektoren können inkrementell zu bestimmten Kommunikationszeitpunkten eingeführt, aber auch wieder aufgehoben werden. Damit wird nicht nur ein Wechsel zu Äußerungen wie *hier an diesem Finger habe ich mich übrigens letztens geschnitten* im Beschreibungsformat der Mental Space Theory problemlos darstellbar[8], sondern Prozesse einer gemeinsamen Referenzherstellung und -auflösung durch die Kommunikationspartner lassen sich über entsprechende Spaces und Konnektoren ebenfalls einfach beschreiben.

In Beispiel (9) erzeugen Sprecher und Adressat simultan einen gemeinsamen deiktischen Verweisraum. Die Hände von B repräsentieren vor dem Sprecherwechsel eine Kreuzung am Potsdamer Platz. Diese T-förmige

Handkonfiguration wird von A in ihr eigenes gestisch und verbal erzeugtes Modell des Potsdamer Platzes integriert (für eine detaillierte Analyse siehe Fricke 2007: 272f.).

(9) A: [1][nein du bist jetzt eigentlich= (.) **du gehst hier die Straße entlang** (.) dann bist du hier/ (..)] und (.) äh (.)]$_1$[2][überquerst **hier**/ (.) die Straße/ (.) die Ampel (.) bist auf der andern Seite (..)]$_2$ [3][und **hier** überquerst du dann wieder\]$_3$

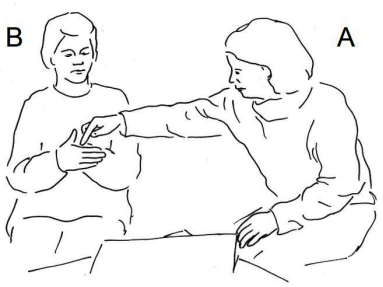


Abb. 13: Gemeinsames und simultanes Modell des Potsdamer Platzes in Beispiel (9) (Geste 1) (Fricke 2007: 272).

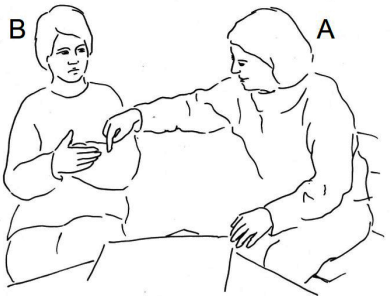


Abb. 14: Gemeinsames und simultanes Modell des Potsdamer Platzes in Beispiel (9) (Geste 3) (Fricke 2007: 272).

Wie würde eine inkrementelle Analyse mithilfe der Mental Space Theory aussehen? Wir konzentrieren uns im Folgenden primär auf die gestischen Bestandteile der multimodalen Gesamtäußerungen. In Abbildung 15 repräsentiert die Horizontale den zeitlichen Verlauf der Äußerungssituation von links nach rechts mit den Zeitpunkten t_1 und t_2. Die Äußerung von B zum Zeitpunkt t_1 mit der T-Geste wird durch den hellgrau unterlegten Blend (t_1) repräsentiert. Zugleich geht dieser Blend zum späteren Zeitpunkt t_2 wiederum partiell als Input in den Blend (t_2) der Äußerungssituation mit A als Sprecherin ein (dunkelgrau unterlegt). In diesem neuen Blend (t_2) bleibt zwar jeweils die Identität von A und B als Personen erhalten, jedoch wechseln sie ihre kommunikativen Rollen als Sprecher und Adressat. Die entsprechenden Identitätskonnektoren sind in diesem Schema aus Gründen der Übersichtlichkeit nicht abgebildet. Die T-Geste wechselt ebenfalls ihre „Rolle“: Ist sie im Blend (t_1) noch Bestandteil der Äußerung von B, wird sie im Blend (t_2) Bestandteil des Kontexts, auf den Sprecherin A mit ihrer Äußerung Bezug nimmt. Der bereits bestehende Repräsentationskonnektor (Input 2 (t_1)) zur Kreuzung am Potsdamer Platz (Reference Space) wird in die neuen Blends (t_1) und (t_2) transferiert bzw. beibehalten. In der Äußerung von A (Blend (t_2)) ist die T-Geste von B als Kontextelement über einen blendinternen Repräsentationskonnektor mit der Zeigegeste von A verbunden.

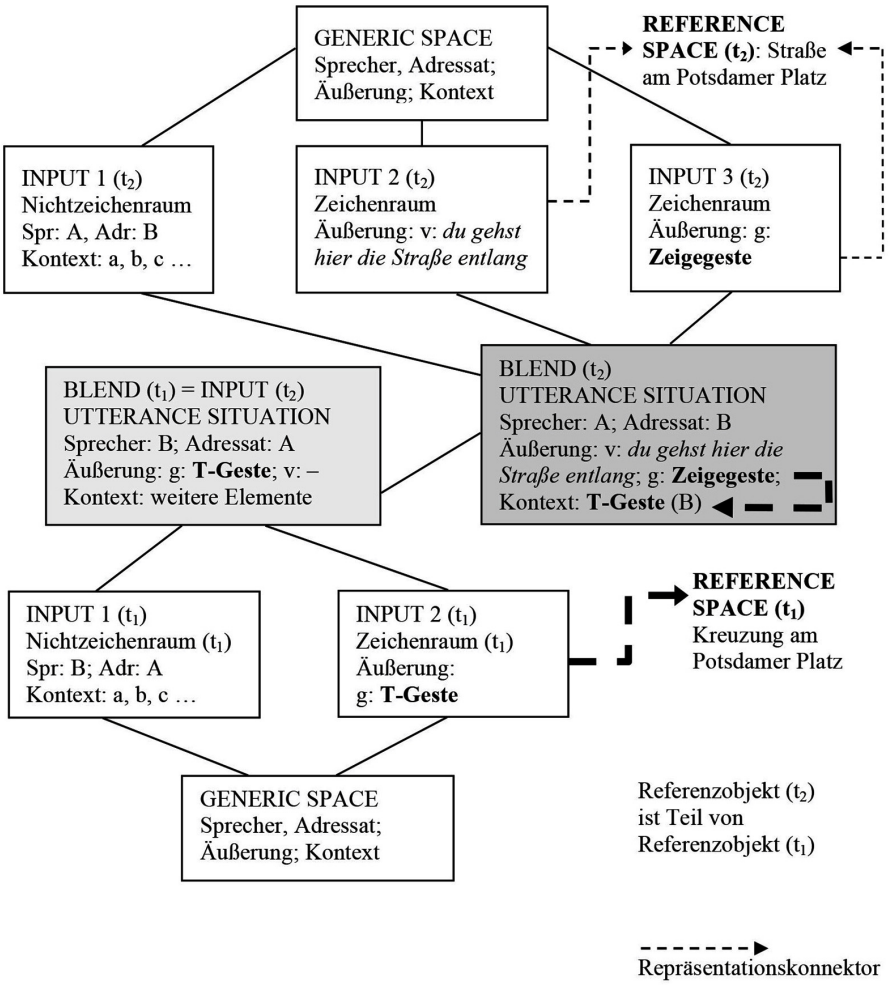


Abb. 15: Inkrementelle Mental-Space-Konfiguration für die interaktive Raumerzeugung in Beispiel (9).

Es ist nun interessant, sich noch einmal den Pfad zu vergegenwärtigen, den man über die jeweiligen Input Spaces zurückverfolgen kann: Über den Blend (t_1), der als Input Space für Blend (t_2) fungiert (inkrementelle Komponente), wird deutlich, dass es sich bei der T-Geste um eine gestische Äußerung von B handelt. Über den Input 2 (t_1) und den Repräsentationskonnektor (gestrichelter Pfeil), der die T-Geste mit der Kreuzung am Potsdamer Platz verbindet, kann erschlossen werden, dass es sich bei der Kreuzung bzw. dem Kreuzungsteil am Potsdamer Platz auch um das von Sprecherin A intendierte Referenzobjekt handelt. Die durch B erfolgte temporäre Semantisierung der redebegleitenden T-Geste wird über den Sprecherwechsel hinweg aufrechterhalten. Die Äußerung von A in Blend (t_2) fällt daher unter die Deixis am Zeichenraum (Fricke 2007).

Wenn wir uns den drei anderen Input Spaces von Blend (t_2) zuwenden, dann enthält Input 1 (t_2) alle an der Äußerungssituation beteiligten Entitäten, sofern sie nicht als Zeichen interpretiert werden und sie nicht durch Repräsentationskonnektoren mit anderen Spaces mittelbar oder unmittelbar verbunden sind. Input 2 (t_2) und Input 3 (t_2) hingegen enthalten nur solche Entitäten, die mindestens einen mittelbaren oder unmittelbaren Repräsentationskonnektor aufweisen. Dem verbalen und gestischen Äußerungsbestandteil ist als unterschiedlichen semiotischen Ressourcen jeweils ein separater Mental Space zugewiesen, die in unserem Beispiel jedoch auf dasselbe von Sprecherin A intendierte Referenzobjekt verweisen (Reference Space (t_2)).[9] Der Generic Space der Äußerungssituation ist für beide Kommunikationspartner jeweils derselbe und enthält die wesentlichen Bestandteile, die sich auch im Bühlerschen Organonmodell wiederfinden (Bühler 1934): Ein Sprecher, der zu einem Adressaten mittels einer Äußerung über die Dinge und Sachverhalte der Welt spricht oder wie Bühler es ausdrückt „einer – dem andern – über die Dinge" (Bühler 1982: 24).

Die Lokalisation der von den Kommunikationspartnern intendierten Referenzobjekte ist in Beispiel (9) unstrittig. Beide Kommunikationspartner A und B erzeugen mit verbalen und gestischen Mitteln ein gemeinsames multimodales Modell des Potsdamer Platzes in Berlin, bei dem die Mental Spaces im Wesentlichen durch Repräsentationskonnektoren verbunden sind. Dies verhält sich in dem folgenden Beispiel (10) in Abschnitt 4 anders. Die Aussage des Sprechers über die Lokalisation von Objekten am Potsdamer Platz wird nach dem Sprecherwechsel vom Adressaten bestritten. Ohne die zusätzliche Annahme von ontologiebasierten Mental Spaces lässt sich dieses Beispiel nicht im Rahmen der MSCI rekonstruieren. Allerdings wäre eine ausschließlich ontologiebasierte Rekonstruktion ebenfalls nicht möglich, da auch in Beispiel (10) die Hände der jeweiligen Sprecherin Objekte am Potsdamer Platz repräsentieren. Die Hände als Zeichenträger sind jedoch ebenfalls wahrnehmbar und eben gerade nicht fiktiv.

4. Ontologiebasierte Mental Spaces: Multimodale Negation

Negation und Kontrafaktizität sind, wie oben schon erwähnt, diejenigen Bereiche, die mit ontologiebasierten Mental Spaces zu rekonstruieren wären (z.B. Sweetser 2006; zu Gesten und Negation allgemein siehe Bressem und Müller 2014; Fricke, Bressem und Müller 2014; Harrison 2009, 2010, 2018; Jakobson 1972; Kendon 2002). Interessant ist an dem folgenden Beispiel die Verschränkung von Deixis und Negation und damit zugleich von zeichenbasierten und ontologiebasierten Mental Spaces. Auch in dem folgenden Beispiel (10) gibt es eine zeitliche Überlappung der Gesten von A und B, allerdings erzeugen A und B anders als im vorangegangenen Beispiel kein gemeinsames, sondern ihr je eigenes Modell des Potsdamer Platzes.

(10) B: [1][wenn **HIER** das Gewässer iss\ (.) {(.)}
A: {hm} (.)
B: [2][und **DA** das Haus\ (.)
A: nein [3][nein **HIER** iss das Gewässer [4][und **DA** iss das Haus\ (..)
B: das verSTEH ich nich\ ]$_4$]$_3$ (..)]$_2$]$_1$

Abb. 16: Simultanes und separiertes Modell des Potsdamer Platzes (Gesten 1 (rh) und 2 (lh)) (Fricke 2007: 270).

Abb. 17: Simultanes und separiertes Modell des Potsdamer Platzes (zusätzlich Geste 3 (lh)) (Fricke 2007: 270).

Was können wir in Bezug auf die Negationsvorkommnisse in diesem Beispiel beobachten? Zunächst lokalisiert B (rechts) mit ihren Handflächen und den Verbaldeiktika *hier* und *da* ein Gewässer und ein Haus in einem kartenähnlichen Modell des Potsdamer Platzes in Berlin. Dieser so dargestellte Sachverhalt wird von A (links) bestritten, und zwar durch die zweimalige Äußerung des expliziten Negationsträgers *nein* und die Behauptung *hier ist das Gewässer und da das Haus*. Eine Voraussetzung dafür, dass der durch B dargestellte Sachverhalt von A bestritten werden kann, ist, dass beide wissen, wo innerhalb des Potsdamer-Platz-Modells *hier* und *da* ist. Der vollständige Bezug wird erst durch die jeweiligen redebegleitenden Gesten hergestellt, die in den Standbildern von Abb. 16 und 17 zu sehen sind. Das Vorliegen einer deiktischen Komponente bei redebegleitenden Gesten ist also nicht nur eine Bedingung dafür, sogenannte Zeigwörter oder Deiktika angemessen gebrauchen zu können, sondern ist in bestimmten Kontexten der gesprochenen Sprache überdies auch eine notwendige Bedingung für den angemessenen Gebrauch von verbalen Negationsträgern.

Entscheidend ist, dass A und B mit *hier* und *da* in der Äußerungssituation mit ihren multimodalen Äußerungen auf jeweils unterschiedliche Orte referieren. Zugleich werden gestisch zwei verschiedene Räume als Modelle des Potsdamer Platzes erzeugt. Jede Sprecherin lokalisiert die Orte zeitlich parallel in ihrem je eigenen Raum. In dem einen Raum repräsentiert die rechte Hand von B das Hier des Gewässers, in dem anderen Raum die linke Hand von A. Beide Varianten schließen einander aus. Für die Negation ist nun das Vorliegen zweier unterschiedlicher Mental Spaces charakteristisch (Counterfactual Mental Spaces): Es gibt einen Raum, wo etwas der Fall ist, und einen anderen Raum, wo etwas nicht der Fall ist. Diese

während des Sprechens aufgebauten mentalen Repräsentationen werden in unserem Beispiel gestisch verkörpert und visualisiert und dadurch intersubjektiv verfügbar gemacht. Die folgende Abbildung rekonstruiert diese Negationsverkörperung als Konfiguration von Mental Spaces, bei denen die Arbeitsteilung zwischen ontologiebasierten und zeichenbasierten Mental Spaces deutlich wird.

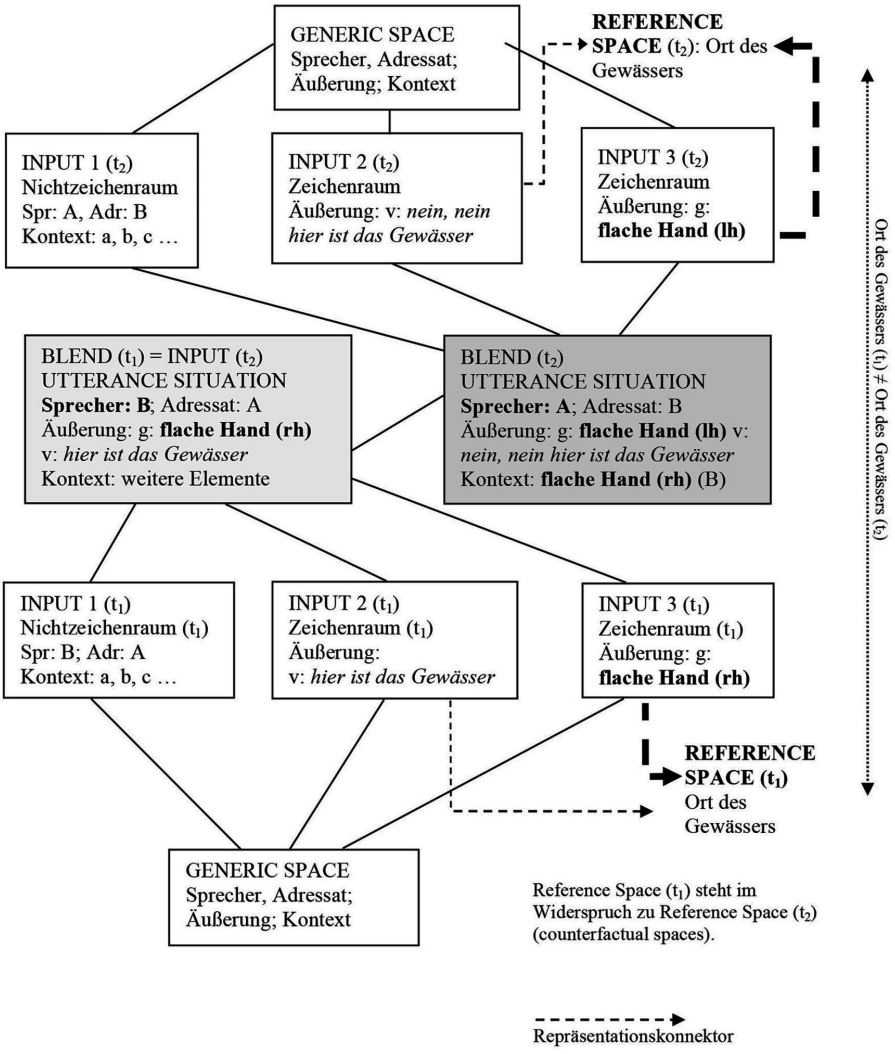


Abb. 18: Mental-Space-Konfiguration für die interaktive Raumerzeugung begleitend zu verbaler Negation in Beispiel (10).

Wenn wir die Mental-Space-Konfiguration von Beispiel (10) im Vergleich zu Beispiel (9) betrachten, dann gibt es keinen großen Unterschied bis ein-

schließlich zur Konstruktion von Blend (t_1): In beiden Teilkonfigurationen erzeugt Sprecherin B eine Geste als Bestandteil ihrer multimodalen Gesamtäußerung, die wiederum als Input für den Blend (t_2) von Sprecherin A fungiert. Wir beschränken uns aus Gründen der Übersichtlichkeit nur auf die Hände als Zeichen für Gewässer, begleitend zum Lokaldeiktikon *hier*.[10] Die rechte flache Hand als Zeichen repräsentiert für B den Ort des Gewässers im Reference Space. Diese Zeichenrelation wird in unserem Schema durch den Repräsentationskonnektor als fetter gestrichelter Pfeil wiedergegeben. Die rechte flache Hand von B geht genau wie in Beispiel (9) in den Äußerungskontext von A ein. Der entscheidende Unterschied besteht für die gestische Ebene darin, dass kein Repräsentationskonnektor von A's linker flacher Hand auf B's rechte flache Hand verweist. Man könnte nun meinen, der Repräsentationskonnektor von B's rechter flacher Hand auf das Hier des Gewässers würde durch A aufgelöst. Das wäre eine Möglichkeit analog zu den Beispielen (4) *das iss die Arkaden* und (5) *das ist die verbrannte Hand*, bei denen vom Zeigen auf Zeichen zum Zeigen auf Nichtzeichen gewechselt wird und damit eine bestehende Zeichenrelation durch den Sprecher aufgehoben wird. Eine Aufhebung des durch B eingeführten Repräsentationskonnektors ist aber gerade bei der Verneinung durch A nicht gegeben, sondern die Beibehaltung von B's Repräsentationskonnektor ist die Voraussetzung dafür, dass B's Aussage über die Lage des Gewässers durch A überhaupt bestritten werden kann. Blend (t_2) enthält A's verbale und gestische Verneinung von B's multimodaler Äußerung und importiert darüber hinaus aus Blend (t_1) B's flache rechte Hand und das von B insgesamt erzeugte separierte Modell des Potsdamer Platzes. Der entscheidende Punkt ist nun, dass A's und B's flache Hände durch ihre Repräsentationskonnektoren mit jeweils unterschiedlichen Orten am Potsdamer Platz verbunden sind, die einander widersprechen. A lokalisiert das Gewässer dort, wo B das Haus lokalisiert, und umgekehrt. Dies wird auch durch die unterschiedliche Verteilung der zu lokalisierenden Entitäten auf die jeweils rechte und linke Hand der Kommunikationspartner unterstrichen. Beide Aussagen können nicht zugleich wahr sein. Durch das Bestreiten der einen Aussage wird ein kontrafaktischer (*counterfactual*) Mental Space kreiert. In der partialen Mental-Space-Konfiguration von Sprecherin A, wird dieser der Äußerung von B zugewiesen. Entscheidend ist, dass bei A die Repräsentationskonnektoren für beide Hände zur Erzeugung der kontrafaktischen Mental Spaces aktiviert werden müssen. Mit anderen Worten: Die Erzeugung ontologiebasierter Mental Spaces basiert in unserem Beispiel auf der vorgängigen Erzeugung von zeichenbasierten Mental Spaces. Damit wird zumindest durch das vorliegende Beispiel unsere These vom Primat der zeichenbasierten Mental Spaces gegenüber den ontologiebasierten Mental Spaces unterstützt.

5. Perspektiven: Multimodalität, Mental Spaces und Interaktionale Semantik

Wenn wir uns zum Abschluss noch einmal auf die Eingangsfragen im ersten Abschnitt zurückbesinnen, dann ergeben sich aus den bisherigen Ausführungen für eine Interaktionale Semantik die folgenden Perspektiven: Für die Frage, wie Sprecher und Adressat ihre mentalen Repräsentationen koordinieren, um die vom jeweiligen Sprecher intendierten Referenzobjekte zu identifizieren, ist sowohl der Ansatz einer sprachwissenschaftlichen Multimodalitätsforschung als auch der Versuch einer Rekonstruktion mit Hilfe der Mental Space Theory ein Gewinn.

Da redebegleitende Gesten einen direkt beobachtbaren Zugang zu unseren räumlich-analogen Vorstellungen in Echtzeit erlauben und Aspekte von Mental Spaces sowie von mit Wortformen verbundenen prototypischen Konzepten (Fricke 2014b) für Sprecher und Adressat (und den externen Beobachter) in der multimodalen Interaktion intersubjektiv verkörpern können, ergibt sich die Möglichkeit, Mental-Space-Konfigurationen als Rekonstruktionen eines externen wissenschaftlichen Beobachters auch empirisch zu überprüfen. Ergebnisse von computergestützten, qualitativen und quantitativen Videoanalysen aus linguistisch-semiotischer Perspektive und Reiz-Reaktionszeit-Analysen der experimentellen Psycholinguistik könnten sich hier wechselseitig ergänzen (siehe die psycholinguistischen Arbeiten zur Negation beim Textverstehen von Kaup u.a. 2006 und die qualitative Analyse unseres Beispiels (10) zur multimodalen Negation als möglichem Ausgangspunkt). Gerade für Phänomene der Ad-hoc-Semantisierung und lokaler semantischer Elaborierungen in der Interaktion (Fricke 2014b, 2021) bieten multimodale Äußerungen ein reichhaltiges und anschauliches Untersuchungsmaterial, das sich noch längst nicht erschöpft hat.

Das Problem, dass kognitive Rekonstruktionen im Rahmen der MSCI in vielen Veröffentlichungen mitunter willkürlich anmuten, liegt auch an der Unentschiedenheit, ob die MSCI primär als Beschreibungswerkzeug oder als eigene Theorie verstanden wird. In jedem Fall ist nach der empirischen Adäquatheit und der logischen Adäquatheit des Beschreibungsapparats zu fragen, wie wir sie in Abschnitt 1.2 dargelegt haben. Unsere systematische Unterscheidung zwischen zeichenbasierten und ontologiebasierten Mental Spaces und unsere Begründung des Primats der Zeichenbasiertheit versteht sich als Beitrag zum weiteren Ausbau der MSCI als Beschreibungswerkzeug für multimodale Äußerungen in der Interaktion. Ein großer Vorteil der MSCI ist ihre formale Flexibilität, die es erlaubt, inkrementelle semantische Anreicherungen von Äußerungen in der Interaktion über eine variable Inputgestaltung auf einer Zeitachse abzubilden. Prinzipiell wären auch eine gleichzeitige Produzenten- und Rezipientenperspektive darstellbar, die etwa semantische Mismatches – z.B. ausgelöst durch fehlende oder zusätzlich erzeugte Repräsentationskonnektoren – rekonstruierbar machen könnten. Die MSCI als Beschreibungsformat ist also nicht beschränkt auf die Rekonstruktion der Kognition eines einzelnen Menschen, der mit der Welt allein ist und spricht.

Als Beschreibungsapparat kann die MSCI jedoch nur das leisten, was man auch in sie hineinsteckt. Gerade die frühen Schriften Fauconniers sind dafür aufschlussreich. Mit Bezug auf die Problematik der Repräsentation und des Zeichens stellen Semiotiker wie Peirce eine Ausgangsbasis dar, um das Konzept des Repräsentationskonnektors zu präzisieren und die grundlegende Unterscheidung zwischen zeichenbasierten und ontologiebasierten Mental Spaces zu fundieren. Umgekehrt ist der Beschreibungsapparat der MSCI in der Lage, komplexe Semioseprozesse in der multimodalen Interaktion in einem variableren Format zu explizieren und darstellbar zu machen. Gerade dieses Potential ist durch Linguisten und Semiotiker bei weitem noch nicht ausgelotet.

Anmerkungen

* Gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) – Project ID 416228727 – SFB 1410.

1 Lyons betont „it is the speaker who refers (by using some appropriate expression): he invests the expression with reference by the act of referring“ (Lyons 1977: 177).

2 Zu Fragen der Bedeutungskonstitution in der verbalen Interaktion siehe den instruktiven Überblicksartikel von Deppermann (2002), der gesprächsanalytische und kognitionswissenschaftliche Perspektiven in einen systematischen Zusammenhang bringt. Siehe außerdem Ehmer (2011) zur „Herstellung mentaler Räume durch animierte Rede“.

3 Zu Bühler als Vorläufer einer sprachwissenschaftlichen Multimodalitätsforschung siehe Fricke (2012: 65–69).

4 „If two objects (in the most general sense), *a* and *b*, are linked by a pragmatic function F ($b = F(a)$), a description of *a*, d_a, may be used to identify its counterpart *b*.“ (Fauconnier 1995: 3).

5 Fauconniers Beispiel lautet: „Max believes that in Len's picture, the flowers are yellow“ (Fauconnier 1985: 17).

6 Koestlers Mönchsrätsel wird durch das Vorstellungskonstrukt eines sich selbst begegnenden Mönchs gelöst (Blending oder konzeptuelle Integration). Nach dieser Vorstellung muss es einen Ort geben, den der Mönch auf zwei ursprünglich getrennten Reisen, dem Auf- und Abstieg eines Berges, an zwei verschiedenen Tagen zur selben Stunde des Tages einnimmt. Diese konzeptuelle Integration beruht insofern auf schematischem Langzeitwissen, als das Szenario, dass zwei beliebige Personen einander beim Abstieg oder Aufstieg auf einen Berg begegnen, nicht nur möglich, sondern im allgemeinen Wissen verankert ist (Fauconnier und Turner 2002: 40).

7 Für einen umfassenden Überblick zur Negation im Deutschen siehe Blühdorn (2012).

8 An diesem Beispiel wird zugleich der Unterschied zwischen Identitätskonnektor (Fauconnier und Turner 2002: 95f.) und Repräsentationskonnektor deutlich: Dieselbe Hand in zwei unterschiedlichen Mental Spaces (z.B. der Mental Space des Sprechers und der Mental Space des Adressaten) kann durch einen Identitätskonnektor verbunden sein. Ob nun eine Interpretation der Hand als Zeichen vorliegt, die einen Repräsentationskonnektor zu einem anderen Mental Space erfor-

dern würde, oder nicht, ist völlig unabhängig von der Annahme eines Identitätskonnektors.

9 Um das Schema übersichtlich zu halten, sind nur die allgemeinen Verbindungen zwischen Generic Space, Input Spaces und Blend sowie die verbalen und gestischen (fett markiert) Repräsentationskonnektoren eingetragen. Ebenso sind die Mental Spaces nicht ellipsenförmig, sondern rechteckig dargestellt. Damit wird in dem vorliegenden Schema nicht auf Frames Bezug genommen, sondern die Wahl der Kästchenform ist lediglich der Einfachheit und Übersichtlichkeit der Darstellung geschuldet.

10 Für die redebegleitenden Gesten zu *da* wäre in diesem Beispiel ganz analog zu verfahren.

In den angeführten Beispielen verwendete Notationskonventionen (vgl. McNeill 1992; Fricke 2007, 2012)

1. Lautsprachliche Ebene:
   Pausen unterschiedlicher Länge: (.), (..), (3sec)
   Intonation: ansteigend /, fallend \, schwebend –
   Großbuchstaben kennzeichnen auffällige Betonungen: [nein HIER …]

2. Gestische Ebene:
   Eckige Klammern kennzeichnen Anfangs- und Endpunkt einer Gesteneinheit (*gesture unit*). Sie werden in Relation zur lautsprachlichen Äußerung eingefügt. Treten in einer Beispielsequenz mehrere Gesten auf, können diese durch Indizes voneinander unterschieden werden: [links]$_1$ [und rechts]$_2$ [riesen Hochhäuser]$_3$

   Bei gestischen Überlappungen der Kommunikationspartner werden die Anfangspunkte der jeweiligen Gesteneinheiten durch hochgestellte, die Endpunkte durch tiefgestellte Indizes markiert: $^1[\ldots{}^2[\ldots]_1\ldots]_2$
   Gestische Einbettung: $^1[\ldots{}^2[\ldots]_2\ldots]_1$

   Fettdruck markiert den Höhepunkt einer Geste (*gestural stroke*):
   [**links**]$_1$ [und **rechts**]$_2$ [**riesen** Hochhäuser]$_3$
   Unterstreichungen zeigen eine Haltephase nach dem Stroke (*post-stroke hold*) oder vor dem Stroke (*pre-stroke hold*) an:
   [**links**]$_1$ [und **rechts**]$_2$ [**riesen** <u>Hochhäuser</u>]$_3$

Literatur

Blühdorn, Hardarik (2012). *Negation im Deutschen. Syntax, Informationsstruktur, Semantik*. Tübingen: Narr.

Brandt, Line (2008). A semiotic approach to fictive interaction as a representational strategy in communicative meaning construction. In: Todd Oakley und Anders Hougaard (eds.). *Mental Spaces in Discourse and Interaction*. Amsterdam und Philadelphia: John Benjamins, 109–148.

Bressem, Jana und Cornelia Müller (2014). The family of AWAY gestures: Negation, Refusal, and negative assessment. In: Cornelia Müller, Alan Cienki, Ellen Fricke, Silva H. Ladewig, David McNeill und Jana Bressem (eds.). *Body – Language – Communication. An International Handbook on Multimodality in Human Interaction* (HSK 38.2). Berlin und Boston: de Gruyter Mouton, 1592–1604.

Bühler, Karl (1982 [= 1934]). *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Stuttgart: Fischer.

Cienki, Alan (2008a). Why study metaphor and gesture? In: Alan Cienki und Cornelia Müller (eds.). *Metaphor and Gesture*. Amsterdam: John Benjamins, 5–25.

Cienki, Alan (2008b). Looking at analyses of mental spaces and blending. Looking at and experiencing discourse in interaction. In: Todd Oakley und Anders Hougaard (eds.). *Mental Spaces in Discourse and Interaction*. Amsterdam und Philadelphia: John Benjamins, 235–246.

Cienki, Alan (2013). Cognitive Linguistics. Spoken language and gesture as expressions of conceptualization. In: Cornelia Müller, Alan Cienki, Ellen Fricke, Silva H. Ladewig, David McNeill und Sedinha Teßendorf (eds.). *Body – Language – Communication. An International Handbook on Multimodality in Human Interaction*. (HSK 38.1). Berlin und Boston: de Gruyter Mouton, 182–202.

Cienki, Alan und Cornelia Müller (eds.) (2008). *Metaphor and Gesture*. Amsterdam: John Benjamins.

Deppermann, Arnulf (2002). Von der Kognition zur verbalen Interaktion: Bedeutungskonstitution im Kontext aus Sicht der Kognitionswissenschaften und der Gesprächsforschung. In: Arnulf Deppermann, Thomas Spranz-Fogasy (eds.). *be-deuten. Wie Bedeutung im Gespräch entsteht*. Tübingen: Stauffenburg, 11–33.

Deppermann, Arnulf und Thomas Spranz-Fogasy (eds.) (2002). *be-deuten. Wie Bedeutung im Gespräch entsteht*. Tübingen: Stauffenburg.

Ehmer, Oliver Steven (2011). *Imagination und Animation: Die Herstellung mentaler Räume durch animierte Rede*. Berlin und New York: de Gruyter.

Fauconnier, Gilles (1985). *Mental Spaces: Aspect of Meaning Construction in Natural Language*. Cambridge und London: Bradford.

Fauconnier, Gilles (1997). *Mappings in Thought and Language*. Cambridge: Cambridge University Press.

Fauconnier, Gilles und Mark Turner (2002). *The Way We Think: Conceptual Blending and the Mind's hidden Complexities*. New York: Perseus.

Fillmore, Charles (1985). Frames and the Semantics of Understanding. *Quaderni di semantica* 6, 2, 222–254.

Fillmore, Charles (1997). *Lectures on Deixis*. Stanford: CSLI Publications.

Fillmore, Charles (2006). Frame Semantics. In: Dirk Geeraerts (ed.). *Cognitive Linguistics: Basic Readings*. Berlin: de Gruyter Mouton, 373–401.

Fricke, Ellen (2006). Intermedialität, Stil und Mental Spaces. Das Visuelle als Dimension musikalischen Komponierens in Georg Nussbaumers Installationsoper „orpheusarchipel". *Kodikas/Code* 29, 1–3, 135–154.

Fricke, Ellen (2007). *Origo, Geste und Raum. Lokaldeixis im Deutschen*. Berlin und New York: de Gruyter.

Fricke, Ellen (2008). PowerPoint und Overhead: Mediale und kontextuelle Bedingungen des mündlichen Vortrags aus deixistheoretischer Perspektive. *Zeitschrift für Semiotik* 30, 1–2, 151–174.

Fricke, Ellen (2009). Deixis, Geste und Raum: Das Bühlersche Zeigfeld als Bühne. In: Mareike Buss, Sabine Jautz, Stefan Habscheid, Frank Liedtke und Jan Schneider (eds.). *Theatralität sprachlichen Handelns. Eine Metaphorik zwischen Linguistik und Kulturwissenschaften*. München: Fink, 165–186.

Fricke, Ellen (2012). *Grammatik multimodal. Wie Wörter und Gesten zusammenwirken*. Berlin und Boston: de Gruyter.

Fricke, Ellen (2014a). Deixis, gesture, and embodiment from a linguistic point of view. In: Cornelia Müller, Alan Cienki, Ellen Fricke, Silva H. Ladewig, David McNeill und Jana Bressem (eds.). *Body – Language – Communication. An International Handbook on Multimodality in Human Interaction.* (HSK 38.2). Berlin und Boston: de Gruyter Mouton, 1802–1823.

Fricke, Ellen (2014b). Between reference and meaning: Object-related and interpretant-related gestures in face-to-face interaction. In: Cornelia Müller, Alan Cienki, Ellen Fricke, Silva H. Ladewig, David McNeill und Jana Bressem (eds.). *Body – Language – Communication. An International Handbook on Multimodality in Human Interaction.* (HSK 38.2). Berlin und Boston: de Gruyter Mouton, 1788–1802.

Fricke, Ellen (2021). Multimodality and semiotic complexity from a linguistic point of view: Processes of code integration and code manifestation. *OBST 99* (*Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 99, special issue Linguistik und Multimodalität/ Linguistics and Multimodality*), 57–86.

Fricke, Ellen (im Druck a). Indexicality, deixis, and space in gesture. In: Alan Cienki (ed.). *The Cambridge Handbook of Gesture Studies*. Cambridge: Cambridge University Press.

Fricke, Ellen (im Druck b). The pragmatics of gesture and space. In: Andreas H. Jucker und Heiko Hausendorf (eds.). *Pragmatics of Space*. (Handbook of Pragmatics, Vol. 14). Berlin und Boston: de Gruyer Mouton, 363–397.

Fricke, Ellen, Jana Bressem und Cornelia Müller (2014). Gesture families and gestural fields. In: Cornelia Müller, Alan Cienki, Ellen Fricke, Silva H. Ladewig, David McNeill und Jana Bressem (eds.). *Body – Language – Communication. An International Handbook on Multimodality in Human Interaction* (HSK 38.2). Berlin und Boston: de Gruyter Mouton, 1630–1640.

Hanks, William F. (1990). *Referential Practice. Language and Lived Space among the Maya*. Chicago: The University of Chicago Press.

Harrison, Simon (2009). The expression of negation through grammar and gesture. In: Jordan Zlatev, Mats Andrén, Marlene Johansson Falck, Carita Lundmark (eds.). *Studies in Language and Cognition*. Newcastle upon Tyne: Cambridge Scholars Publishing, 405–409.

Harrison, Simon (2010). Evidence for node and scope of negation in coverbal gesture. *Gesture* 10, 1, 29–51.

Harrison, Simon (2018). *The Impulse to Gesture: Where Language, Minds, and Bodies Intersect*. Cambridge: Cambridge University Press.

Hougaard, Anders und Todd Oakley (2008). Mental spaces and discourse analysis. Looking at analyses of mental spaces and blending. Looking at and experiencing

discourse in interaction. In: Todd Oakley und Anders Hougaard (eds.). *Mental Spaces in Discourse and Interaction*. Amsterdam und Philadelphia: John Benjamins, 1–26.

Jacobs, Joachim (1991). Negation. In: Arnim von Stechow und Dieter Wunderlich (eds.) *Handbuch Semantik*. Berlin und New York: de Gruyter, 560–596.

Jakobson, Roman (1972). Motor signs for 'Yes' and 'No'. *Language and society*, 1, 91–96.

Kaup, Barbara, Jana Lüdtke und Rolf A. Zwaan (2006). Processing negated sentences with contradictory predicates. Is a door that is not open mentally closed? *Journal of Pragmatics* 38, 1033–1050.

Kendon, Adam (2002). Some uses of the head shake. *Gesture* 2, 147–183.

Liddell, Scott K. und Melanie Metzger (1998). Gesture in Sign Language Discourse. *Journal of Pragmatics* 30, 657–697.

Lyons, John (1977). *Semantics*. (2 Bde.) Cambridge: Cambridge University Press.

Lyons, John (1980). *Semantik*. (2 Bde.) München: Beck.

McNeill, David (1992). *Hand and Mind. What Gestures Reveal about Thought*. Chicago: Chicago University Press.

McNeill, David (2005). *Gesture and Thought*. Chicago: Chicago University Press.

Mittelberg, Irene (2006). *Metaphor and Metonymy in Language and Gesture: Discourse Evidence for Multimodal Models of Grammar*. Ph.D. dissertation, Cornell University, Ithaca.

Müller, Cornelia (1998). *Redebegleitende Gesten. Kulturgeschichte – Theorie – Sprachvergleich*. Berlin: Berlin Verlag.

Müller, Cornelia (2008). *Metaphors Dead and Alive, Sleeping and Waking. A Dynamic View*. Chicago: University of Chicago Press.

Nunberg, Geoffrey (1978). *The Pragmatics of Reference*. Bloomington: Indiana University Linguistics Club.

Oakley, Todd, David Kaufer (2008). Designing clinical experiences with words. Three layers of analysis in clinical case studies. In: Todd Oakley und Anders Hougaard (eds.). *Mental Spaces in Discourse and Interaction*. Amsterdam und Philadelphia: John Benjamins, 149–177.

Peirce, Charles Sanders (1931–58). *Collected Papers*. Charles Hawthorne and Paul Weiss (eds.) Volumes 1–6. Arthur W. Burks (ed.) Volumes 7–8. Cambridge: Harvard University Press.

Peirce, Charles Sanders (2000). *Semiotische Schriften*. Bde. 1–3. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Stukenbrock, Anja (2015). *Deixis in der face-to-face-Interaktion*. Berlin und Boston: de Gruyter.

Sweetser, Eve (2006). Negative space s. Levels of negation and kinds of spaces. In: Stéphanie Bonnefille und Sébastien Salbayre (eds.). *La Négation: formes, figures, conceptualisation*. Tours: Presses Universitaires François Rabelais, 313–332.

Sweetser, Eve (2007). Looking at space to study mental spaces. Co-speech gesture as a crucial data source in cognitive linguistics. In: Monica Gonzales-Marques, Irene Mittelberg, Seana Coulson und Michael J. Spivey (eds.). *Methods in Cognitive Linguistics*. Amsterdam: John Benjamins, 201–224.

Bildnachweis

René Magritte. La trahison des images. 21 sept. 2016 – 23. janv. 2017 au Centre Pompidou à Paris, France. Online-Publikation 24.11.2017: https://wsimag.com/fr/art/21963-rene-magritte-la-trahison-des-images (Letzter Zugriff 29.5.2021).

Zeichnungen

Ein herzlicher Dank an Karin Becker für die Zeichnungen der Videostandbilder.

Prof. Dr. Ellen Fricke
Technische Universität Chemnitz
Philosophische Fakultät
Professur Germanistische Sprachwissenschaft, Semiotik und Multimodale Kommunikation
D-09107 Chemnitz
E-Mail: ellen.fricke@phil.tu-chemnitz.de

Zeitschrift für
Semiotik
Band 43 • Heft 1-2 (2021)
Seite 151-176
Stauffenburg Verlag Tübingen

Die kreative und interaktive Konstruierung mentaler Räume. Eine Fallstudie zum Phänomen des interaktiven Brainstorming

Geert Brône, Bert Oben, Paul Sambre und Kurt Feyaerts, Universität Leuven

Summary. Cognitive approaches to linguistic creativity have focused primarily on the construction of hybrid or layered conceptualizations on the basis of a variety of cognitive processes, including analogical reasoning, conceptual blending and compression, frame-shifting, deautomatization and many others. In the majority of linguistic studies, the focus is on the creative end product of these mechanisms, rather than on choices and pathways that lead to that product. This can be explained by the fact that researchers generally do not have access to the online meaning construction processes that language users employ in producing creative output. In this paper, we shift the focus of attention from a product perspective to a producer- and process-centered view on creativity. More specifically, we inquire into the incremental steps that language users take in generating novel conceptualizations. In order to gain access to these online strategies of creativity, we make use of a corpus of video-recorded interactions, in which participants were instructed to jointly reflect on future applications for mobile phones. The interactive set-up triggers the verbalization of thought processes and the joint construction of creative conceptualizations. The resulting data provide a wealth of information on pathways, recruitment and composition in creative reasoning. Three types of interactive conceptualization strategies emerge from the analysis of the corpus data: (i) the elaboration of jointly construed blends, (ii) a dynamic conceptualization pattern in which the partners successively scan different (conceptually associated) input concepts, and (iii) an incremental build-up of a complex blended structure through joint addition of relevant new input.

Keywords. mental spaces, blending, creativity, joint action, dynamic conceptualization

Zusammenfassung. In kognitiven Ansätzen zur sprachlichen Kreativität steht die Konstruktion hybrider oder geschichteter Konzeptualisierungen auf der Grundlage einer Vielzahl von kognitiven Prozessen (wie Conceptual Blending, Frame-Shifting, Deautomatisierung usw.) zentral. In den meisten linguistischen Studien liegt der Fokus auf dem kreativen Endprodukt dieser Mechanismen (und deren Auswirkungen) und nicht auf

den Entscheidungen und konzeptuellen Pfaden, die zu diesem Produkt führen. Dies lässt sich dadurch erklären, dass ForscherInnen im Allgemeinen keinen Zugang zu den Online-Bedeutungskonstruktionsprozessen haben, die die Schaffenden bei der Produktion von kreativem Output einsetzen. In diesem Beitrag verlagern wir den Fokus von einer Produktperspektive auf eine produzenten- und prozessorientierte Perspektive auf Kreativität. Wir untersuchen dabei insbesondere die inkrementellen Schritte, die SprachbenutzerInnen bei der Generierung neuer Konzeptualisierungen unternehmen. Um Zugang zu diesen Online-Kreativitätsstrategien zu erhalten, nutzen wir ein bestehendes Korpus von videoaufgezeichneten Interaktionen, in denen die TeilnehmerInnen den Auftrag erhielten, gemeinsam über zukünftige Anwendungen von Mobiltelefonen nachzudenken. Das interaktive Setup löst die Verbalisierung von Gedankengängen und die gemeinsame Konstruktion kreativer Konzeptualisierungen aus. Die resultierenden Daten liefern eine Fülle von Informationen über Konzeptualisierungspfade, Rekrutierung und Komposition im kreativen Denken. Drei interaktive Konzeptualisierungsstrategien gehen aus der Analyse der Korpusdaten hervor: (i) die Elaboration eines gemeinsam konstruierten Blends, (ii) ein dynamisches Konzeptualisierungsmuster, bei dem die InteraktionspartnerInnen sukzessive verschiedene (konzeptuell assoziierte) Konzepte austauschen, die als Input für einen Blend dienen können, und (iii) ein inkrementeller Aufbau einer komplexen Blendstruktur durch gemeinsames Hinzufügen von relevantem neuen Input.

Schlüsselwörter. Mental Spaces, Blending, Kreativität, dynamische Konzeptualisierung, gemeinsame Aktivität

1. Einführung

Kreativität und Innovation sind heutzutage viel und gern zitierte Begriffe. Beide werden in verschiedensten Anwendungsbereichen als besonders anstrebenswerte Denkprozesse und Produktionsziele identifiziert. Dementsprechend ist ein großer Fundus an Literatur vorhanden, in der beide Begriffe theoretisch oder aber auch empirisch anhand von konkreten Beispielen zergliedert und analysiert werden. Weitgehend un(ter)erforscht bleibt dabei allerdings die Perspektive des Schaffenden bzw. die interaktiven Prozesse und Mechanismen, mit denen TeilnehmerInnen an einem kreativen Prozess der auf ein innovatives Endprodukt hinauslaufenden Kreativität Ausdruck verleihen. Basierend auf einer alternativen Ausrichtung des herkömmlichen Blendingmodells soll im vorliegenden Beitrag auf der empirischen Grundlage eines Korpus interaktionaler Sequenzen einer Brainstorming-Aufgabe dargelegt werden, nach welchen interaktionalen und konzeptuellen Strategien nichtprofessionelle Produktionsmitarbeiter und -mitarbeiterinnen einen kreativen Problemlösungsauftrag gestalten. Die Perspektive des Schaffenden ist hier somit im Sinne einer interaktiven Aushandlung zwischen naiven GesprächsteilnehmerInnen zu verstehen, die aufgrund einer konkreten Aufgabe im Bereich des Produktdesigns neue Ideen prä-

sentieren, interaktiv prüfen und kollaborativ weiterentwickeln. Eine sequenzielle Analyse der sprachlich (und multimodal) dargestellten und verhandelten Ideen bietet u.E. eine interessante Perspektive auf interaktiv gestaltete Konzeptualisierungsmuster.

Der Beitrag ist folgendermaßen strukturiert. Zuerst wird in Abschnitt 2.1 das gegenseitige Interesse des herkömmlichen Blendingmodells (Fauconnier und Turner 1998, 2002) und der Erforschung von Prozessen kreativer Problemlösung und Produktinnovation thematisiert. Dabei dreht es sich um die Fragen, inwiefern sich ein kreativer Prozess adäquat anhand einer Blendinganalyse darstellen lässt, und ob eine solche Analyse dem Kreativitätsdenken bzw. dem Prozess der Produktentwicklung zuträglich sein kann. Im Hinblick auf eine Erforschung der prozessorientierten Perspektive auf kreatives und innovatives Denken wird anschließend in Abschnitt 2.2 eine alternative, ergänzte Version des Blendingmodells erläutert, in der eine Kreativität involvierende Problemlösungsaufgabe nicht als ein auf den Blend, sondern als ein auf einen aufzudeckenden und zu integrierenden Inputbereich ausgerichteter Denkprozess zu analysieren ist. In Abschnitt 3 wird die Datengrundlage der vorliegenden Fallstudie erläutert, die sich als interaktives Brainstorming im Hinblick auf die Entwicklung eines innovativen Smartphones kennzeichnen lässt. Schließlich werden in Abschnitt 4 einige wesentliche Analyseergebnisse präsentiert, die der in 2.2 beschriebenen prozessorientierten Ausrichtung des Blendingansatzes nicht nur einen konzeptuell-sprachlichen Ausdruck, sondern gleichzeitig auch eine erste empirische Begründung verleihen. Konkret werden anhand von korpusbasierten Sequenzauszügen drei Konzeptualisierungsstrategien identifiziert, mit denen InteraktionsteilhaberInnen den kreativen Denkprozess interaktiv gestalten. In 4.1 wird die gemeinsame Elaboration eines allen TeilhaberInnen gemeinsamen Blends besprochen, wobei von den GesprächspartnerInnen (inter)aktiv mehrere mögliche Projektionen zwischen den beiden Inputbereichen erkundet werden. Die zweite Strategie (4.2) betrifft die sukzessive Konzeptualisierung, bei der sich die GesprächsteilhaberInnen nicht auf einen einzigen, ständig weiter elaborierten Blend beschränken, sondern mehrere Konstruierungspfade durchlaufen. Als dritte Strategie wird in Abschnitt 4.3 schließlich ein inkrementeller Aufbau eingebetteter hybrider Strukturen beschrieben.

2. Kreativität, Kognition und Interaktion

2.1 Kreative Problemlösung und Produktinnovation im Interesse der Blendingforschung

Der Prozess der gemeinsamen Problemlösung, der im Grunde immer eine soziale, kognitive und sprachliche Aktivität darstellt, bestimmt den konzeptuellen Rahmen dieses Beitrags. Der Kernbegriff Kreativität gilt dabei als Sonderfall der Problemlösung, weil er konzeptuelle Lösungen hervorbringt,

die sowohl innovativ als auch brauchbar sind (Matlin 1998, auch zitiert in Wang 2009). In methodologisch-analytischer Hinsicht läuft die vorliegende Studie zur Analyse der kreativen Problemlösung auf dem Hintergrund des Blendingmodells bzw. des Modells der konzeptuellen Integration ab (Fauconnier und Turner 2002: 37). In diesem Abschnitt zeigen wir zum einen, wie Blending sich zu rezenten Entwicklungen im Bereich der Kreativitätsforschung verhält und zum anderen sind an dieser Stelle vier Annahmen zu nennen, die unsere Herangehensweise mit dem Blendingansatz gemeinsam hat. Da sich die hier darzulegende Fallstudie ausdrücklich um einen kreativen Auftrag dreht, wobei es einen neuen Smartphone-Typ zu entwickeln galt, wollen wir diese theoretische Reflexion über Blending mit einem Überblick der Kreativitäts- sowie der Produktdesignforschung einhergehen lassen.

Erstens kommt es in der Analyse interaktionaler Alltagskreativität darauf an, Kreativität von künstlerischer Erfindung sowie idiosynkratischem Genie zu unterscheiden (Carter 2015: 27–28), vor allem wenn dabei – wie etwa in einem Brainstormingauftrag – wirtschaftlich bedingtes und erlernbares kreatives Denken involviert ist (McWilliam und Dawson 2008: 636–637). Tatsächlich kommen immer auch konkrete und alltagsbezogene Problemlösungsstrategien und Fähigkeiten zum Ausdruck (Fauconnier und Turner 2002: 52), wenn generische konzeptuelle Strategien zur Einbildung und Darlegung lokaler Phänomene herangezogen werden. Blends stellen typischerweise solche generischen kognitiven Mechanismen dar. Fauconnier und Turner (2002: 52) verweisen in diesem Kontext auf das Prinzip der ‚uniformity of operation', nach dem offensichtlich sowohl hochkomplexen als auch scheinbar einfachen Phänomenen das gleiche konzeptuelle Basisprinzip zu Grunde liegen soll. So wird in einem alltäglichen Ausdruck wie „you're getting ahead of yourself" ein kontrafaktisches Szenario hervorgerufen, in dem die Hauptfigur in zwei ‚Formen' erscheint, die mit der realen und der erwünschten Realität übereinstimmen. Eine solche konzeptuelle Konstellation liegt auch in auf den ersten Blick viel komplexeren Beispielen, wie etwa dem klassischen Rätsel vom buddhistischen Mönch, vor (Fauconnier und Turner 2002: 39ff.).

Die Analyse des kreativen Denkens, zweitens, sollte Kreativität mehr als einen intentionalen, nicht unbedingt bewussten Prozess ins Auge fassen, sogar dann, wenn Interaktanten an einem intentionalen Top-down-Denkprozess, wie einer instruierten Brainstorming- oder Problemlösungsaufgabe beteiligt sind (Weisberg und Reeves 2013: 566–567). In einer prozessualen Perspektive auf Kreativität wird die innere, ein kreatives Ergebnis anstrebende Dynamik stärker fokussiert, viel mehr als die Produkte des Denkprozesses, die Fauconnier und Turner (2002: 56) als die den kreativen Denkprozess umgebenden Bedeutungen bestimmen. Im Bereich des industriellen Designs werden in jüngster Zeit gerade solche prozessbezogenen Routinen in den Vordergrund gestellt. Dabei stellt sich heraus, dass kreative Prozesse in jeder Phase des Produktentwicklungsprozesses nachweisbar sind, vor allem aber in den frühen Stadien der Systemanalyse bzw.

Konzeptualisierung (Nguyen und Shanks 2009). In dieser Perspektive sollte Kreativität unabhängig von irgendeiner externen Evaluation und Validierung stattfinden. Weisberg (2015) weist darauf hin, dass sich Kreativität auf die intentionale Herstellung eines Produkts bezieht, das von den am kreativen Prozess beteiligten Mitarbeitern als innovativ empfunden wird, ungeachtet der späteren, sozial bedingten Bewertung derer, die nicht am kreativen Akt beteiligt gewesen sind.

Drittens, wie bereits ausführlich von der Forschungsgruppe um Rachel Giora (Giora 2003, Giora u.a. 2004) in der sogenannten ‚Optimal Innovation Hypothesis' experimentell dargelegt wurde, werden Aussagen bzw. Produkte von Kreativität sowie Erneuerungsprozesse am höchsten geschätzt, wenn nicht nur ein Bruch mit dem Alten und Vergangenen vorliegt, sondern wenn dazu auch Bezüge zu bestehenden, konventionellen Konzepten und Strukturen nachweisbar sind (dazu auch Fauconnier und Turner 2002: 60, 381).[1] Kreative Innovation kommt in einem dauerhaften Dialog mit der Vergangenheit bzw. der Gegenwart zu Stande, in dem manchmal Befunde und Entdeckungen verschiedener kreativer Geister (Koestler 1964: 230) auf eine originelle Weise zusammenfließen: „Ordinary thinking is based on experience: Ordinary thinking exhibits continuity with the past" (Simonton 2014: 142). Im Einklang mit dem von Koestler (1964) u.a. in kreativen Denkprozessen, aber auch in ästhetischer Wahrnehmung und Humor identifizierten Konzept der Bisoziation (‚bisociation'), wird in modernen Managementstheorien allgemein akzeptiert, dass organisiertes erfolgreiches Kreativitätsdenken weder ungebunden und spontan zutage tritt noch sich radikal von bereits vorhandenen Strukturen losreißt. Kreative Handlungen kombinieren zuvor nicht-assoziierte Erfahrungsdimensionen, um so Gewohnheiten, gemeinsame Annahmen, Erwartungen und Normen zu durchbrechen (Bilton und Cummings 2014: 3). Im Sinne der Peirceschen Semiotik ließe sich das folgendermaßen beschreiben: „creation is continuous even though it involves a rational discontinuity – that is, even if there is no plan of order behind the continuity" (Anderson 1987: 105). In dieser Hinsicht geht mit dem kreativen Prozess immer eine gewisse Expertise in Bezug auf eine (kulturelle) Tradition einher (Weisberg 2006: Kapitel 12), vor deren Hintergrund kreative Handlungen, Konzepte und Artefakte erst entstehen können: „change occurs through a definite, temporal sequence according to a persistent, uninterrupted continuum and […] the result of a process is continuous with the process. The principle of continuity, of course, means that what is intelligible can include no leaps. There is change, but change is not discontinuous" (Hausman 1975: 36). Ganz gewöhnliche Denkprozesse haben nachweislich außergewöhnliche Ergebnisse hervorgebracht. Aus diesem Grund wollen wir in der vorliegenden Studie für die Analyse der Brainstorming-Aufgabe zu der Entwicklung eines neuen Smartphones allgemeine konzeptuelle Mechanismen, so wie sie im Blendingmodell systematisiert werden, heranziehen.

Kreativität hat viertens auch mit Struktur zu tun. Sowohl wissenschaftlich-technologische als auch künstlerische Innovationen ereignen sich nicht

unbedingt als ein sich losreißender o u t - o f - t h e - b o x - Denkprozess (Weisberg und Reeves 2013: 575). Kreativität setzt strukturiertes Denken und eine konsistente Erkundung vorgegebener konzeptueller Strukturen voraus: „mapping of spaces is a crucial component of the imaginative construction of a network" (Fauconnier und Turner 2002: 105). In jeder spezifischen Blendingstruktur wird mittels selektiver Projektion sowie Mappings zwischen Inputbereichen bzw. Domänen (‚cross-domain mappings') eine neue Bedeutung generiert, etwa durch Kompression und Handhabung existierender Strukturen (in unterschiedlichen Inputbereichen) in eine neue, kohärent integrierte Struktur.[2] Dies durchzuführen ist eine kognitive Fähigkeit, die auf verschiedenen Ebenen menschlichen Handelns nachweisbar ist. Im Hinblick auf die Konstruierung neuer Bedeutungen bedienen sich Blends konventioneller Sprachstrukturen. In unserem Beitrag liegt der Fokus allerdings stärker auf dem konzeptuellen Aspekt des kreativen Denkprozesses an sich als auf den lexikalisch-grammatikalischen Mustern, die dabei eingesetzt werden. Außerdem bietet eine Reflexion über Technologie, als umfasse sie strukturelle Korrespondenzen zwischen Gebrauchskontexten technologischer (digitaler) Objekte und deren Gebrauch im Leben des Alltags (Benyon und Resmini 2015), einen praktischen Vorteil für angewandte Wissenschaften wie industrielles Design, da es zu Produkten führt, die dem sich ständig entwickelnden Gebrauch solcher Artefakte in „real and continually evolving contexts" (Imaz und Benyon 2007: 207) besser gerecht werden. In dieser Hinsicht entspricht unsere Aufgabe der realistischen Suche nach Korrespondenzen zwischen den abstrakten Mechanismen, die in den Kognitionswissenschaften erkundet werden (wie etwa die auch in der Semiotik eingehend beschriebenen Relationen der Kontiguität, Analogie und Assoziation), einerseits, und der praxisorientierten Erkundung der optimalen Gebrauchsbedingungen potentieller Kunden und Kundinnen andererseits, in einem Versuch, vorhandene technologische Geräte weiter zu optimieren (Wang 2014).

Trotz der zentralen Rolle, die das Blendingmodell in der Gestaltung sowie der Auswertung des hiesigen experimentellen Auftrags zu Produktdesign einnimmt, sollen zwei im Ansatz von Fauconnier und Turner zurückgebliebene Dimensionen hervorgehoben werden: die Interaktion zwischen Aktanten sowie die Vielheit an konkreten Denkrichtungen (‚scan paths', Veale u.a. 2013: 41).

Im Modell von Fauconnier und Turner führt die neu entstandene, emergente Struktur eines Blends durchaus zu einer integrierenden Interpretation von auf den ersten Blick unvereinbaren Inputelementen: Gemäß dem Integrationsprinzip (‚integration principle') werden konzeptuelle Verhältnisse zwischen den Inputbereichen selektiv angepasst, um im Endeffekt einen unzusammenhängenden Blend zu vermeiden (Fauconnier und Turner 2002: 329). Im häufig angeführten Beispiel eines metaphorischen Blends „This surgeon is a butcher" (‚Dieser Chirurg ist ein Metzger') entsteht eine neue emergente Bedeutung der Inkompetenz (die in keinem der beiden Inputbereiche der Chirurgie bzw. der Metzgerei anwesend ist) dadurch, dass die

Ziele des einen Bereichs mit den Methoden des anderen in Verbindung gesetzt werden (Grady u.a. 1999). Die Integration in einer neuen, emergenten Struktur ist zwingend, sogar wenn sich konzeptuelle Integrationsnetzwerke über mehr als die üblichen zwei Inputbereiche des Basismodells mit vier Inputbereichen ausdehnen (Fauconnier und Turner 2002: 47). Auch in sogenannten Megablends werden mehrere Blends in einer übergreifenden Blendingstruktur integriert. Wenn außerdem, wie in kontrafaktischen Argumentationen, alternative Projektionen (‚Mappings') diskutiert werden, ist das „a simple matter of making a change in the actual world" (Fauconnier und Turner 2002: 218). Die in der Blendingtheorie diskutierten Beispiele, wie z.B. Rätsel, verstärken die Auffassung, dass Alternativen meistens wohl doch zu vereinheitlichten Blends führen.

In diesem Beitrag soll gezeigt werden, dass in realen Denk- und Brainstormingprozessen zur Gestaltung des Neuen unterschiedliche Dimensionen und Alternativen herangezogen werden. Unsere Herangehensweise stellt keinesfalls eine Disqualifizierung des Integrationsprinzips der Blendingtheorie dar, will aber schon komplexe Integrationsnetzwerke bzw. Megablends aufdecken, in denen unterschiedliche konzeptuelle Denkstrecken (‚scan paths') in einer komplexen Matrixstruktur nachweisbar sind. Diese Matrixstruktur kann mehrere (nicht unbedingt gegenseitig verbundene) Inputbereiche sowie korrelierte Blends enthalten. In einer multidimensionalen Matrix können durchaus auch verschiedene Blends unabhängig voneinander existieren (Langacker 2008: 47–48).

Was die Interaktion betrifft, durch die der kreative Prozess zustande kommt, so werden in der traditionellen Blendingtheorie die einzelnen Beiträge bzw. die intersubjektiven Verhältnisse gerade nicht in die konkrete Analyse einbezogen. In der Hinsicht bleiben in diesem Ansatz zum einen die kognitiven Denkanstöße sehr abstrakt gefasst, während zum anderen ein Blend – stets aus der Perspektive des Analytikers und nicht aus jener des kreativen Urhebers bzw. der TeilnehmerInnen am kreativen Problemlösungsauftrag – vorwiegend als ein a posteriori Produkt konzeptueller Elaboration betrachtet wird. In dieser Studie wollen wir die konzeptuelle Ausarbeitung kreativer Blends ausdrücklich im Zusammenhang mit dem umrahmenden sozialen und interaktiven Kontext analysieren (Langacker 2008: 460). Da in unserer Studie sämtliche Blends in der Interaktion mehrerer Sprecher und Sprecherinnen über ein gemeinsam kommuniziertes innovatives Zielkonzept zustande kommen, schließen wir die aktuellen Gebrauchskontexte (‚usage events'), in denen sich die Teilnehmer und Teilnehmerinnen am Gestaltungsprozess neuer kreativer Strukturen (‚emergent meaning') beteiligen, in die Analyse ein. Diese Herangehensweise entspricht der Realität des Produktdesigns wesentlich stärker, wobei Teams tatsächlich miteinander interagieren und so Ideen generieren, Alternativen abwägen und Übereinstimmungen bzw. Meinungsunterschiede untereinander abstimmen (Lande u.a. 2012: 214). Übrigens bleibt modernes Designdenken nicht auf hochqualifizierte Experten beschränkt. Auch nichtprofessionelle Gebraucher(gruppen) werden etwa bei der Entwicklung neuer

Produkte in den kreativen Denkprozess einbezogen (Andreasen u.a. 2015: 88). In unserer Korpusstudie sind die Teilnehmer und Teilnehmerinnen keine Designexperten, sondern Studenten und Studentinnen. Sowieso ist der kreative Prozess keine rein subjektive Angelegenheit, sondern ein wesentlich intersubjektiv gestalteter Prozess der Bedeutungskoordination.

Mit dieser Perspektive auf kreative Schaffung in der Interaktion schließt der vorliegende Beitrag teilweise an den in der interaktionalen Linguistik herausgearbeiteten Fokus auf Bedeutungskonstitution in der Interaktion an (siehe Imo und Lanwer 2019 für einen Überblick). In diesen interaktionslinguistischen Ansätzen liegt der Fokus hauptsächlich auf der Frage wie (i) Interagierende gemeinsam Bedeutung herstellen, (ii) Verstehen bzw. Nicht-Verstehen sprachlich oder multimodal angezeigt wird, und (iii) kontextuelle Faktoren diesen Prozess in erheblichem Maße beeinflussen können. In dieser Studie stehen aber die konzeptuellen Prozesse, die zu der kreativen und interaktiven Bedeutungskonstitution beitragen, zentral. Aus diesem Grund werden wir uns im Folgenden hauptsächlich mit Konzepten der Kognitiven Linguistik auseinandersetzen.

2.2 Eine prozessorientierte Perspektive auf Kreativität

So erhellend eine Blendinganalyse mittels graphischer Darstellung sämtlicher relevanter Inputbereiche sowie des resultierenden Blends auch sein mag, es bleibt im Grunde genommen, wie Veale u.a. (2013) bemerken, eine rein deskriptive, statische a posteriori Analyse, die zwar einen analytischen Einblick in die Gesamtstruktur der realisierten konzeptuellen Integration bietet, jedoch nichts über deren Entstehensprozess aussagt. In einem rezenten Beitrag präsentieren Veale u.a. (2013) ein auf Mental Spaces und Blending gegründetes Kreativitätsmodell, das eine alternative Herangehensweise beinhaltet, indem nicht das Produkt, sondern vielmehr der Prozess der kreativen konzeptuellen Integration fokussiert wird. Das sogenannte CRIME-Modell (‚Creative Integration Mechanism') unterscheidet sich dadurch von der gängigen Methode der konzeptuellen Integrationstheorie, dass nicht primär dargelegt wird, wie ein Blend durch die selektive Projektion konzeptueller (Teil-)Strukturen aus zwei oder mehr als vorgegeben angenommenen Inputbereichen aufgebaut ist. Vielmehr geht dieses alternative Modell von einer dynamischen Produktionsperspektive aus, wobei die Strategien und Mechanismen beschrieben werden, die bei der Konstruierung einer kreativen Bedeutung eingesetzt werden: „[C]reativity does not reside in this projection and integration per se, but in the choices made in the population of the input spaces" (Veale u.a. 2013: 48). Eine wichtige Annahme ist dabei, dass im herkömmlichen Blendingmodell, das durch die Identifizierung selektiver Input-Projektionen sowie deren resultierender Integration im Blend gekennzeichnet wird, der kreative Prozess an sich nicht ausreichend beschrieben wird und dass daneben auch das Rekrutieren kontextrelevanter mentaler Bereiche miteinbezogen werden muss:

> Blending theory cannot be considered a true theory of producer-centric creativity until it can explicitly identify the heuristics, pathways and mechanisms that allow a producer to infer the contents of a second input space for a given input in a specific goal-oriented context (Veale u.a. 2013: 49).

Das CRIME-Modell geht somit davon aus, dass der dynamische Kern des kreativen Prozesses in der Identifizierung eines zusätzlichen Inputbereiches sowie in dessen Ausrichtung auf eine schematische oder teilweise bereits vorhandene Blendstruktur anzusiedeln ist. Veale u.a. (2013: 48–49) illustrieren die Schritte eines kreativen Schaffensprozesses anhand einer kulinarischen Analogie, wonach ein(e) Küchenchef(in) ein neues Gericht schaffen will. Dazu geht er (oder sie) nicht ungebunden oder unstrukturiert vor, sondern sucht auf der Grundlage bereits bestehender Gerichte und Zutaten sowie auf Grund professioneller Kochexpertise nach neuen Kombinationsmöglichkeiten. Außerdem wird er oder sie von Anfang an auch ungefähr wissen, in welche Richtung bzw. auf welches ‚Zielgericht' hin (z.B. welche Geschmacksgruppe, Hauptgericht oder Nachtisch, vegetarisch oder nicht, Fleisch oder Fisch usw.) er oder sie den kreativen Prozess lenken will. Nach Begriffen der Blendingtheorie heißt das somit, dass ein Inputbereich (z.B. ‚Gerichte mit Entenfleisch') und gewisse Elemente des angestrebten Blends bereits vor dem kreativen Prozess gegeben sind. Entscheidend für die dynamische Gestaltung dieses Prozesses ist also die geschickte Bestimmung des zweiten Inputbereichs, d.h. die Art, Menge und Kombination der zusätzlichen Komponenten, mit denen ein leckeres neues Entengericht zu schaffen wäre.

Besonders relevant für die Modellierung der Kreativität ist nach diesem Ansatz somit der Mechanismus, mit dem der Inhalt eines zweiten Inputbereichs herangezogen wird, zur Ergänzung des ersten Bereichs (Abbildung 1). Wie unsere Analyse zeigen wird, stellt gerade die Gestaltung des zweiten Inputbereichs, mit der anschließenden Integration im Blend, den Gegenstand interaktionaler Verhandlungsprozesse zwischen den TeilnehmerInnen des Brainstormingauftrags dar. Diese Rekrutierungsstrategien bieten einen weiteren Einblick in den emergenten und häufig interaktiven Prozess der kreativen Bedeutungskonstitution.

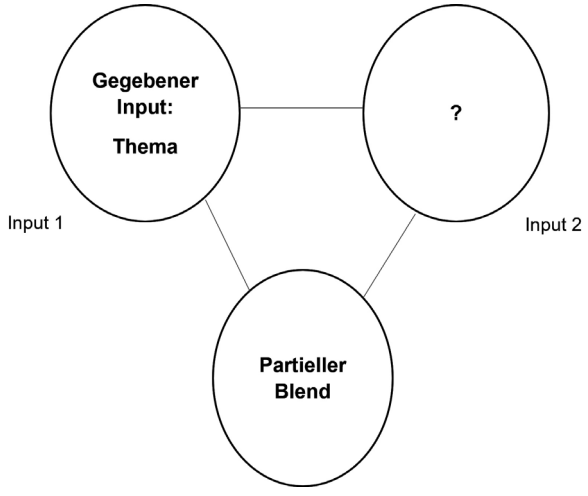


Abb. 1a: Ausgangspunkt des kreativen Produktionsprozesses im CRIME-Modell.

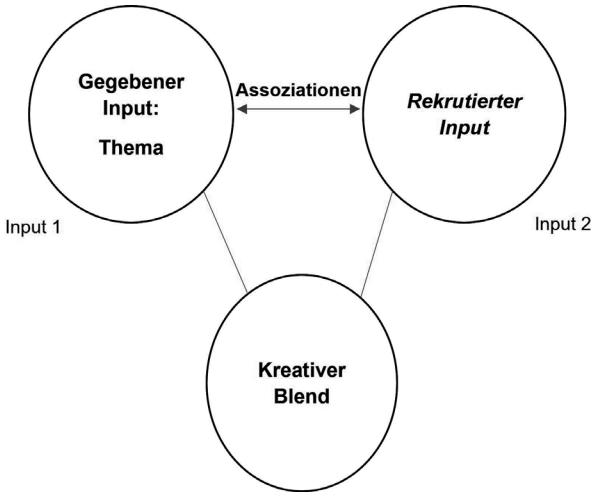


Abb. 1b: Ergebnis des kreativen Produktionsprozesses im CRIME-Modell.

Obwohl Veale u.a. (2013) das Erklärungspotential des prozessorientierten CRIME-Modells anhand einer deskriptiven Analyse unterschiedlicher Phänomene der kreativen Kognition darlegen (z.B. Wortspiele, Sarkasmus, Anzeigen, usw.), steht bis jetzt ein empirischer Anzsatz aus, der den eigentlichen Entstehensprozess kreativer Kognition in real time beschreibt.

Im vorliegenden Beitrag wollen wir einige Aspekte dieses Prozesses weiter beleuchten, indem eine sequenzielle Analyse einiger Ausschnitte aus einem Interaktionskorpus präsentiert wird, bei denen zwei GesprächspartnerInnen ein Brainstorming zu einem spezifischen Kreativitätsauftrag abhalten (vgl. unten Abschnitt 3). Eine Analyse dieser Sequenzen im Sinne der Mental Spaces- und Blending-Modelle bietet uns einen kognitiv-interaktionalen Einblick in die dynamische Struktur kreativer Integrationsmechanismen in natürlichem Sprachgebrauch.

3. Daten

Als empirische Basis für die vorliegende Studie verwenden wir einen Teilsatz des *InSight Interaction Corpus*, ein niederländischsprachiges Gesprächskorpus, das aus transkribierten und annotierten Videoaufnahmen von dyadischen und triadischen Gesprächen besteht (15 Dyaden, 10 Triaden) (Brône und Oben 2015). Dieser Teilsatz besteht aus einem freien Brainstorming zu einem vorher bestimmten Thema, nämlich die Entwicklung eines hochinnovativen Smartphones für die spezifische Zielgruppe Frauen. Die GesprächspartnerInnen waren völlig frei in der Gestaltung des Gesprächs, sowohl was die zu besprechenden Features, als auch die Länge des Brainstorming (im Durchschnitt brauchten die TeilnehmerInnen 14 Minuten) betrifft.

Abbildung 2 zeigt das Setup für die Aufnahmen. Eine besondere Eigenschaft der Aufnahmen und des Gesamtkorpus ist die Verfügbarkeit detaillierter Informationen über das Blickverhalten der GesprächspartnerInnen. Diese Daten wurden anhand mobiler Eye-tracking-Geräte gesammelt und als zusätzliche Videoperspektiven verarbeitet (d.h. die teilnehmerbezogenen Perspektiven mit einem Gazecursor zur Andeutung des visuellen Fokus). Sowohl bei den gesteuerten als auch bei den freien Interaktionen im *InSight*

Interaction Corpus wurden auf diese Weise die Augenbewegungen sämtlicher GesprächsteilhaberInnen registriert. Für die vorliegende Studie verwenden wir den zweiten Teil des Korpus. Die Interaktionssequenzen in diesem Subkorpus sind besonders für eine Studie zur kreativen Kognition in der Interaktion geeignet, da wir in diesen Brainstorming-Daten einen Einblick in die interaktional gestalteten Konzeptualisierungspfade gewinnen können. Die Augenbewegungsmuster werden in diesem Beitrag nicht weiter in Betracht gezogen, obwohl diese – neben anderen nonverbalen Verhaltensmustern – als interaktional ausgerichtete Ressource ebenfalls einleuchtend sein können (vgl. Brône u.a. 2017).

Abb. 2: Setup des *InSight Interaction Corpus.*

Der Ausgangspunkt der Brainstormingaufgabe kann im Sinne des oben beschriebenen CRIME-Modells als partieller Blend betrachtet werden, dadurch dass das Endprodukt des interaktiven Denkprozesses bereits schematisch gegeben ist (‚ein Smartphone für Frauen') und als Trigger für einen gemeinsamen Rekrutierungsprozess dient. Die TeilnehmerInnen haben mit anderen Worten bereits von Anfang an eine Vorstellung des angezielten Resultats, und zwar ein Smartphone mit spezifischen Eigenschaften, die insbesondere für Frauen interessant sein könnten und die nicht schon als Standardmerkmal bestehender Modelle gelten (d.h. es soll eine neue hybride Konzeptualisierung aus bereits bestehender (Input 1) und neuer Technologie (Input 2) entstehen).

4. Empirische Analyse: kreative Konzeptualisierungspfade in der Interaktion

Im Folgenden beschreiben wir anhand einiger erkundender Beispielanalysen drei produktive Konzeptualisierungsmuster, die wir in den Korpusdaten vorfinden, und die sich im Sinne des oben unter 2.2. präsentierten CRIME-Modells grundsätzlich als die selektive Rekrutierung und konzeptuelle Integration spezifischer Inputbereiche beschreiben lassen. Ein erstes Phäno-

men betrifft den Aufbau und die gemeinsame Elaboration einer hybriden Konzeptualisierung. Dieses „jointly running the blend" ist ein hochfrequentes Basismuster in den Brainstormingdaten und umfasst das Aktivieren eines neuen Inputbereichs zur Spezifizierung des vorgegebenen schematischen Blends (4.1.). Zweitens liegt der Fokus hier auf einer Strategie der sukzessiven Konzeptualisierung, bei der sich die GesprächsteilhaberInnen nicht auf einen einzigen Blend beschränken, der ständig elaboriert wird, sondern vielmehr mehrere dynamische Konstruierungspfade durchlaufen (‚multiple conceptual scan paths'). Eine interessante Fragestellung dabei gilt dem konzeptuellen Verhältnis zwischen den sukzessiven Konzeptualisierungen: wie bewegen sich die GesprächsteilhaberInnen während des Brainstormings konzeptuell durch unterschiedliche mentale Bereiche? Ein drittes und letztes produktives Muster in unseren Daten betrifft den inkrementellen Aufbau eingebetteter hybrider Strukturen. Im Gegensatz zu den beiden anderen Phänomenen ist der konzeptuelle Aufbau in diesem Fall nicht rein sequenziell, sondern inkrementell, da die GesprächspartnerInnen in einem Prozess der Elaboration dem bereits etablierten Blend weitere Inputbereiche hinzufügen.

4.1 Aufbau und Elaboration einer hybriden Konzeptualisierung

Die interaktive Konstruierung und Elaboration eines Blends kann als Basismuster der kreativen Brainstormingaktivität betrachtet werden. Wie angegeben in 2.2. wird in den bestehenden produzenten- bzw. prozessorientierten Ansätzen der Kreativität kaum auf die Konzeptualisierungspfade, die zur hybriden Struktur führen, eingegangen. Anhand einer ersten Beispielsequenz in (1) erläutern wir diese sequenzielle Realisierung. Der Ausgangspunkt in diesem Beispiel ist eine in der Interaktion verankerte Situation (‚grounded situation', Brisard 2002; Langacker 2008: 259), bei der sich ein Sprecher an eine Bekannte erinnert, die den Bildschirm ihres Handys als Spiegel benutzt („ähm ich kenne jemanden und die hatte also ein handy und das war so ein bisschen reflektierend"). Dieser persönliche Ansatzpunkt führt zu dem Vorschlag, diese in der Anekdote als unbeabsichtigtes Merkmal geltende Eigenschaft als Designfeature zu implementieren („ähm vielleicht etwas mit einem kleinen spiegel oder so"), da es offensichtlich dafür einen Markt geben könnte. In dieser Sequenz aktiviert der erste Gesprächspartner somit einen mentalen Bereich, der sich mit der stereotypisch mit Frauen verbundenen Domäne der ‚Schönheitspflege' verbinden lässt, und verknüpft dieses Konzept mit dem gegebenen Input ‚Handy' zu dem hybriden Konzept eines ‚Handy-Spiegels'.[3] Der zweite Sprecher ratifiziert daraufhin den Vorschlag („es kann also ausgebaut werden zu einem größeren spiegel").

Gesprächsbeispiel (1)

01	S1:	euhm ik ken iemand en die had dus een gsm en dat was zo een beetje weerkaatsend
02		dus dat had een beetje een SPIEgeleffect;

03		maar (--) die deed die deed haar LIPpen daar zo altijd in,
04	S2:	AH ja ja ja;
05	S1:	feitelijk (--) er ik DENK dat daar wel een markt voor is;
06	S2:	zo DAT dat,
07	S1:	dus a@ls (.) ik (.) euhm;
		[…]
08	S1:	euhm misschien iets met een SPIEgeltje ofzo;
09	S2:	[er zijn mensen die dat zo doen in hun in hun WEBcam op de achterkant van,
10	S1:	[maar niet te (.) chi CHI;
11	S2:	maar dus het kan (-) uitgebreid worden tot een GROtere spiegel;

01	S1:	ähm ich kenne jemanden und die hatte also ein handy und das war so ein bisschen reflekTIErend;
02		also das hatte so ein bisschen einen SPIEGELeffekt;
03		aber (--) die schminkte die schminkte sich die LIPPen immer darin,
04	S2:	AH ja ja ja;
05	S1:	eigentlich (--) ähm ich GLAUBE dass es dafür schon einen markt gibt;
06	S2:	so DASS dass,
07	S1:	also wen@n (.) ich (.) ähm;
		[…]
08	S1:	ähm vielleicht etwas mit einem kleinen SPIEgel oder so;
09	S2:	[es gibt leute die das so machen in ihrer WEBcam auf der rückseite des,
10	S1:	[aber nicht zu (.) chi CHI;
11	$S2^R$:	aber es kann (-) also ausgebaut werden zu einem GRÖßeren spiegel;

In der darauffolgenden Sequenz wird der neue Blend weiter elaboriert, d.h. die beiden GesprächspartnerInnen bauen eine detailliertere Repräsentation des Handy-Spiegels auf. In diesem interaktiven Elaborationsprozess werden unterschiedliche Aspekte des Geräts interaktiv ausgehandelt, wie z.B. die Erscheinungsform („normalerweise nicht sichtbar“), die Größe („nicht supergroß“) und die Positionierung („rückseite oder vorderseite“). Im Endeffekt entsteht auf diese Weise eine erhöhte Granularität in der hybriden Konzeptualisierung. Abbildung 2 visualisiert diesen interaktiv gestalteten Konstruierungs-, Ratifizierungs ($S2^R$) und Elaborationsprozess ($S1/2^E$).

Gesprächsbeispiel (1’)

01	$S2^E$:	maar misschien wel een die normaalgezien niet ZICHTbaar is [want anders is dat zo;
02	$S1^E$:	[maar ja het kan gewoon zo de ACHterkant of de de voorkant ofzo [zijn he;

03 S2: [JA-
04 S1: [dat moet niet keiGROOT zijn;
05 S2: [als je hem UITschuift dus normaal als je zo uw toetsen uitschuift,
06 S1: ja zo'n spiegel zo'n dubbele LAAG @,
07 S2: ik [wil maar zeggen op de achterkant op de achterkant staat er NIKS;
08 S1: [met een SPIEgel;
09 S2: dus daar kun je dan eventueel zo wel (--) de SPIEgel insteken;
10 S1: ah ja da's WAAR,

---

01 $S2^{E}$: aber vielleicht schon einer der normalerweise nicht SICHTbar ist [denn sonst ist das so;
02 $S1^{E}$: [aber ja es kann auch einfach so die RÜCKseite oder die die vorder seite [sein oder so;
03 S2: [JA-
04 S1: [das muss nicht superGROß sein;
05 S2: [wenn du ihn HERAUSziehst also normal wie wenn du die tasten herausziehst,
06 S1: ja son spiegel so ne doppelte SCHICHT @,
07 S2: ich [will nur sagen auf der rückseite auf der rückseite steht NICHTS;
08 S1: [mit einem SPIEgel;
09 S2: also da kann man etwa so (--) den SPIEgel einstecken;
10 S1: ah ja das STIMMT,

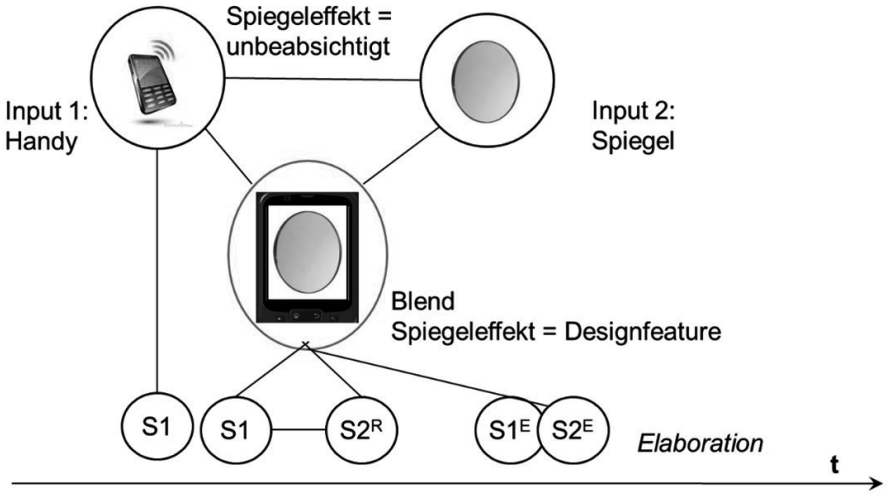


Abb. 3: Die interaktive Aushandlung des ‚Handy-Spiegel'-Blends.

4.2 Dynamische Konstruierungspfade

Die in Sequenz (1) beschriebene Interaktion zeigt den Aufbau bzw. die Elaboration eines allen TeilnehmerInnen gemeinsamen Blends, bei dem also

die GesprächspartnerInnen (inter)aktiv mehrere mögliche Projektionen zwischen den beiden Inputbereichen erkunden. In vielen Fällen beschränkt sich das Brainstorming aber nicht auf die Elaboration eines einzelnen emergenten Konzeptes wie des Spiegel-Handys. Vielmehr besteht das Brainstorming aus einer Aufeinanderfolge mehrerer konzeptuell verbundener Ideen, die sich sukzessiv in der Interaktion herausbilden. Dabei werden manche dieser Ideen nur kurz explorativ erwähnt, während andere weiter elaboriert werden (d.h. mit zunehmender Granularität der Konzeptualisierung). Im Rahmen des vorliegenden Beitrags sind wir besonders an den Mechanismen dieses kreativen interaktiven Aufbaus von ‚mental spaces' interessiert (mehr als an den resultierenden hybriden Konzeptualisierungen). Wir fokussieren im Folgenden mit anderen Worten

1. die konzeptuelle Beziehung zwischen sukzessiven Konstruierungen in der Interaktion,
2. die Weise, in der sich die GesprächspartnerInnen in bzw. zwischen konzeptuellen Domänen bewegen (aktives und interaktives Scanning),
3. die unterschiedlichen Granularitätsstufen, die in diesen dynamischen Konzeptualisierungspfaden durchlaufen werden.

Abbildung 4 bietet eine schematische Darstellung dieser dynamischen interaktiven Konzeptualisierungsmuster. Wie angegeben werden wir uns auf die Beschreibung der Übergänge zwischen sukzessiven Blends sowie auf die potentiellen Motivationen dieser Übergänge beschränken. Mit anderen Worten, wir sind primär mit den konzeptuellen Verhältnissen zwischen den unterschiedlichen ‚input spaces', die im Brainstormingprozess herangezogen werden (Input 2, 2', 2", usw.), beschäftigt.

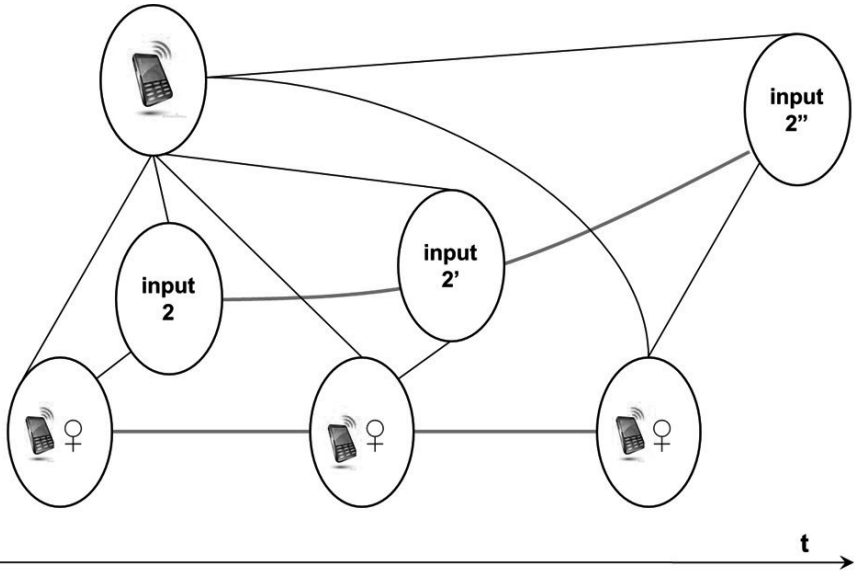


Abb. 4: Dynamische Konzeptualisierungspfade.

Beispiel (2) zeigt ein auf den ersten Blick einfaches Beispiel des interaktiven Scanning durch die konzeptuell assoziierten Domänen (d.h. innerhalb der Domänenmatrix) ‚Lifestyle', ‚Äußeres' und ‚Kosmetik'. Die Sequenz fängt mit dem Hinweis auf eine potentielle Funktion einer Webcam für Smartphones an („vielleicht eine integrierte webcam […] dass du sofort neue schuhe zeigen kannst oder so"). Der Hinweis auf Schuhe aktiviert offensichtlich die ‚Lifestyle'-Domäne, die im Weiteren interaktiv erkundet wird. Ein nächster Schritt auf dem interaktiven Konzeptualisierungspfad, der direkt an das aktivierte Konzept des ‚Bildschirms' anschließt, ist die bereits in Beispiel (1) auch von anderen TeilnehmerInnen besprochene Integration eines Spiegels („oh der schirm muss spiegelglas sein"). Genau wie in (1) wird dieser Blend weiter interaktiv elaboriert, indem sowohl weitere Gebrauchsfunktionen („dann kannst du selbst schauen ob [die Haare gut gekämmt sind") als auch die Erscheinungsform (d.h. die Positionierung: „[ah ja oder in der rückseite einen spiegel integrieren") weiter ausgehandelt werden. Ebenfalls vergleichbar zu Beispielsequenz (1) wird der Konzeptualisierungsschritt auf ‚Spiegel' von beiden GesprächspartnerInnen ratifiziert (S2: „ah ja", S1: „das kann auch ja aber es muss irgendwo einen spiegel geben finde ich").

Die Aktivierung der Positionierung des Spiegels, und insbesondere dessen Integration in der Rückseite des Smartphones führt im Folgenden zu einem weiteren, auf einem Kontiguitätsverhältnis basierenden, Konzeptualisierungsschritt, nämlich die Integration eines Geheimfachs, das zu unterschiedlichen Zwecken genutzt werden kann („und vielleicht irgendwo ein geheimfach"), und das als Merkmal bestehender Objekte bereits bekannt ist (z.B. in einer Truhe). Dieses neue Konzept wird weiter mit dem vorigen (und mit den damit assoziierten Domänen der ‚Schönheitspflege' und ‚Hygiene') verbunden, und zwar durch die Explizierung eines Objektes, für das dieses Fach dienen könnte („um einen minitampon wegzustecken oder so @ @"). Diese Elaboration auf eine konkrete Gebrauchsfunktion des Geheimfachs aktiviert offensichtlich nicht nur die Domäne der ‚Körperpflege', sondern auch – über das Teilkonzept der ‚intimen Körperpflege' – die der ‚Sexualität'. Diese Domäne dient in einem dritten Schritt als konzeptueller Anker für eine neue hybride Struktur in der Sequenz, nämlich den ‚Smartphone-Vibrator'. Wiederum wird der neue Konzeptualisierungsschritt von dem Gesprächspartner bestätigt („eine extra vibrationsfunktion"). In dem letzten Teil dieser längeren Sequenz schließen die beiden GesprächspartnerInnen die interaktive Exploration der genannten Domänenmatrix ‚Lifestyle-Gesundheit' mit einer Aufzählung möglicher Funktionen ab, die teilweise als funktional äquivalent zu betrachten sind, dadurch dass sie alle als Funktionen eines Fitnessprogramms dienen können: „ein schrittzähler", „ein diätprogramm", „ein kalorienzähler".

Gesprächsbeispiel (2)

01	S2:	met een duidelijke we
02		misschien een WEBcam erin geïntegreerd;

03 een WEBcam in de gsm;
04 S1: ah ja via INternet dan zo;
05 S2: ja (.) zoIETS,
06 S1: ja dat KAN wel;
07 S2: dat ge direct nieuwe SCHOEnen kunt laten zien of zo;
08 S1: oh het schermke moet zijn van SPIEgelglas;
09 dan kunt ge naar uZELF kijken of [uw haar goed gekamd is,
10 S2: [ah ja ofwel in de rug een SPIEgeltje integreren;
11 S1: dat kan ook ja maar er moet toch ergens een spiegelke ZIJN vind ik;
12 S2: en misschien ergens een geheim VAKje,
13 voor (.) een minitamPON of zo in te stoppen, @ @
14 in case OF;
15 S1: dan mag die gsm ook wel extra TRILlen [dan he,
16 S2: [@ extra TRILfunctie ook;
[…]
17 S2: oh oh oh oh ja zo een een een een oh een STAPpenteller,
18 een STAPpenteller;
19 een [STAPpenteller erin,
20 S1: [AH ja ja;
21 S2: en ook euhm (-) een [SOORT van euhm,
22 S1: [een diEETprogramma of zo [niet,
23 S2: [ja een diEETprogramma of euhm,
24 een caloRIEteller,
25 een caloRIEteller;
26 S1: een caloRIEteller ok;

---

01 S2: mit einer deutlichen we-
02 vielleicht eine integrierte WEBcam;
03 eine WEBcam im handy;
04 S1: ah ja über das INternet dann so;
05 S2: ja (.) so WAS,
06 S1: ja das KANN;
07 S2: dass du sofort neue SCHUHE zeigen kannst oder so;
08 S1: oh der schirm muss SPIEgelglas sein;
09 dann kannst du SELBST schauen ob [die Haare gut gekämmt sind,
10 S2: [ah ja oder in der rückseite einen SPIEgel integrieren;
11 S1: das kann auch ja aber es muss irgendwo einen spiegel GEBEN
finde ich;
12 S2: und vielleicht irgendwo ein geheimFACH;
13 um einen minitamPON wegzustecken oder so, @ @
14 in case OF;
15 S1: dann darf das handy auch schon extra VIbrieren,
16 S2: @ eine extra Vibrationsfunktion auch;
[…]
17 S2: oh oh, ja, ein SCHRITTzähler;

18 ein SCHRITTzähler;
19 ein [SCHRITTzähler drin,
20 S1: [AH ja ja;
21 S2: und auch (-) ähm, eine [ART von ähm,
22 S1: [ein DIÄTprogramm oder so [nicht,
23 S2: [ja, ein DIÄTprogramm oder ähm,
24 ein kaloRIENzähler,
25 ein kaloRIENzähler;
26 S1: ein kaloRIENzähler ok;

Aus der Analyse der längeren Sequenz (2) geht hervor, dass sich die GesprächspartnerInnen während eines Brainstorming dynamisch auf einem Scanpfad in bzw. zwischen unterschiedlichen Wissensbereichen bewegen, und zwar auf der Basis unterschiedlicher konzeptueller Verhältnisse, wie z.B. eine funktionale Äquivalenz (‚Webcam – Spiegel', ‚Schrittzähler – Kalorienzähler') oder ein Kontiguitätsverhältnis (‚Spiegel auf der Rückseite – Geheimfach', Geheimfach für Tampons – Vibrator'). Im dynamischen Interaktionsablauf führt dies zu sukzessiven kreativen Konstruierungen (d.h. aufeinanderfolgenden Blends), die durch diese Domänenverbindungen motiviert sind. Abbildung 5 zeigt (i) den Aufbau von bzw. den Übergang zwischen den verschiedenen mentalen Räumen (B1–B4) in dieser Sequenz, (ii) die Domänen, die diese Übergänge teilweise motivieren, und (iii) den interaktiven Ablauf, bei dem die individuellen Interaktanten ein neues Konzept entweder aktivieren ($S1^{A}$, $S2^{A}$), elaborieren ($S1^{E}$, $S2^{E}$) oder ratifizieren ($S1^{R}$, $S2^{R}$).

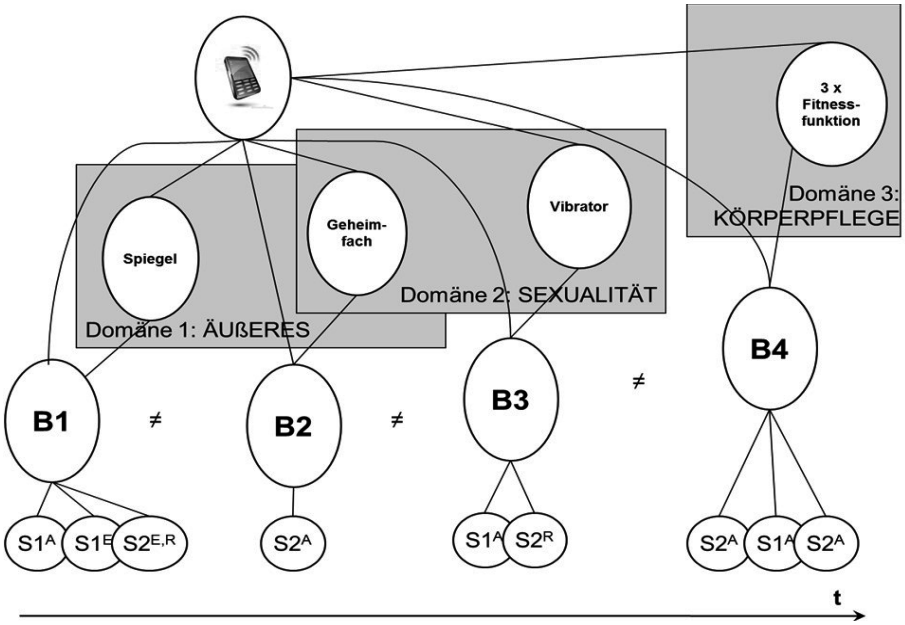


Abb. 5: Interaktives Scanning in Beispielsequenz (2).

In dieser Sequenz lässt sich ein schöner Scanpfad entlang drei unterschiedlicher, aber deutlich verwandter Domänen aufweisen, die sich alle irgendwie unter dem generischen Raum (‚generic space') ‚weibliches Wohlbefinden' subsumieren lassen: Der Fokus auf die Schuhe hebt die Dimension des Äußeren hervor, genauso wie die Konzepte des Spiegels und der gekämmten Haare. Dazu kommen dann noch die Dimensionen der weiblichen Hygiene (Geheimfach für Minitampon) und der Sexualität (Vibrator) und zum Schluss mit dem Hinweis auf die Fitnessfunktionen wieder einmal die Gesundheit(spflege).

4.3 Inkrementeller Aufbau eingebetteter hybrider Strukturen

Die im Vorigen besprochene Sequenz (2) lässt sich, wie erläutert, als eine schnelle und interaktiv gestaltete Aufeinanderfolge unterschiedlicher Konzeptualisierungsvorschläge innerhalb einer Domänenmatrix beschreiben. Neben den konzeptuellen Basisverhältnissen, die die schnellen Transitionen zwischen den unterschiedlichen mentalen Räumen motivieren, werden diese lokalen hybriden Konzeptualisierungen nicht weiter verknüpft. In anderen Beispielsequenzen in unseren Daten, wie in (3), ist der Aufbau des Blends nicht rein sequenziell, sondern auch inkrementell. Die GesprächspartnerInnen im Brainstorming ziehen in dem Fall jeweils neue Inputbereiche heran, die im Prozess der Elaboration in die bereits etablierte hybride Konzeptualisierung integriert werden. Vielmehr als das Abspielen eines einzigen Blends (‚running the blend') handelt es sich in dem Fall um den gestuften Aufbau einer komplexeren Struktur (ein ‚Megablend', vgl. supra 2.1).

Der Ausschnitt in (3) fängt mit einem Meta-Kommentar zur Brainstormingaufgabe des Interaktionspaars an: Sie werden im Folgenden über mögliche Funktionen des neuen Handykonzepts sprechen (statt über Form- bzw. Designfeatures). Eine Interaktantin schlägt vor, eine bereits bestehende Funktion (eine integrierte Kamera) als Instrument in eine neue Applikation zu integrieren: Eine auf Fotos basierte Anwendung, die angibt, ob bestimmte Kleidungsstücke zusammenpassen („und dann sagt er ob das ein match ist oder nicht"). Dieses neue Konzept B1, das von S2 introduziert wird, wird zunächst von S1 ratifiziert („ah ja") und im Folgenden mit einem zusätzlichen Input weiter aufgebaut: Statt individueller Kleidungsstücke, für die die Kombinierbarkeit anhand von Bilderpaaren bestimmt wird, gäbe es die Möglichkeit, ein Gesamtinventar der Garderobe in Bildern zu machen, so dass automatisch potentielle Kleiderkombinationen gegeben werden („oder dass du am anfang ein inventar deiner garderobe machst und dass das tool dann kombinationen für dich macht"). In dem weiter ergänzten Blend B2 wird somit das Konzept des ‚Inventars' dem bereits etablierten B1 hinzugefügt. Es folgt eine längere Sequenz, in der dieses neue Konzept des ‚Smartphone-Stilberater-Inventar' weiter elaboriert wird (Z16: „angeben, was in der Wäsche ist"; Z21: „was gute Unterwäsche unter welchen Stücken sind"; Z24: „und wenn du ein neues Stück kaufst, dann machst du

einfach ein Foto“). Dabei gibt es an einem Punkt einen kurzen intertextuellen Verweis auf einen amerikanischen Film (*Clueless*, 1996), in dem das Konzept eines ‚Smart-Kleiderschranks‘ bereits introduziert wurde. Auf diese Weise erlangt der interaktiv gestaltete Blend eine zusätzliche Legitimität, da auch in einem anderen (fiktiven) Kontext, unabhängig vom Inputbereich des Smartphones, auf die potentiell interessante Verknüpfung einer ‚Matching‘-Technologie mit dem Kleiderschrank angespielt wurde (‚das ist so ein bisschen wie beim beginn von clueless‘).

In einem dritten Schritt verbindet eine der GesprächspartnerInnen das neu aufgebaute Konzept mit einer weiteren Funktion, die bereits als Teilkonzept des bestehenden Smartphone-Inputs gilt, nämlich der Organizer („und das ist dann auch mit dem Organizer verbunden“). Die Einführung dieses neuen Features kann als Ergebnis des konzeptuellen Abspielens der hybriden Konzeptualisierung betrachtet werden, bei dem das Totalkonzept des Smartphones in allen seinen bekannten Eigenschaften (Input 1) als Teil des Blends ‚ausgenutzt‘ wird. Es werden somit in der Elaboration neue raumübergreifende Projektionen (‚cross-space mappings‘) kreiert. In einem vierten und letzten Zug im gestuften Aufbau in (3) dient ein Aspekt des ‚Organizer‘-Konzepts, nämlich seine kalendarische Organisation offensichtlich als Trigger für eine weitere funktionale Integration: ein Wetterbericht, der bei der täglichen Kleiderwahl behilflich sein könnte („aber auch (--) der auch das Wetter berücksichtigt“). Dieses letzte Beispiel zeigt einmal wieder, wie spezifische konzeptuelle Verhältnisse (in diesem Fall die tagesspezifische Organisation des Organizers bzw. des Wetterberichts) als Anlass für die weitere Elaboration des Blends dienen können.

Gesprächsbeispiel (3)

01	S1:	misschien nog (.) iets van FUNCties ofzo,
02	S2:	JA;
03		als ge zo (.) kunt bijvoorbeeld ne FOto trekken,
04	S1:	uHU,
05	S2:	van (---) ge staat zo op en ge denkt ik wil die BROEK aan doen van daag;
06		of ik wil die ROK aandoen vandaag;
07		wat moet ik daar OP doen;
08	S1:	ah JA;
09	S2:	en ge trekt zo ne FOto daarvan,
10		en ge trekt dan ne foto van hetgeen ge er misschien wilt OP doen,
11		en dan zegt die of dat ne MATCH is of niet;
12	S1:	ofwel dat ge in het begin een heel inventaris maakt van uw kleerkast en dat die voor u combiNAties maakt;
13	S2:	[JA;
14	S1:	[en dat die voor u combiNAties [maakt,
15	S2:	[da ,s een beetje gelijk in het begin van CLUEless;
16	S1:	[en dat ge kunt aanduiden (-) ook wat dat er in de WAS zit en al;

17 S2: [dat is ook zo van- @
18 S1: dat die [daar REkening mee kan houden;
19 S2: [ah JA; @
20 S1: want dat is het meestal wel LAStig;
21 S2: en welk dat zo goed ondergoed is voor onder WELK;
22 S1: JA-
23 S2: dat ge dat niet ziet dat daar in AFtekent;
24 S1: en als ge dan een nieuw item koopt dan trekt ge gewoon een FOto en,
25 S2: JA;
26 en da ,s dan ook gelinkt aan uwe aGENda;
27 want dan kan die zo [ineens zeggen ping ping ping gij moet van daag] veel te veel stappen doet die hoge HAKken niet aan;
28 S1: [oh nee ja maar ook]
29 JA;
30 maar ook (--) die houdt ook rekening met het WEER,
31 daar zit zo ,n heel functie in ver ge verwerkt van via google of ik weet niet WAT,
32 S2: @

---

01 S1: vielleicht noch (.) etwas mit FUNKtionen oder so,
02 S2: JA;
03 Wenn du so (.) ein Foto machst,
04 S1: uHU,
05 S2: von (---) du stehst auf und denkst ich will diese HOse heute tragen;
06 oder ich will den ROCK heute anziehen;
07 Was soll ich daMIT kombinieren;
08 S1: ah JA;
09 S2: und du machst ein Foto davon, ,
10 und du machst ein Foto von dem Stück das du vielleicht daMIT kombinieren willst,
11 und dann sagt er ob das ein MATCH ist oder nicht;
12 S1: oder dass du am anfang ein inventar deiner garderobe machst und dass das tool dann kombinationen für dich macht;
13 S2: [JA;
14 S1: [und dass es kombiNAtionen für dich [macht,
15 S2: [das ist so ein bisschen wie beim beginn von CLUEless;
16 S1: [und dass du angeben kannst (-) was in der Wäsche ist und so;
17 S2: [das ist auch so- @
18 S1: dass der [das beRÜCKsichtigt;
19 S2: [ah JA; @
20 S1: denn das ist meistens schon SCHWIErig;
21 S2: was gute Unterwäsche unter WELCHen Stücken sind;
22 S1: JA-
23 S2: dass man das nicht SIEHT;

24	S1:	und wenn du ein neues stück kaufst dann machst du einfach ein Foto und,
25	S2:	JA;
26		und das ist dann auch mit dem ORGanizer verbunden;
27		denn so kann der auch so [auf einmal sagen ping ping ping du musst heute] viel zu viel spazieren keine Stöckelschuhe anziehen;
28	S1:	[oh nein ja aber auch]
29		JA;
30		aber auch (--) der berücksichtigt auch das WETTer,
31		darin ist so ne ganze funktion integriert mit google oder ich weiß nicht WAS,
32	S2	@

Abbildung 6 zeigt den inkrementellen Aufbau über mehrere Teilstufen in Beispielsequenz (3). Genau wie in den anderen besprochenen Sequenzen werden die Teilblends in diesen Teilstufen weiter elaboriert bzw. von beiden GesprächspartnerInnen als potentiell interessant ratifiziert.

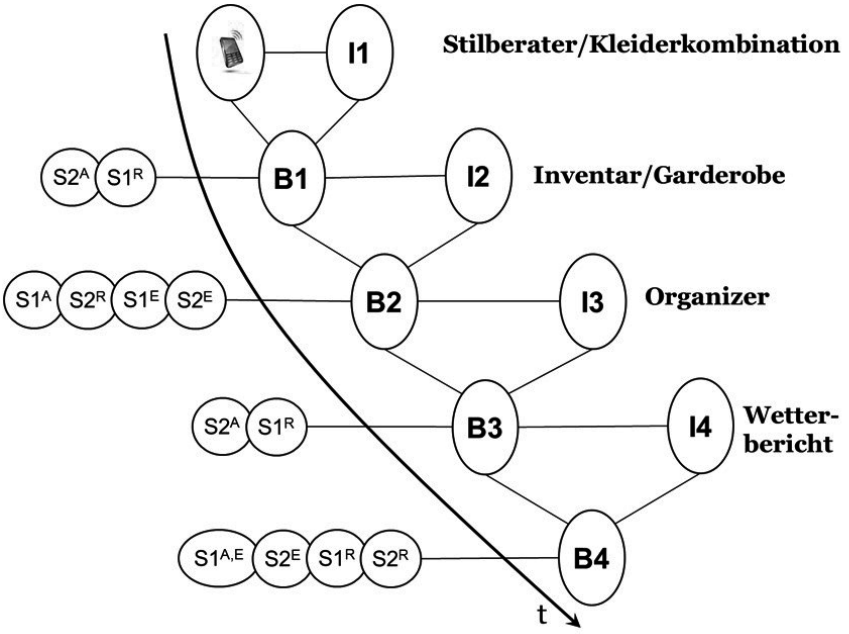


Abb. 6: Inkrementeller Aufbau einer hybriden Konzeptualisierung in Sequenz (3).

5. Fazit

Das Verhältnis zwischen Blending und Kreativität bzw. Produktinnovation wurde schon vielerorts thematisiert. Dabei wird die diagrammatische Darstellung mit unterschiedlichen Inputbereichen, gegenseitigen Projektionen und einem entsprechenden Blend, in dem alles kohärent integriert wird, häufig als der Kern des komplexen Sachverhalts bzw. des betreffenden Kreativitätsprozesses angesehen. In solchen Analysen wird durchaus übersehen, dass diese Blendinganalysen im Grunde als produktorientierte, d.h. a posteriori angefertigte Beschreibungen des Endzustands des kreativen Denkprozesses anzusehen sind. Was in der Bezugnahme des Blendingmodells auf Kreativitätsprozesse aber weitgehend fehlt, ist eine Berücksichtigung der Perspektive der Schaffenden (in diesem spezifischen Fall die Perspektive der TeilnehmerInnen am Designprozess), durch die ein Einblick in die konzeptuellen, gegebenenfalls interaktiv gestalteten Strategien des eigentlichen kreativen Prozesses gewonnen werden kann (Turner 2017). In dieses offenstehende Desiderat der Blending- bzw. Kreativitätsforschung schreibt sich die vorliegende Studie gern ein. Eine sequenzielle Analyse einer sich spontan entwickelnden Brainstormingaufgabe zwischen zwei oder mehr GesprächsteilnehmerInnen bietet einen interessanten Einblick in die Dynamik der Konzeptualisierung-in-der-Interaktion sowie in die Art und Weise, wie sie sprachlich ausgehandelt wird.

In diesem Beitrag wurde als eine prozess- bzw. produzentorientierte Alternative des herkömmlichen Blendingansatzes das CRIME-Analysemodell identifiziert, das auf Grund einer beschränkten Korpusanalyse zu einem interaktiven Brainstormingauftrag empirisch begründet werden konnte. Aus den Interaktionen unter zwei bzw. drei nichtprofessionellen Produktionsteilnehmern und -teilnehmerinnen konnten drei Konzeptualisierungsstrategien herausanalysiert werden, mit denen der kreative Denkprozess im Hinblick auf das angestrebte Ziel, ein innovatives Smartphone für Frauen, interaktiv gestaltet wurde. Es betraf erstens die interaktive Elaboration eines gemeinsamen Blends, wobei von allen GesprächsteilhaberInnen mehrere alternative Projektionen zwischen denselben Inputbereichen erkundet werden. Zweitens wurde auch eine Strategie der sukzessiven Konzeptualisierung beschrieben, bei der sich die GesprächsteilhaberInnen nicht auf einen einzigen, ständig weiter elaborierten Blend beschränken, sondern mehrere Konstruierungspfade durchlaufen. Schließlich wurde noch eine dritte interaktiv-konzeptuelle Strategie identifiziert, bei der eine Blendingstruktur durch gegenseitige Zusammenarbeit der GesprächsteilhaberInnen inkrementell aufgebaut wird.

Dies ist alles in allem ein limitierter Beitrag im Bereich der interaktiven Kreativitätsforschung, der sicherlich weiterer Ergänzung und Vertiefung bedarf. Allerdings wurde in dieser Studie auf empirischer Grundlage nachgewiesen, dass mentale Räume – hier als Inputbereiche in einem Blendingansatz – in der interaktiven Gestaltung einer kreativen Problemlösungsaufgabe bzw. der drei konzeptuellen Strategien eine entscheidende Rolle spielen.

Anmerkungen

1 Es sei angemerkt, dass auch in der Literatur zu konzeptuellen Metaphern bereits ausführlich belegt worden ist, dass kreative Metaphern in vielen Fällen auf denselben konzeptuellen Basismustern basieren wie konventionalisierte Metaphern (sie z.B. Jäkel 2003; Kövecses 2010).

2 In der konzeptuellen Metapherntheorie wird das Prinzip der selektiven Projektion mit der Fokussierungsfunktion der Metapher verbunden, nach der bestimmte Elemente des Quellbereichs auf den Zielbereich projiziert werden, während andere ausgeblendet werden (siehe dazu schon Lakoff und Johnson 1980).

3 Es sei darauf hingewiesen, dass sich in der kognitiven Linguistik die Frage nach dem Unterschied zwischen Mental Spaces und konzeptuellen Domänen stellt. Allgemein wird angenommen, dass Mental Spaces als partielle Konzeptualisierungsstrukturen zu betrachten sind, die für lokale Zwecke aktiviert werden, während konzeptuelle Domänen als relativ stabile, in Erfahrung gegründete Kenntnisstrukturen gelten. Siehe dazu auch Grady u.a. (1999: 105): „Mental spaces […] are not equivalent to domains, but, rather, they depend on them: spaces represent particular scenarios which are structured by given domains".

Literatur

Anderson, Douglas R. (1987). *Creativity and the Philosophy of C.S. Peirce*. Dordrecht: Springer.

Andreasen, Mogens, Claus T. Hansen und Philip Cash (eds.) (2015). *Conceptual Design. Interpretations, Mindset and Models.* Heidelberg: Springer.

Benyon, David und Andrea Resmini (2015). Blended Spaces and Cross-channel Ecosystems. *Proceedings ACM Creativity and Cognition* 6.

Bilton, Chris und Stephen Cummings (eds.) (2014). *Handbook of Management and Creativity*. Cheltenham: Edward Elgar.

Brisard, Frank (Hrsg.) (2002). *Grounding. The Epistemic Footing of Deixis and Reference*. Berlin und Boston: de Gruyter.

Brône, Geert und Bert Oben (2015). InSight Interaction. A multimodal and multifocal corpus. *Language Resources and Evaluation* 49, 195–214.

Brône, Geert, Bert Oben, Jelena Vranjes und Kurt Feyaerts (2017). Eye gaze and viewpoint in multimodal interaction management. *Cognitive Linguistics* 28, 3, 449–483.

Carter, Ronald (2015). *Language and Creativity. The art of common talk*. London: Routledge.

Fauconnier, Gilles und Mark Turner (1998). Conceptual Integration Networks. *Cognitive Science* 22, 2, 133–187.

Fauconnier, Gilles und Mark Turner (2002). *The way we think. Conceptual blending and the mind's hidden complexities*. New York: Basic Books.

Giora, Rachel (2003). *On our Mind: Salience, Context and Figurative Language*. New York: Oxford University Press.

Giora, Rachel, Ofer Fein, Ann Kronrod, Idit Elnatan, Noa Shuval und Adi Zur (2004). Weapons of Mass Distraction. Optimal Innovation and Pleasure Ratings. *Metaphor and Symbol* 19, 2, 115–141.

Grady, Joseph E., Todd Oakley und Seana Coulson (1999). Conceptual blending and metaphor. In: G.J. Steen und R.W. Gibbs (eds.). *Metaphor in Cognitive Linguistics*. Amsterdam: John Benjamins, 101–124.

Hausman, Carl R. (1975). *A Discourse on Novelty and Creation*. The Hague: Martinus Nijhoff.

Imaz, Manuel und David Benyon (2007). *Designing with Blends. Conceptual Foundations of Human-Computer Interaction and Software Engineering*. Cambridge, MA: MIT Press.

Imo, Wolfgang und Jens Lanwer (2019). *Interaktionale Linguistik. Eine Einführung*. Stuttgart: J.B. Metzler.

Jäkel, Olaf (2003). *Wie Metaphern Wissen schaffen. Die kognitive Metapherntheorie und ihre Anwendung in Modell-Analysen der Diskursbereiche Geistestätigkeit, Wirtschaft, Wissenschaft und Religion*. Hamburg: Dr. Kovač.

Koestler, Arthur (1964). *The Act of Creation*. London: Hutchinson.

Kövecses, Zoltan (2010). A new look at metaphorical creativity in cognitive linguistics. *Cognitive Linguistics* 21, 4, 655–689.

Lakoff, George und Mark Johnson (1980). *Metaphors we Live By*. Chicago: University of Chicago Press.

Lande, Micah, Neeraj Sonalkar, Malte Jung, Christopher Han und Shilaheet Banerjee (2012). Monitoring Design Thinking through In-Situ Interventions. In: Hasso Plattner, Christoph Meinel und Larry Leifer (eds.). *Design Thinking Research. Studying Co-creation in Practice*. Heidelberg: Springer, 211–226.

Langacker, Ronald W. (2008). *Cognitive Grammar. A Basic Introduction*. Oxford: OUP.

Matlin, Margaret W. (1998). *Cognition*. 4. Auflage. Orlando, FL: Harcourt Brace.

McWilliam, Erica und Shane Dawson (2008). Teaching for creativity. Toward sustainable and replicable pedagogical practice. *Higher Education* 56, 633–643.

Nguyen, Lemai und Graeme Shanks (2009). A framework for understanding creativity in requirements engineering. *Information and software technology* 51, 655–662.

Simonton, Dean K. (2014). *The Wiley Handbook of Genius*. Chichester: Wiley.

Turner, Mark (2017). Multimodal form-meaning pairs for blended classic joint attention. *Linguistics Vanguard* 3, s1.

Veale, Tony, Kurt Feyaerts und Charles Forceville (2013). E Unis Pluribum. Using Mental Agility to Achieve Creative Duality in Word, Image and Sound. In: Dies. (eds.). *Creativity and The Agile Mind. A Multidisciplinary Approach to a Multifaceted Phenomenon*. Berlin und Boston: de Gruyter Mouton, 37–57.

Wang, Hung-Hsiang. (2014). A case study on design with conceptual blending. *International Journal of Design Creativity and Innovation* 2, 109–122.

Wang, Yingxu (2009). On cognitive foundations of creativity and the cognitive process of creation. *International Journal of Cognitive Informatics and Natural Intelligence* 3, 4, 1–18.

Weisberg, Robert W. (2006). C*reativity. Understanding innovation in problem solving, science, invention, and the arts*. Hoboken, NJ: Wiley.

Weisberg, Robert W. (2015). On the usefulness of “value” in the definition of creativity. *Creativity Research Journal* 27, 111–124.

Weisberg, Robert W. und Lauretta M. Reeves (2013). *Cognition. From Memory to Creativity*. Hoboken, NJ: Wiley.

Prof. Dr. Geert Brône
Universität Leuven
Abteilung für Linguistik
Blijde-Inkomststraat 21
B-3000 Leuven
Belgien
E-Mail: geert.brone@kuleuven.be

Prof. Dr. Bert Oben
Universität Leuven
Abteilung für Linguistik
Blijde-Inkomststraat 21
B-3000 Leuven
Belgien
E-Mail: bert.oben@kuleuven.be

Prof. Dr. Kurt Feyaerts
Universität Leuven
Abteilung für Linguistik
Blijde-Inkomststraat 21
B-3000 Leuven
Belgien
E-Mail: kurt.feyaerts@kuleuven.be

Prof. Dr. Paul Sambre
Universität Leuven
Abteilung für Linguistik
Blijde-Inkomststraat 21
B-3000 Leuven
Belgien
E-Mail: paul.sambre@kuleuven.be

Einlage

Zeitschrift für
Semiotik
Band 43 • Heft 1-2 (2021)
Seite 177-212
Stauffenburg Verlag Tübingen

Von der Schichtung zur Palimpsestierung: „Palimpsest“ als kulturwissenschaftlicher Grundbegriff*

Bernadette Malinowski, Marian Nebelin und Cecile Sandten, Technische Universität Chemnitz

Summary. The concept of the palimpsest has increasingly been promoted as a key concept in cultural studies. It captures the horizontal and vertical layers of space and time, and emphasises aspects of mixture, restructuring, disruption, destruction, and loss. Therefore, it replaces metaphors of layering, as recent methodological discourses in archaeology and literary studies attest to. At the same time, it opens new perspectives on cross-sectional topics not only in cultural studies but also in the context of spatial and urban theory as well as with regard to the tension between memory/remembering, discourse, and identity. To further operationalise the concept of the palimpsest within a wider academic framework, it is necessary, on the one hand, to distinguish between a material and a metaphorical notion of the term. On the other hand, it is essential to establish a concept of palimpsestisation as a mediating process category.

Keywords. palimpsest, palimpsesting, hypertextuality, spatial theory, the city, theory of layers

Zusammenfassung. Der Ausdruck ‚Palimpsest‘ schickt sich an, ein kulturwissenschaftlicher Grundbegriff zu werden. Als analytische Kategorie erfasst ‚Palimpsest‘ horizontale und vertikale Lagerungen von Raum und Zeit und betont dabei Aspekte der Mischung, der Neugestaltung, der Disruption, der Zerstörung und des Verlusts. Deshalb ergänzt und präzisiert er zunehmend die Schichtenmetaphern, wie jüngere Methodendiskurse in der Archäologie und der Literaturwissenschaft belegen, und erschließt auf neuartige Weise Querschnittsthemen der Kulturwissenschaften – etwa aus dem Bereich der Raum- und Stadttheorie oder im Hinblick auf das Spannungsfeld von Gedächtnis/Erinnerung, Diskurs und Identität. Zur weiteren Operationalisierung des Palimpsestbegriffs ist es erforderlich, zum einen epistemisch zwischen einem materiellen und einem metaphorischen Begriffsverständnis zu unterscheiden. Zum anderen gilt es, den Begriff der Palimpsestierung als vermittelnde Prozesskategorie zu profilieren.

Schlüsselbegriffe. Palimpsest, Palimpsestierung, Hypertextualität, Raumtheorie, Stadt, Schichtentheorie

1. Einleitung

In seinen *Moralia* verweist Plutarch auf den gescheiterten und von dem Philosophen Platon in seinem sog. *Siebten Brief* (Plat. epist. 7) reflektierten Versuch, den syrakusanischen Tyrannen Dionysios II. zu einem ‚Philosophenherrscher' zu erziehen (dazu vgl. Barthel 2008). Der kaiserzeitliche Moralschriftsteller nutzte dieses Beispiel, um zu verdeutlichen, dass die Erziehung eines Herrschers zu einem moralisch guten Menschen frühzeitig ansetzen müsse (Plut. *Maxime cum principibus philosopho esse disserendum* 4 = Plut. mor. 779B/C). Dionysios hingegen sei wie ein bereits zu oft überschriebenes – d.h. gereinigtes, dann wiederbeschriebenes und durch die Wiederholung dieses Vorgangs irgendwann verschmutztes – Buch (779C: βιβλίον παλίμψηστον/*biblion palimpseston*) gewesen. Der Verweis auf ein Palimpsest als Zustand eines für die Wiederbeschreibung vorbereiteten Objekts dient an dieser Stelle der „nicht im strengen Sinne metaphorischen, wohl aber vergleichenden" (Kany 2009: 179) Verdeutlichung der Wirkungen einer negativen Herrschaftsform: Die Praxis tyrannischer Herrschaft hinterlasse unauslöschliche Spuren bzw. dauerhafte Schäden an der moralischen Konstitution des Tyrannen, sodass dieser nicht mehr geeignet sei, zu einem guten Herrscher erzogen zu werden (vgl. Roskam 2009: 130). Im Hinblick auf den Palimpsestbegriff veranschaulicht diese Erzählung zweierlei: Zum einen wird auf das Palimpsestieren als antike Alltagspraxis angespielt (vgl. Schubart 1949: 123). In diesem Zusammenhang kann unter einem Palimpsest sowohl ein für die Wiederbeschreibung vorbereiteter wie auch ein bereits erneut beschriebener Beschreibstoff verstanden werden. Zum anderen legt die Passage aus Plutarchs *Moralia* die Auffassung nahe, dass es bereits in der Antike möglich war, den Namen des Produkts dieses Vorgangs – d.h. den Begriff des Palimpsests – nicht nur materiell, sondern auch metaphorisch zu verwenden (vgl. Uhlig 1982: 87).

In dem antiken Beispiel klingt mithin bereits eine Verwendungsvielfalt des Palimpsestbegriffs an, die nun in den letzten Jahrzehnten im disziplinären Diskurs verschiedener Kulturwissenschaften – und hierbei insbesondere in solchen, in denen sog. Schichtentheorien eine wichtige Rolle spielen – an Bedeutung gewonnen hat. In seinen metaphorischen Verwendungsformen ist der Palimpsestbegriff deshalb gegenwärtig dabei, den Status eines kulturwissenschaftlichen Grundbegriffs zu erlangen[1], der vor allem herangezogen wird, um die weit verbreiteten Schichtenmetaphern wesentlich zu präzisieren. Vor diesem Hintergrund ist es das programmatische Ziel dieses Beitrags, den Palimpsestbegriff methodisch vermittels einer „Theoriegeschichte in systematischer Absicht" (Habermas 1981, Bd. 1, 201; zur

Methode siehe ebd.: 200f.; vgl. bereits Habermas 1973: 369) inhaltlich näher zu fassen und als eine analytische Kategorie (weiter) zu profilieren, um

a. zu demonstrieren, dass Palimpsesttheorien eine eigenständige kulturwissenschaftliche Perspektive eröffnen, die zwar in klassischen Schichtentheorien gründet, aber über diese inhaltlich hinausweist und vor diesem Hintergrund schließlich
b. zu verdeutlichen, worin der Mehrwert der Palimpsestkategorie als kulturwissenschaftlichem Grundbegriff besteht.

Ausgangspunkt der nachfolgenden Überlegungen ist die Beobachtung, dass sich bisherige Ansätze zu Palimpsesttheorien zunächst dem Typus der Schichtentheorie zuordnen lassen. Schichtentheorien ermöglichen es, Aspekte der räumlichen, zeitlichen und semiotischen Überlagerung zu beschreiben und zu analysieren. Sie sind in zahlreichen Kulturwissenschaften auszumachen, entstammen jedoch ursprünglich der Geologie und wurden, als die Geologie im 18./19. Jahrhundert eine leitdisziplinäre Stellung erlangte, aus deren Wissenschaftssprache in andere Wissenschaften übernommen (dazu Schulz 2020: 17–19; vgl. Schnyder 2020: 476f.). Wie Schichtentheorien erfüllt auch eine Theorie des Palimpsests eine Ordnungsfunktion, indem sie es ermöglicht, verschiedene Ebenen horizontal wie vertikal zu unterscheiden. Die Palimpsestkategorie erweitert dabei die Thematisierungsmöglichkeiten, indem sie den Fokus auch auf Momente der Mischung, der Disruption, der Zerstörung, des Verlusts, aber auch der Erneuerung richtet. Darin liegt ihr heuristisches Potential.

Profiliert man die verschiedenen gebräuchlichen Palimpsestbegriffe dementsprechend als kulturwissenschaftliche Kategorie, so ermöglicht dies zum einen die Identifizierung und Beschreibung palimpsestuöser Objekte und Phänomene, die erhebliche Merkmalsgemeinsamkeiten mit dem Palimpsest im engeren Sinne, d.h. dem „paleographical material artifact“ (Chai-Elsholz 2011: 3), aufweisen. Zum anderen eröffnet eine solche kulturwissenschaftliche Palimpsestkategorie Möglichkeiten, Vorgänge und Sachverhalte zu untersuchen und zu interpretieren, die sich nur vermittels eines weiter gefassten ‚metaphorischen‘ (ebd.: 2 und passim) Palimpsestverständnisses erfassen lassen. In diesem Rahmen ist der vorliegende Problemaufriss nicht als Endpunkt, sondern als Diskussionsbeitrag in einer laufenden Debatte angelegt. Er zielt auf die Präzisierung der beiden besagten Auffassungen von Palimpsest – der materiellen und der metaphorischen – und auf die Entwicklung einer dritten, zwischen ihnen vermittelnden, heuristisch nutzbaren und kulturwissenschaftlich operationalisierbaren prozessualen Kategorie: die der P a l i m p s e s t i e r u n g .

Zu deren Entwicklung wird nachfolgend zunächst der engere materielle Palimpsestbegriff, wie er in den historischen Hilfswissenschaften ausgebildet wurde, vorgestellt (2.). Anschließend werden exemplarisch zwei unterschiedliche schichtentheoretische Diskurse aus kulturwissenschaftlichen Disziplinen in den Blick genommen, in denen Schichtentheorien bis

in die Gegenwart hinein besondere heuristische Funktionen erfüllen und sich ein grundlegender Wandel des Palimpsestverständnisses ankündigt: jener der Archäologie (3.) und anschließend jener der Literaturwissenschaften (4.). Dabei geht es nicht allein um die Herausarbeitung ihrer jeweiligen disziplinären Eigenheiten. Vielmehr wird verdeutlicht, an welchem Punkt die jeweilige Schichtentheorie auf Probleme stößt, die durch die Implementierung einer weiteren, mehr oder weniger metaphorisch ausgerichteten Palimpsestkategorie gelöst werden können. Anschließend werden verschiedene fachübergreifend in den Kulturwissenschaften gebräuchliche Palimpsestkonzepte, die zumeist um die Themen Gedächtnis/Erinnerung, Diskurs und Identität kreisen, vorgestellt und diskutiert (5.). Dabei wird eine besonders enge Beziehung zwischen Palimpsest- und Raumbegriffen zutage treten, die exemplarisch anhand von Diskursen um Städte und städtische Raumphänomene näher erörtert wird (6.). Mit Überlegungen zur Palimpsestierung als Methode wird der Beitrag beschlossen (7.).

2. Gesäubert oder abgeschabt: Das materielle Palimpsest aus Sicht der historischen Hilfswissenschaften

Die althistorische und mediävistische Kodikologie, Paläographie und Papyrologie verwenden den Begriff ‚Palimpsest', um einen Kodex oder Teile davon zu bezeichnen, deren Beschreibstoff von einer vorherigen Beschriftung gereinigt und so für die Wiederbeschreibung nutzbar gemacht wurde (siehe Karpp 1993; Hurschmann 2003; Brubaker 1987 bezieht auch übermalte Gemälde mit ein). Es handelt sich um eine Form von „historischem Recycling" (Grusková und Gastgeber 2003: 59), nicht um „a form of censorship" (McKitterick 2007: 145). Die Bezeichnung geht auf den antik-griechischen Quellenterminus παλίμψηστος/*palimpsestos* (lat. *palimpsestus*) zurück, der sich aus πάλιν/*palin* (wieder, erneut) und ψάειν/*psaein* (kratzen, schaben, säubern) zusammensetzt. Palimpsest meint also das ‚Wiederabgeschabte' oder ‚Wiedergesäuberte'.

Für die mediävistischen Hilfswissenschaften, deren Überlegungen sich auf Pergament als Beschreibstoff beziehen, ist die Bedeutung des ‚Abkratzens' oder ‚Abschabens' unproblematisch. Das aus Tierhaut gefertigte Pergament erlaubt die eher robuste Art der Tilgung durch Rasur, und diese findet sich in mittelalterlichen Handschriften zahlreich. In der althistorischen Forschung hat sich hingegen eine Kontroverse um die Frage entwickelt, ob die Technik des Palimpsestierens grundsätzlich auf Pergament verweist oder auch für Papyrus Anwendung gefunden hat (siehe Roberts und Skeat 1983: 16–18). Die Debatte verweist eher auf die Prominenz von auf Pergament geschriebenen Texten in der Palimpsestforschung, vor allem seit dem 19. Jahrhundert, als auf die antike Quellenlage. Zum einen ist die Bedeutung des Wortes *psaein* breiter als ‚schaben' und bezeichnet Säuberungsvorgänge allgemein; zum anderen ist in antiken Texten auch dann von Palimpsest die Rede, wenn sich dies eindeutig auf Papyrus als Beschreib-

stoff bezieht. Das meistzitierte Beispiel hierfür dürfte ein Brief Ciceros an seinen Freund Trebatius aus dem April 53 v. Chr. sein: „Denn dass Du ein Palimpsest benutzt hast, ist lobenswerte Sparsamkeit; aber ich möchte wohl wissen, was auf dem Blatt gestanden hat, dass Du es lieber hast auswischen als dies nicht schreiben wollen, wenn es nicht etwa Deine juristischen Formeln gewesen sind. Denn dass Du einen Brief von mir auslöschen solltest, um den Deinigen an die Stelle zu setzen, kann ich mir nicht denken. Oder willst Du damit andeuten, dass nichts verdient wird? Dass Du kalte Füße hast? Dass Du nicht einmal ein Blatt [Papyrus] Papier zur Verfügung hast?“ (Cic. fam. 7,18,2 = 7,16,2 Kasten = SB 37,2; Übers.: H. Kasten).

Dieser Ausschnitt macht etliche Details rund um das Palimpsestieren deutlich (zum Inhalt siehe Stolte 2005). Zunächst bezieht sich der Ausdruck Palimpsest allein auf den Beschreibstoff, nicht auf den Text, der auf diesem geschrieben wurde. In Quellen und in der Literatur findet sich diesbezüglich mitunter die Unterscheidung zwischen Palimpsest und *codex rescriptus*, wobei ersteres das zur Wiederbeschreibung aufbereitete Papyrus oder Pergament, letzteres den auf diesem durch Wiederbeschreibungen entstandenen Kodex meint (siehe Lowe 1972: 481). In diesem Sinne finden sich gelegentlich auch Palimpseste, die zwar vorbereitet, aber nicht erneut beschrieben worden sind. Die Attribuierung *palin* (erneut) bezieht sich nicht auf den konstruktiven Vorgang des Beschreibens, sondern den destruktiven des Säuberns – entweder rein tautologisch (Roberts und Skeat 1983: 17) oder als Verweis auf den Herstellungsprozess des jeweiligen Beschreibstoffes. Lowe weist darauf hin, dass die Wortbedeutung Palimpsest gerade für Pergament-Codices „*misleading*“ sein kann, wenn man hier Hinweise auf eine zweite Abschabung sieht, die ähnlich gründlich gewesen sei wie die im ursprünglichen Produktionsprozess des Beschreibstoffes (siehe Lowe 1972: 481).

Wenn man mit Palimpsest nicht nur – im Wortsinn der Quellensprache – das erneut gereinigte Stück, sondern – im Sinne der modernen Wissenschaftssprache – gesäuberte u n d wiederbeschriebene Papyri oder Pergamente versteht, wird die Frage der Lesbarkeit des ursprünglichen Textes wichtig. Im zitierten Beispiel ist die Sachlage klar: Das Palimpsest ist als solches erkennbar, der ursprüngliche Text aber nicht mehr lesbar, sodass Cicero über dessen Inhalt nur spekulieren kann. Auf diesem Nebeneinander von Erkennen der Säuberung und Nicht-Wissen um deren Objekt beruht die narrative Wirkung der Episode. Die Intention der Palimpsestproduktion und die Interessen der modernen Palimpsestforschung sind in der Regel gegenläufig. Den antiken und mittelalterlichen Palimpsesten liegt die Absicht zu Grunde, einen Text zu entfernen, um einen anderen an seine Stelle zu setzen. Die moderne Forschung ist hingegen in der Regel an dem ursprünglichen, unteren Text mehr interessiert als an dem jüngeren, oberen (Kluge 2019: 46).

In Hinblick auf die Motivation der Tilgung ist die moderne Forschung ähnlich wie Cicero auf Vermutungen zurückgeworfen, weil konkrete Anga-

ben zur Intention der Palimpsestherstellung in der Regel fehlen. Die von Cicero angeführten Gründe – Sparsamkeit oder Armut – werden auch in der Forschung und anderen historischen Quellen angenommen, wobei es weniger um allgemeine, überregionale Rohstoffknappheit als vielmehr um situative und lokale Bedürfnisse eines Skriptoriums ging (Mazal 1999: 95). Antike Palimpseste finden sich im Bereich von Briefen und Urkunden, mittelalterliche vor allem bei literarischen, umfangreicheren Texten (Hurschmann 2003: 189). Die früher oftmals geäußerte Annahme, christliche Akteure hätten durch Palimpseste heidnische Texte vernichten wollen, wird von den Befunden nicht bestätigt (so schon Wattenbach 1896: 305). Vielmehr sprechen kirchliche Verbote der Palimpsestierung heiliger und liturgischer Texte dafür, dass genau diese Palimpsestierungen immer wieder vorgekommen sind (Grusková und Gastgeber 2003: 61). Überschrieben wurden auch liturgische und juristische Gebrauchstexte, die durch Reformen ihre Gültigkeit verloren hatten (Bischoff 2009: 26).

Die Gründe für die Tilgung lagen aber oftmals nicht im Inhalt der Urtexte, sondern in ihrer Beschaffenheit. Alte und schadhafte Codices wurden bereinigt und wiederverwendet; Texte, die wegen eines „Wechsels der Kultursprachen" unverständlich oder deren Schriftformen aus der Mode gekommen waren, wurden überschrieben (Grusková und Gastgeber 2003: 60). Die Tatsache, dass die heute erhaltenen Palimpseste nicht auf einem einzigen Werk, sondern auf Fragmenten verschiedener Urtexte beruhen, spricht gegen die Annahme der gezielten Vernichtung bestimmter Texte.

Das Augenmerk der Palimpsestproduktion lag auf dem neu zu schreibenden, oberen Text und bezog den älteren Text nur insofern mit ein, als ihm in der konkreten Konstellation eine geringere Bedeutung beigemessen wurde. So finden sich unter den Palimpsesten der Karolingerzeit bei den jüngeren, oberen Texten etliche grammatische Werke, denen als sprachvermittelnde Gebrauchstexte ein hoher Nutzwert zukam. Die Selektionslogik zwischen unterem und oberem Text konnte sich auch – wie von Cicero angedeutet – auf die eigenen Werke beziehen oder den Charakter einer Korrektur annehmen. Zur Ausrüstung jedes mittelalterlichen Schreibers gehörte neben Feder und Tinte auch ein Messer zum Abschaben der Pergamente (Chai-Elsholz 2011: 4f.). Mitunter lassen sich auch Palimpseste auffinden, die in doloser Absicht erstellt wurden (Wattenbach 1896: 316f.): So wurden zum Beispiel unliebsame Teile einer Urkunde entfernt und neu geschrieben.

Zur Tilgung der Schrift kamen je nach Schriftträger und Tinte unterschiedliche Methoden zum Einsatz, wie etwa Abwaschen mit Wein oder Nesselsaft, Abreiben mit Bimsstein oder Eierschalen, Abkratzen mit einer Klinge (Declercq 2007: 8). Aus dem 11. Jahrhundert ist eine Rezeptur für die Palimpsestherstellung überliefert, die auf dem Einweichen in Milch, dem Trocknen unter Druck mit Getreidekörnern und dem Abreiben mit Bimsstein und Kreide basiert (Wattenbach 1896: 303). Die Wiederaufbereitung von Pergamenten wurde systematisch und mit einer gewissen Professionalität betrieben, wobei der Herstellungsort des Palimpsestes nicht mit dem

Ort identisch sein musste, an dem der *codex rescriptus* gefertigt wurde. Zwischen der Tilgung und der Wiederbeschreibung konnten zudem lange Zeiträume liegen. Vermutlich gab es im Frühmittelalter einen professionellen Handel mit palimpsestierten Pergamenten (McKitterick 2007: 147–150).

Die Hochphase der Pergament-Palimpsestierung lag zwischen 400 und 800 n. Chr. Etwa 4,5% aller erhaltenen Manuskripte dieser Zeit wurden zumindest teilweise auf palimpsestierten Seiten geschrieben. Ein Zentrum dieses Vorgehens war das norditalienische Kloster Bobbio, wo auch etliche klassische Autoren getilgt wurden, was in erster Linie mit der Verfügbarkeit der entsprechenden Handschriften und dem hohen Bedarf an Beschreibstoff zusammenhängt (Declercq 2007: 15–17). Nach 800 geht die Anzahl der lateinischen Palimpseste deutlich zurück, bei deutschsprachigen Texten des späten Mittelalters ist diese Praxis sehr selten (K. Schneider 2014: 109). Mit der flächendeckenden Verfügbarkeit von Papier als Beschreibstoff kommt das Palimpsestieren zum Erliegen.

Die Erforschung von Palimpsesten setzte im 17. Jahrhundert ein. Als erstes Faksimile eines Palimpsests wurden 1762 Teile einer gotischen Wulfilabibel in einer Wolfenbütteler Handschrift ediert (Declercq 2007: 8–11). Das Interesse der frühen Palimpsestforschung galt in erster Linie dem überschriebenen Text und seiner Wiederlesbarmachung. Erst in jüngerer Zeit geriet das Palimpsestieren selbst, das Verhältnis von oberer zu unterer Schrift und damit auch die Geschichte der Palimpsestforschung in den Fokus. Bei dieser lässt sich eine Verschiebung und Ausweitung der Methoden feststellen, welche auf technische Entwicklungen und ein verändertes Interesse verweisen. Die ersten Palimpseste wurden mit dem bloßen Auge gefunden und entziffert, darunter auch der berühmte Codex der vatikanischen Bibliothek (Vat. Lat. 5757), der Ciceros Schrift *De re publica* enthält, welche im 7. Jahrhundert mit Texten des Kirchenvaters Augustinus überschrieben worden war. Im 18. und 19. Jahrhundert kamen dann verschiedene Chemikalien zum Einsatz, um den getilgten Text wieder lesbar zu machen. Der italienische Bibliothekar Angelo Mai und der deutsche Historiker und Diplomat Barthold Georg Niebuhr haben auf diese Weise zahlreiche und spektakuläre Funde gemacht. Diese zielten freilich ausschließlich auf die überschriebenen Texte, und die eingesetzten Chemikalien griffen die Pergamente an und zerstörten sie teilweise: „Die von Angelo Mai behandelten Codices sind so schwarzbraun, daß man ihm nachgesagt hat, er habe sie absichtlich verdorben, damit man ihm keine Fehler nachweisen könne“ (Wattenbach 1896: 311f.). Die Fokussierung auf den Urtext nahm hier eine Zerstörung des jüngeren Textes und des ganzen Pergaments in Kauf; im Zuge der Neujustierung des forschenden Interesses wurde ein weiterer Tilgungsakt in die Geschichte der *codices rescripti* eingeschrieben.

Anfang des 20. Jahrhunderts revolutionierte die nicht-invasive Photographie mit ultraviolettem Licht die Palimpsestforschung, die nun mit mehr Respekt für beide Schriftschichten agieren konnte. Seit den 1970er Jahren kommen digitale Methoden zum Einsatz (Benton u.a. 1979). Grundlage

aller Palimpsestforschung – und damit auch aller metaphorischen Verwendung des Begriffs – ist die Tatsache, dass zahlreiche Palimpseste nicht so gründlich angefertigt wurden, dass der Urtext für immer verloren wäre. In einem unvollkommenen Akt der Zerstörung, der so akzidentiell zur Bewahrung beigetragen hat, liegt die Faszination aller Palimpseste; „they represent evidence preserved by destruction“ (McKitterick 2007: 145).

3. Die Verzeitlichung des Raumes: Die archäologische Stratigraphie und der Palimpsestbegriff

In der Archäologie bezeichnete der Palimpsestbegriff über lange Zeit hinweg ein als problematisch eingestuftes Grabungsphänomen (vgl. Lucas 2005: 37; Bailey 2007: 203; Lucas 2021: 90f., 109, 125): „[T]ranslated in terms of the archaeological record, it refers to the traces of multiple, overlapping activities over variable periods of time and the variable erasing of earlier traces“ (Lucas 2021: 109). Damit wirkt die Fundkonstellation wie eine ‚Vermischung von Zeiten‘ (ebd.: „an admixture of times“). Seit längerem wird – allen voran von dem prähistorischen Archäologen Geoff Bailey – dem Palimpsestbegriff jedoch das Potential zugeschrieben, einen Perspektivwechsel im Diskurs um die Weiterentwicklung der archäologischen Schichtentheorie – der sog. Stratigraphie – zu ermöglichen. Diese ist auf die praktische Funderfassung bei Ausgrabungen ausgerichtet (vgl. exemplarisch: VLA 2011). Entwickelt und erstmals archäologisch angewendet wurde die stratigraphische Methode vermutlich 1784 von dem späteren US-Präsidenten Thomas Jefferson (Niemeier 2006: 82; vgl. Daniel 1981: 249); wesentlich weiterentwickelt wurde sie von Heinrich Schliemann und Wilhelm Dörpfeld unter dem Eindruck der komplexen Befundlage auf dem oft mit dem mythohistorischen Troja gleichgesetzten Hisarlık Tepe im Nordwesten der heutigen Türkei (Daniel 1981: 128, 249; Zintzen 1998: 35f.; Niemeier 2006: 82).

Die archäologischen Schichtentheorien adaptierten die Vorstellung unterschiedlicher Erdschichten aus der Geologie (Zintzen 1998: 32–35; Schnyder 2020: 477), um damit einen wichtigen Aspekt von Grabungskonstellationen zu beschreiben (vgl. Daniel 1981: 249; Niemeier 2006: 81–83): Demnach sind Funde in Umgebungsschichten eingelagert, die dadurch unterscheidbar sind, dass die umgebende Erd- oder Gesteinsschicht – die sog. ‚Ablagerungen‘ (Sedimente) – wie auch etwaige Funde – z.B. Keramik – jeweils gemeinsame Merkmale aufweisen (vgl. Stäuble 2014: 277). Dies ermöglicht es, Befundlagen räumlich zu erfassen und die verschiedenen Funde relativchronologisch zueinander in Beziehung zu setzen. Auf diese Weise können „Leitschichten“ und „Leitfossilien“ ausgewiesen werden (ebd.: 277).

Indem sie den Fokus stärker auf menschenbeeinflusste als auf natürliche Schichten legte, bildete die Archäologie im Bereich der Schichtentheorie eine Eigenständigkeit gegenüber der Geologie aus. Auf den Umstand,

dass bei archäologischen Befundlagen die Schichten zumeist nicht ungebrochen aufeinander folgen, sondern oft Brechungen infolge späterer natur- oder menschenbedingter Einflüsse aufweisen, reagierten Mortimer Wheeler und Kathleen Kenyon mit einer Erweiterung der stratigraphischen Methode (siehe Niemeier 2006,:82; Stäuble 2014: 274f., 277; zur revidierten Methode vgl. Joukowsky 1980: 150–157 und passim), die dann um die sog. Harris-Matrix ergänzt wurde. Mittels dieser wird versucht, eine Grabungssituation und die zugehörigen Fundlagen r e l a t i o n a l möglichst genau zu erfassen und nicht nur die räumliche, sondern auch die zeitliche Dimension abzubilden (Harris 1975: 119). Die bei Ausgrabungen definierten Schichten werden in der Harris-Matrix in Form eines Netzwerks visualisiert und in Beziehung zueinander gesetzt. Dieses abstrakte Schema ermöglicht Harris zufolge eine „critical path analysis", wobei die Verbindungslinien als „threads of relative time" erscheinen (ebd.: 119).

Problematisch bleibt zum einen der Abhängigkeitscharakter archäologischer Schichtenanalysen von den Ergebnissen anderer Methoden, die erforderlich sind, um auch Datierungen von Funden vorzunehmen, die in Umgebungsschichten enthalten sind (vgl. Stäuble 2014: 276). Zum anderen spielt die interpretative Seite schichtenbezogener Methoden in der Archäologie eine wesentliche Rolle (vgl. ebd.: 276f.; Joukowsky 1980: 153; Krumme 2001: 228). Denn besondere interpretative Eigenleistungen sind erforderlich, um überhaupt Schichten differenzieren bzw. Ablagerungen und Funde zuordnen und als Einheit ansprechen zu können: „Was unterschieden oder was zusammengefasst wird, hängt von der Fragestellung ab und der Person, die das Profil liest" (Stäuble 2014: 276). Erschwerend kommt hinzu, dass

a. klare Schichtabgrenzungen eigentlich nur durch ‚Unterbrechungen' wie z.B. Zerstörungen oder Brandereignisse zustande kommen, oder
b. sich die Beziehung zwischen Entstehungsprozess und Schicht anders darstellen kann als erwartet (ebd.: 276f.); oder
c. „intrusions" (Joukowsky 1980: 151f., 179) z.B. in Form verlagerter Objekte vorliegen; oder
d. Prozesse, denen „Objekte bzw. Fossilien während und nach der Einbettung" ausgesetzt sind, den Befund verzerren (Wolfram 2014: 285).

Demnach laufen archäologische Schichtenmodelle auf Aspekte hinaus, die z.B. auch für die Verwendung von Schichtbegriffen als Metaphern für Geschichte von Bedeutung sind. In diesem Zusammenhang gelten Phänomene der „Überlagerung", der „Durchlässigkeit", von „Verwerfungen" oder „Erosion" (Demandt 1978: 323) jedoch nicht als Probleme, sondern als Momente, durch deren Vorhandensein die Schichtenmetapher überhaupt erst ein besonderes Erkenntnispotential erhält. Zudem ist in historiographischen Zeitschichtenmodellen, wie sie etwa Reinhart Koselleck entworfen

hat (siehe Koselleck 1995, 2000; dazu vgl. Nebelin 2009: 69f.; Hölscher 2020: 148–151, 248f.; Schnyder 2020: 478–480), die Zeitdimension gegenüber der Raumdimension dominant, während in der Archäologie die Raumordnung die Zeitbestimmung ermöglicht (vgl. dazu Joukowsky 1980: 150–152, 155) und mithin die Zeit dem Raum nachgeordnet ist.

Vor diesem Hintergrund hat Geoff Bailey eine Verzeitlichung des archäologischen Raumverständnisses angeregt. Während in der Archäologie ein Palimpsest bis dato eher als „handicap" eingestuft wurde, erscheint Bailey ein metaphorisches Palimpsestverständnis, das er den Kulturwissenschaften zuschreibt, besonders geeignet (Bailey 2007: 203), um auch in der Archäologie als neuer Grundbegriff zu fungieren. Das von Bailey vorgeschlagene archäologische Palimpsestverständnis bewegt sich innerhalb eines Spannungsverhältnisses zwischen zwei extremen Polen: Auf der einen Seite kann ein Palimpsest durch „the total erasure of all information except the most recent" gekennzeichnet sein, sodass der Aussagegehalt auf das Minimum reduziert ist; auf der anderen Seite kann ein Palimpsest auch eine Vielstimmigkeit transportieren, deren einzelne Komponenten nicht nur jeweils für sich stehen, sondern auch ein Bedeutungsdrittes entstehen lassen können (ebd.). Davon ausgehend hat Bailey verschiedene Formen archäologischer Palimpseste unterschieden, die den Veränderungen, denen die Schichten und die Objekte ausgesetzt sind, Rechnung tragen sollen (vgl. ebd.: 203–207; kritisch: Lucas 2021: 90–93):

1. Ein ‚wahrhaftiges' Palimpsest (Bailey 2007: 203f.: *„true palimpsest"*) ist das archäologische Äquivalent zu einem materiellen Palimpsest aus paläographischer Perspektive: „The definition of a true palimpsest, then, is a sequence of depositional episodes in which successive layers of activity are superimposed on preceding ones in such a way as to remove all or most of the evidence of the preceding activity" (ebd.: 204). Demnach bleibt als Ergebnis eines einmaligen oder mehrfachen Ablagerungsprozesses nur eine einzige Schicht erkennbar, wenngleich natürlich Artefakte aus anderen Phasen ebenfalls auffindbar sein können – etwa, weil sie wiederverwertet worden sind.
2. Ein archäologisches Palimpsest im hergebrachten Sinne ist das kumulative Palimpsest (ebd.: 204: „[*c*]*umulative palimpsest*"): In einer solchen Fundsituation sind verschiedene Fundphasen dergestalt miteinander verschmolzen, dass sie kaum oder gar nicht voneinander unterschieden werden können (ebd.: 204)[2]; auf diese Weise ist das durch Vermischung entstehende Moment gewissermaßen als ein neues Drittes einzustufen (ebd.: 205).
3. Räumliche Palimpseste (ebd.: 205: „[*s*]*patial palimpsests*") existieren in mehreren[3] Formen und umfassen Fundkonstellationen, deren Raumstruktur(en) unter verschiedenen Einflüssen verändert wurden (ebd.: 205–207): Dabei kann es sich um Vorgänge unterschiedlicher geologischer Tiefe, Formen und Dauer handeln,

die entweder die Fundstätten selbst verändert oder aber zu einer anderen räumlichen Lagerung von Fundobjekten geführt haben (ebd. 205f.; zur Problematik der Retrogression vgl. Olshausen 1999). In all diesen Fällen wird das „problem of contemporaneity" (Bailey 2007: 206) virulent. Demzufolge wird ein räumliches Palimpsest „defined as a mixture of episodes that are spatially segregated but whose temporal relationships have become blurred and difficult to disentangle" (ebd.: 207).

4. Ein zeitliches Palimpsest („[*t*]*emporal palimpsest*") ist durch einen Zusammenfall von Objekten aus unterschiedlichen Epochen und Kontexten in einer Fundsituation gekennzeichnet, wobei die Objektkonstellation dergestalt ist, dass eine genaue Datierung des Fundes nicht möglich ist, weil die Mischung während eines Ablageaktes zustande kam (ebd.). Diese Palimpsestform ist mithin mehr objekt- als raumbezogen, verbindet aber beide Aspekte zu einer Gleichzeitigkeit (Raum) des Ungleichzeitigen (Objekte) (zu dieser temporalen Figur vgl. Nolte 2002 sowie Landwehr 2012). Ein vergleichbarer Aspekt von „Gleichzeitigkeit" (Demandt 1978: 324) lässt sich in der historischen Metaphorologie ausmachen. Die Funktion dieser Kategorie ist, hier wie dort, nicht nur Prozesse in ihrer Eigenart, sondern auch die Beziehungen unterschiedlicher Prozesse untereinander thematisieren zu können.
5. Von besonderem Interesse ist schließlich unter den Palimpsestvarianten jene, die Bailey als „[*p*]*alimpsest of meaning*" bezeichnet (Bailey 2007: 207): Dieses ‚Bedeutungspalimpsest' überschreitet die Grenzen des Grabungsbezugs und rückt Funde in einen rezeptionsgeschichtlichen Zusammenhang, indem nach den Bedeutungszuschreibungen gefragt wird, die zum Beispiel ein Objekt im Verlauf der Zeit erfahren hat. Die gewählte Perspektive ähnelt infolge des von Bailey postulierten, den Betrachter selbst einbeziehenden „palimpsest effect" (ebd.: 208) der transformationsgeschichtlichen Spielart der Rezeptionsgeschichte, die auf der Annahme einer „*gegenseitige*[*n*] *Erschaff*[*ung*] von Aufnahmekultur und Referenzkultur" basiert (Böhme 2011: 9). Eine ähnliche Dialektik scheint auch für die *palimpsests of meaning* konstitutiv zu sein, die mithin exemplarisch für die neuen interpretativen Möglichkeiten stehen, die der Archäologie eine kulturwissenschaftliche Reformulierung ihres Palimpsestverständnisses eröffnen.

Mit diesen verschiedenen Formen archäologischer Palimpseste legt Bailey nahe, dass Palimpseste ein universelles Charakteristikum der materiellen Welt sind (Bailey 2007: 208) und eine Reihe von sich überschneidenden Phänomenen bilden, die sich je nach geografischem Umfang, zeitlicher Auflösung und Vollständigkeit der Erhaltung unterscheiden. Anhand von archäologischen Beispielen zeigt er exemplarisch, wie verschiedene

Arten von Palimpsesten analysiert werden können, um unterschiedliche Fragen zur zeitlichen Dimension menschlicher Erfahrung und zur Beziehung zwischen verschiedenen Arten von Prozessen und unterschiedlichen Größenordnungen von Schichtungsphänomenen zu beantworten. Damit verdeutlicht Baileys Zugriff exemplarisch das inter- und transdisziplinäre Potential der Verwendung der Palimpsestkategorie, deren metaphorischer Gebrauch vor allem in literaturwissenschaftlichen Intertextualitätstheorien grundgelegt wurde.

4. Metaliteratur und relationale Lektüre: Literaturwissenschaftliche Intertextualitäts- als Palimpsesttheorien

1982 wurden gleich zwei intertextualitätstheoretische Entwürfe veröffentlicht, die den Begriff des Palimpsests als komparative und analytische Kategorie zu profilieren suchten: Claus Uhligs *Theorie der Literarhistorie* und Gérard Genettes *Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe* (frz.: *Palimpsestes. La littérature au second degré*). Uhlig nutzt den Palimpsestbegriff zur Veranschaulichung des intertextualitätstheoretischen Aspekts seiner Theorie einer ‚Literarhistorie' (Uhlig 1982: 62), die sich sowohl auf Texte als auch auf Werke bezieht (ebd.: 87), und der zufolge der Intertext „dem Palimpsest wesensverwandt" ist (ebd.: 96). Erprobt wurde dies am Beispiel von William Wordsworths Lyrik, die Uhlig als „Poesie des Palimpsests" beschreibt (ebd.: 227; vgl. Fries 2019). Den von Uhlig diagnostizierten potentiellen Bedeutungswust metaphorischer Palimpsestvorstellungen versucht er durch Bezugnahmen auf den materiellen Palimpsestbegriff zu begrenzen (vgl. Uhlig 1982: 95). Die „Schichtentheorie" (ebd.: 90f.) oder „Schichtenlehre" (ebd.: 93) konkretisiert Uhligs Palimpsestvorstellung, indem die verschiedenen Texte, die ein materielles Palimpsest birgt, als Textschichten gedeutet werden (vgl. ebd.: 87f., 91). Literatur wird zur „Metaliteratur" (ebd.: 98), indem die Bezüge zwischen Texten auf unterschiedliche Weise multipliziert werden – je nachdem, ob Texte (oder im Fall der Palimpseste: Textschichten) in der Ungleichzeitigkeit ihrer Entstehungschronologie oder aber in ihrer epistemologischen Kopräsenz in den Blick genommen werden (vgl. ebd.: 87, 94–97). Insbesondere der Aspekt der Gleichzeitigkeit (vgl. dazu bes. ebd.: 87, 93) soll zudem ein geradezu kritisch-kreatives Potential schier unbegrenzter Bedeutungsmultiplikation bergen, die durch die Tiefe der zugleich vergegenwärtigten Vergangenheitsbezüge zustande kommt (vgl. ebd.: 93–97).

Eine ähnliche Idee der Bedeutungsmultiplikation durch Intertextualität hat Gérard Genette ins Zentrum seiner Überlegungen gerückt und durch die Verwendung des Palimpsestbegriffs exemplifiziert (dazu vgl. Wachinger 1999: 284; Dillon 2007: 4f., 89–91; Kany 2009: 196; Sandten 2012: 346f. [mit Anm. 8]; Kronshage u.a. 2015: 1f.; Osthues 2017: 74–78). Im Unterschied zu textontologischen Varianten von Intertextualität, wie sie Julia Kristeva, Jacques Derrida, Roland Barthes und Charles Grivel konzipiert haben,

vertritt Genette eine textdeskriptive, hermeneutische, d.h. auf nachweisbare und entsprechend rekonstruierbare Bezüge zwischen je spezifischen Texten restringierte Position.[4] Intertextualität ist hier ein literarisches „Verfahren des Bedeutungsaufbaus literarischer Werke" (Preisendanz 1982: 26f.) und zugleich ein rezeptionstheoretisches Verfahren zu dessen Rekonstruktion. Für seine Analysen entwickelte Genette eine Skala deskriptiv-poetologischer Verfahrenskategorien zur Erfassung von Bezügen zwischen Texten, wobei Intertextualität – aufgefasst als die „effektive Präsenz eines Textes in einem anderen" (Genette 1982: 10) – lediglich einer von fünf Typen der von Genette so bezeichneten Transtextualität ist. Im Zentrum seiner Theorie steht dabei der Typus der Hypertextualität, unter dem er in einer ersten, „provisorischen" Definition „jede Beziehung zwischen einem Text B (den ich als *Hypertext* bezeichne) und einem Text A (den ich, wie zu erwarten, als *Hypotext* bezeichne), wobei Text B Text A auf eine Art und Weise überlagert, die nicht die des Kommentars ist", versteht (ebd.: 14f.).[5] Der Fokus liegt dementsprechend auf den Hypertexten als „Texte[n] zweiten Grades" (ebd.: 15), welche durch „Transformation" oder „Nachahmung" (ebd.: 18) von einem oder mehreren früheren Texten abgeleitet wurden.

Praktisch erschlossen werden können Hypertexte Genettes Auffassung zufolge nur vermittels einer „relationalen" oder einer – von Genette in Anlehnung an Philippe Lejeune so bezeichneten – „*palimpsestuöse*[*n*] Lektüre", die in dem Unterfangen besteht, „zwei oder mehrere Texte in Bezug aufeinander [zu] lesen" (ebd.: 533): Übereinstimmungen und Abweichungen zwischen Hypotext und Hypertext sowie die mannigfachen Ableitungs- und Beziehungsverhältnisse zwischen ihnen müssen analysiert werden, will man die „hypertextuelle Vieldeutigkeit" (ebd.: 532) freilegen, die aus der Kreuzung zweier positiv gegebener Codes ebenso resultieren kann wie aus „*Amputationen*" (ebd.: 316) des Prätexts. Analog zu seiner Behauptung, ein Palimpsest sei dadurch ausgezeichnet, dass „man auf dem gleichen Pergament einen Text über einem anderen stehen sieht, den er [= der jüngere Text] nicht gänzlich überdeckt, sondern durchscheinen läßt" (ebd.), beschreibt Genette den Interpretationsvorgang als eine „Bastelei" (ebd.: 533), die als eine besondere Form der relationalen Interpretation gedeutet werden kann: „[E]ine neue Funktion legt sich über eine alte Struktur und verschränkt sich mit ihr, und die Dissonanz zwischen diesen beiden gleichzeitig vorhandenen Elementen verleiht dem Ganzen seinen Reiz" (ebd.: 532). Ein Palimpsest mit seiner Verbindung von unterem und oberem Text entspricht mithin erstens der textuellen Beziehung zwischen Hypo- und Hypertext und verweist zweitens auf einen postulierten Transparenzcharakter des Palimpsests (der sich realiter einzig für den Fall schlecht gemachter materieller Palimpseste feststellen ließe). Die neuen Bedeutungen, die infolge der visuellen Überlappungen an den Überkreuzungs- und Kontaktbereichen der Schichten zustande kommen, lassen dann Genette zufolge gleichsam ein Drittes zwischen den Texten entstehen.

Eine solche Form der rezeptiven wie produktiven Bedeutungsakkumulation ist freilich dem materiellen Vorgang des Palimpsestierens gerade

nicht zu eigen. Dies lässt erkennen, dass Genette einen im Kern metaphorischen Begriffsgebrauch pflegt (vgl. auch ebd.: 532), wobei die Metaphorisierung darin besteht, dass der Schriftbezug des engeren materiellen Palimpsestbegriffs zu einem inhaltlichen Textbezug ausgeweitet wird. Denn im Umgang mit materiellen Palimpsesten lassen sich wesentlich zwei Schriftebenen unterscheiden, deren differenzierte Betrachtung für das Palimpsest und seine Entzifferung charakteristisch sind – die erste und die zweite Schrift, *scriptio inferior* und *scriptio superior*. Beide sind zeitlich (älter – jünger), räumlich (unten – oben) und visuell (relativ unsichtbar – sichtbar) klar voneinander zu unterscheiden und zumeist inhaltlich voneinander unabhängig. Ein eigensinniges Drittes, um das es Genette in seiner Hypertextualitätstheorie geht, bergen (materielle) Palimpseste als solche gerade nicht, weil es nicht vorrangig um inhaltliche Beziehungen zwischen den Schrift- bzw. Textebenen geht. Dies verdeutlicht, dass die metaphorische Bedeutungsvariante größere Interpretationsspielräume eröffnet als es das materielle Vorbild allein birgt – eine Tendenz, die fundamental ist für kulturwissenschaftliche Adaptionen des Palimpsestbegriffs.

5. Gedächtnis – Diskurs – Identität: Das metaphorische Palimpsestverständnis im kulturwissenschaftlichen Diskurs

Innerhalb des kulturwissenschaftlichen Diskurses finden Palimpsestbegriffe in besonderem Maße im Kontext des breiten thematischen Verflechtungsfeldes von Gedächtnis, Diskurs und Identität Verwendung (grundlegend zum modernen Gedächtnisdiskurs: Halbwachs 1925; Nora 1978; J. Assmann 1992; A. Assmann 1999; vgl. A. Assmann 2011: 283–287). Von diesem Verflechtungsfeld ausgehend wird nachfolgend das metaphorische Palimpsestverständnis der Kulturwissenschaften nicht nur rekonstruiert, sondern weiterführend theoretisch ausgestaltet. Dabei ist zunächst ein besonders enger thematischer Überschneidungsbereich zwischen Literatur- und Kulturwissenschaften zu konstatieren: So hatte bereits Uhlig seine Diskussion der Palimpsestkategorie seinen Überlegungen zu Erinnerung und Vergessen vorangestellt (vgl. Uhlig 1982: 102–136) und auch Renate Lachmann hat das intertextuelle Schreibverfahren als Gedächtnishandlung, den konkreten intertextuell aufgebauten Text als Gedächtnisraum beschrieben (vgl. Lachmann 1990). Doch die jüngeren Kulturwissenschaften weisen disziplinär über die Literaturwissenschaften hinaus: In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts formierten sie sich infolge verschiedener ‚cultural turns' (dazu: Bachmann-Medick 2006). Sie sind durch eine – wie auch immer disziplinär gebrochene – gemeinsame Fokussierung auf die Mechanismen der symbolischen (Re-)Produktion von Wirklichkeit (vgl. Eco 1976/1987: 54; Hübinger 2000: 173f.; Bonacker und Reckwitz 2007: 9) sowie ein gemeinsames, ‚pluralisiertes' (vgl. Hübinger 2000: 163) Methodenrepertoire zur Analyse und Interpretation dieser Phänomene verbunden.

Im kulturwissenschaftlichen Gedächtnisdiskurs werden, wie Aleida Assmann (1999: 154–156) gezeigt hat, nun der Gedächtnis- und der Palimpsestbegriff miteinander verwoben. Der Gebrauch des Palimpsestbegriffs als Metapher im Gedächtnisdiskurs wird dabei (a) von Rekonstruktionen der begriffsgeschichtlichen Wandlungen und Implikationen sowie (b) von einer systematischen Reflexion dieses Gebrauchs der Gedächtnismetaphern flankiert:

a. Metaphern- und Mediengeschichte: Es lässt sich eine „enge Wechselbeziehung zwischen den Medien und den Metaphern des Gedächtnisses" ausmachen (ebd.: 149)[6], sodass sich der „Wandel von Gedächtnistheorien im Überschneidungsbereich mit der Mediengeschichte" bewegt (ebd.). Von diesem Postulat ausgehend lässt sich der Palimpsestbegriff in einen Zusammenhang mit anderen „Schriftmetaphern" (ebd.: 151) des Gedächtnisses wie der Tafel oder dem Buch stellen (siehe ebd.: 151–158; vgl. Osthues 2017: 56–58). Doch bleiben ältere Techniken auch später noch als Vergleichspunkte relevant, wie exemplarisch die von Hermann Doetsch (2015: 81) hervorgehobene Gemeinsamkeit moderner Schreibsoftware und mittelalterlicher Palimpsestierungstechnik in den Vorgängen von „Tilgen und Überschreiben" verdeutlicht.
b. Metapher und Gegenstandskonstitutierung: Ursächlich für die Verwendung von Metaphern im Gedächtnisdiskurs sind nach Einschätzung von Aleida Assmann (1999: 149) die besonderen Herausforderungen einer veranschaulichenden Vergegenständlichung des Gedächtnisthemas; der Rückgriff auf Metaphern erfüllt mithin heuristische Funktionen (ebd.: 150). Metaphern dienen nicht allein der Veranschaulichung; sie besitzen eine theorieleitende und dadurch auch gegenstandskonstitutive Funktion (ebd.). Insofern ist Roland Kanys (2009: 200) Gegenüberstellung von „Metaphorik" und „definierte[n] Begriffen" nicht zutreffend: Auch Metaphern können inhaltlich bestimmt werden. Konkret zeichnet sich die Metapherngeschichte des Palimpsestbegriffs gerade dadurch aus, dass die Metapher seit der Antike für weitreichende Übertragungen und Vergleiche genutzt wurde; in jüngerer Zeit hat sich jedoch die Bindung an den materiellen Palimpsestbegriff gelöst. Dadurch wurde auch eine Begrenzung möglicher, vermittels von Palimpsestbegriffen erschließbarer Bedeutungsgehalte aufgehoben.

Unter unterschiedlichen Gesichtspunkten haben Sarah Dillon (2007) und Roland Kany (2009) die Metapherngeschichte des Palimpsestbegriffs überzeugend – wenn auch mit einer bemerkenswerten Lücke in der Geschichte des Mittelalters – rekonstruiert. Innerhalb des modernen Palimpsestdiskurses kommt dabei Thomas de Quincey, einem Vertreter der englischen

Romantik, eine zentrale Rolle zu (vgl. Dillon 2007: 1), weil er eine systematische Verknüpfung von Palimpsest und Gedächtnis vorgenommen hat. In seinem Essay *The Palimpsest of the Human Brain* hat Quincey 1845 (341) unter dem Eindruck der Leistungen der zeitgenössischen philologischen Palimpsestforschung (vgl. ebd. 344–346) eine materielle Palimpsestdefinition zum Ausgangspunkt seiner Überlegungen gemacht (dazu vgl. Dillon 2007: 24–29; Kany 2009: 192f.; Osthues 2017: 58–60). Im Verlauf seiner Ausführungen beschreibt er das menschliche Gehirn bzw. das Gedächtnis als Palimpsest, wobei er ein zunächst temporales Abfolge- (‚succession') durch ein räumliches Schichtenmodell (‚layers') der Gedächtnisinhalte ersetzt hat: „What else than a natural and mighty palimpsest is the human brain? Such a palimpsest is my brain; such a palimpsest, oh reader! is yours. Everlasting layers of ideas, images, feelings, have fallen upon your brain softly as light. Each succession has seemed to bury all that went before. And yet, in reality, not one has been extinguished" (Quincey 1845: 346). Das Erinnern lässt demnach, ebenso wie die moderne Rekonstruktion der *scriptio inferior* eines Palimpsests, Inhalte nicht mehr aufeinander folgen. Vielmehr überführt das Gehirn die älteren Erinnerungen in die Kopräsenz mit den jüngeren. Bei der Rekonstruktion dieses Vorgangs orientierte sich Quincey an der Palimpsestforschung seiner Zeit, die bereits die ältere Textschicht eines Palimpsests in die Kopräsenz mit der *scriptio superior* überführen konnte.

Dennoch birgt Quinceys Vorstellung von Kopräsenz eine asymmetrische Komponente, da diese an die zeitliche Staffelung des ursprünglichen Memorierungsvorgangs gebunden bleibt. Dieser Aspekt reflektiert die Praxis menschlichen Erinnerns, die sich eben auch als beständiger Selektions- und Korrelationsprozess darstellt. Dies antizipiert das in jüngeren Auseinandersetzungen mit dem Phänomen des Vergessens ausgebildete Postulat einer Dialektik von Erinnern und Vergessen in individuellen wie kollektiven Gedächtnisoperationen, das in modernen Gedächtnistheorien im Zusammenhang mit der Trias von „Erinnern, Verdrängen, Vergessen" (Meier 2010: 14) eine wesentliche Rolle spielt (vgl. Koschorke 2012: 217–220).[7]

Folglich bergen Quinceys Überlegungen drei Pointen zum Verhältnis von Gedächtnis und Palimpsest:

1. Die erste Pointe besteht im Aufzeigen einer Vergleichsebene von Gedächtnis und Palimpsest: Es ist die Dialektik von Präsenz und Absenz, die den Mehrwert der Metapher für die Charakterisierung von Gedächtnis- und Erinnerungsprozessen ausmacht, denn „Erinnerung setzt weder Dauerpräsenz noch Dauerabsenz voraus, sondern ein Wechselverhältnis von Präsenzen und Absenzen" (A. Assmann 1999: 154).
2. Die zweite Pointe besteht in der Annahme eines latenten Vorhandenseins, wenn auch nicht notwendigen Verfügbarseins aller Erinnerungen in den Tiefenstrukturen des Gedächtnisses (vgl. ebd.: 155; kritisch: Kany 2009: 193), die durch einen erheblichen Schock

plötzlich aus der üblichen „succession“ in eine Form der „coexistence“ (oder gar der „omnipresen[ce]“) fallen können (Quincey 1845: 348). Dem soll der Prozess der Wieder-Sichtbarmachung der *scriptio inferior* entsprechen.

3. Eine dritte Pointe stellt die Bewusstmachung eines möglichen fehlenden inhaltlichen Zusammenhangs zwischen Erinnerungen bzw. Textschichten dar, wobei sich im Gedächtnis im Unterschied zum (materiellen) Palimpsest eine Vereinbarkeit auch des scheinbar Unvereinbaren infolge der menschlichen Anforderungen an die Kohärenz der eigenen Erinnerungen einstellen könne (vgl. ebd.: 346): „[O]ftentimes there is in the grotesque collisions of those successive themes, having no natural connexion, which by pure accident have consecutively occupied the roll, yet, in our own heaven-created palimpsest, the deep memorial palimpsest of the brain, there are not and cannot be such incoherencies“ (ebd.: 347).

Das von Quincey thematisierte Moment der Kohärenz des Inkohärenten, das sich im Zuge von Gedächtnisprozessen einstellen kann, bildet einen der zentralen Berührungspunkte zwischen Gedächtnis- und Diskurstheorie. Eine wichtige konzeptuelle Scharnierfunktion kommt dabei Sigmund Freuds Reflexionen zum sog. ‚Wunderblock‘ zu (dazu vgl. A. Assmann 1999: 156f.; Dillon 2007: 29–31; Osthues 2017: 60–64). Ein ‚Wunderblock‘ ist ein Beschreibmedium, auf dem es möglich ist, ähnlich wie bei einer Wachs- oder Kreidetafel Texte zu schreiben und diese dann wieder zu tilgen. Materialbeschaffenheit und Abnutzungserscheinungen bringen es freilich mit sich, dass die Tilgung nie vollständig ist, sondern mit längerem Gebrauch auch mehr oder weniger sichtbare Spuren früherer Beschreibungen sichtbar bleiben bzw. werden. Freuds *Notiz über den Wunderblock* (1925) zufolge ist das Gedächtnis „in unbegrenzter Weise aufnahmefähig für immer neue Wahrnehmungen und schafft doch dauerhafte – wenn auch nicht unveränderliche – Erinnerungsspuren von ihnen“ (Freud 1999, Bd. 14: 4). Eben diese doppelte Fähigkeit – Speicherung und Wiederbeschreibbarkeit – sieht Freud auch im Wunderblock, der „nicht nur eine immer von neuem verwendbare Aufnahmefläche […], sondern auch Dauerspuren der Aufschreibung“ aufweise; „er löst das Problem, die beiden Leistungen zu vereinigen, indem er sie auf zwei gesonderte, miteinander verbundene Bestandteile – Systeme – verteilt. Das ist aber die gleiche Art, wie [...] unser seelischer Apparat die Wahrnehmungsfunktion erledigt“ (ebd.: 7).

Freuds Vergleich ist in zweifacher Hinsicht aufschlussreich: Zum einen ist die Analogie von seelischem Apparat und Wunderblock sowohl eine Analogie zur Gedächtnis- bzw. Wahrnehmungsleistung als auch zum palimpsestuösen Schreib- bzw. Lesevorgang. Zum anderen unterscheidet Freud vermittels des Wunderblock-Vergleichs zwischen der jüngsten und dominanten Schicht einerseits und den ‚Dauerspuren‘ als untilgbaren Resten von früheren Beschreibvorgängen andererseits. Dadurch integriert er sowohl

ein Moment der Diskontinuität bzw. der Unterbrechung als auch der – freilich unvollständigen – Löschung. Eine solche Löschung ist eine Variante jener bewussten Zerstörung, die den Vorgang der Herstellung materieller Palimpseste begleitet. Verschwinden wie Löschen sind als Palimpsestierungsphänomene mit Verlusten verbunden, können aber auch neue Freiräume und neue Deutungshorizonte eröffnen.[8]

Weil solche Vorgänge der inhaltlichen Weitung oder Verengung, der strukturellen Öffnung und Schließung von Diskursen oft durch Machtlagerungen beeinflusst werden, werden sie häufig an einem Schnittpunkt von Gedächtnis-, Palimpsest- und Diskurstheorie thematisiert und diskutiert. Besonders präsent ist in diesem Zusammenhang die Diskursanalyse Michel Foucaults. Diese eignet sich auch als Zugriff auf palimpsestuöse Erscheinungsformen: Foucault geht es sowohl in *Die Archäologie des Wissens* (1969) wie auch in *Die Ordnung des Diskurses* (1974) um die historischen Bedingungen von Diskursen und die damit verbundenen Prozesse ihrer Genese, Durchsetzung und Anerkennung (etwa als Wissensdiskurs), wenngleich die Schwerpunktsetzungen und Akzentuierungen der Diskurstheorie in beiden Werken voneinander abweichen. In der Wissensarchäologie werden Diskurse als „Praktiken" aufgefasst, „die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen" (Foucault 1969: 74). Ziel der archäologischen Diskursanalyse ist es nicht, Aussagen bzw. Diskursinhalte zu deuten, sondern die historischen Möglichkeitsbedingungen von Diskursen zu eruieren (vgl. ebd.: 159). Für die Diskursanalyse ist dabei ein Geschichtsbild prägend, in dem Geschichte als diskontinuierlich gedacht wird: ‚Archäologisch ausgegraben' – d.h. identifiziert und sichtbar gemacht – werden können vor allem Brüche, Grenzen, Schwellen, die sowohl im diachronen Verlauf von Geschichte als auch im zeitlichen Nebeneinander von Diskursen eintreten. In der *Ordnung des Diskurses* hingegen akzentuiert Foucault in Anlehnung an Nietzsche den Aspekt der Macht und bestimmt Diskurs als „gewaltige Ausschließungsmaschinerie" (Foucault 1974: 43). Entsprechend meint Diskursanalyse hier die Analyse der Ausschließungsprozeduren.

Wo Imperative der Macht im Diskurs wirksam werden, ist dieser durch „semantische" (Koselleck 1972a: 113; dazu vgl. Dipper 2021 und Nebelin 2021) und „ikonologische Kämpfe" (dazu vgl. Nebelin 2013: 54f.) geprägt. Dies konkretisiert sich über verschiedene diskursive Operatoren wie etwa den der Spaltung eines Diskurses entlang einer Bewertungslinie, in dessen Folge eine der Wertungstendenzen zunächst dominant wird und sich dann der Diskurs auf ihre inhaltliche Richtung vereinseitigt (dazu vgl. Nebelin 2011: 44–46). Aus Machtkonstellationen resultieren Palimpseste, da Macht stets mit einer Hierarchisierung von Wertungen und Bedeutungen einhergeht. Auf diese Weise entsteht eine diskursive Hierarchie, die mit der Metapher des Palimpsests beschrieben werden kann: Die Vereinseitigung bspw. gleicht dem Akt der Tilgung einer älteren Schrift, die erst dadurch gegenüber einer anderen, jüngeren Schrift zur *scriptio inferior* wird.

Dieser relationale Aspekt diskursiver Palimpseste verdeutlicht, dass im Zusammenhang mit der Chance, Diskurse in diesem Sinne beeinflussen zu können, auch Fragen von Inklusion und Exklusion als Bedingungen wie Folge von Machtverhältnissen eine wesentliche Rolle spielen. Dabei werden auch Inklusions- und Exklusionsrollen diskursiv ausgebildet; von ihnen her bestimmen sich dann wiederum die jeweiligen diskursiven Einflussmöglichkeiten und -formen (vgl. Luhmann 1998: Bd. 2: 620f.). In diesem Zusammenhang erweisen sich Inklusion und Exklusion, wie Niklas Luhmann betont hat[9], als Ergänzungsbegriffe (vgl. Luhmann 1994: 229). Im Spannungsfeld der dadurch aufgespannten „relationalen Differenzkonstruktionen" (Schilling 2000: 49) werden Zugehörigkeitsfragen diskursiv verhandelt, auf denen kollektive Identitäten basieren: „Das Bewußtsein von einem kontrastiven Gegenüber und meiner Nicht-Identität mit ihm verweist auf ein dialogisch ermitteltes Bild von mir selbst: zu der Feststellung: ‚Ich bin der andere nicht' gehört eine zweite, wer und wie ich denn selbst sei" (ebd.; dazu vgl. Nebelin 2006: 47–53). Die Negativseite von Identität erscheint im metaphorischen Palimpsestdiskurs als untergründige Schrift oder – so könnte man in Anwendung der Kategorien Genettes behaupten – wie ein Hypotext, ohne den die positive, wie ein Hypertext ins Präsente drängende Seite der Identität nicht wäre. Identitätstheorien aber bedürfen der Gedächtnistheorien, und umgekehrt sind dort, wo es um ihre kollektive Dimension geht, Diskurs- und Gedächtnistheorien auf Identitätsaspekte verwiesen, wie für letztere bereits 1978 (229) Pierre Nora betont hat. Dabei spielen neben Identitätsprozessen, in denen sich sozial imprägnierte, habituell artikulierende Identitäten ausbilden (vgl. auch ebd.: 230, aber grundsätzlich bereits Halbwachs 1925, Kap. 7; zum auf Pierre Bourdieu zurückgehenden Konzept des Habitus vgl. Gebauer und Krais 2002), auch politische Identitätszuschreibungen eine wesentliche Rolle. Fasst man, wie Aleida Assmann vorgeschlagen hat, „Kultur" metaphorisch „als Gedächtnis" auf, so werden „Kulturen (anders als die Evolution der Technik) […] in Prozessen ständiger Rückgriffe (Rekursionen) erhalten und reproduzier[t]"; dabei fungiert „Vergangenheit" als „der plastische Stoff, aus dem individuelle, nationale und kulturelle Identitäten gemacht werden" (Assmann 2011: 286). Demnach sind alle Gemeinschaften, wie Benedict Anderson (1983/1991/2006: 6) herausgestellt hat, ‚imaginiert', wobei sie sich in der Art und Weise ihrer imaginativen Hervorbringung unterscheiden (zum Konzept der *imagined communities* siehe ebd.: 6f.).

Gerade infolge ihres konstruktiven Entstehungsprozesses erscheinen Gemeinschaftsbildungen als Schichtungsprozesse, in denen sich verschiedene Schichten von Erinnerungen und Identitäten nicht nur überlagern, sondern auch durchdringen, revidieren und verdrängen. Solche kollektiven Identitätsbezüge sind deshalb immer prekär, weil „viele Traditionen und Erinnerungskulturen" das „Ergebnis von Konstruktionsprozessen oder eine[r] ‚invention of tradition'" sind (U. Schneider 2000: 262; zu *invented traditions* vgl. Hobsbawm 1983). Sie können deshalb nach innen wie nach außen Vorgänge der Verhärtung und der symbolischen Verfestigung durchmachen,

die sie zunehmend von der Erfahrungswelt ihrer Träger entkoppeln (vgl. Schilling 2000: 19f.). Aufgrund ihrer vielschichtigen, konstruierten und manchmal in sich konfligenten Grundstruktur können solche Identitäten als palimpsestuöse Strukturen beschrieben werden – und zwar sowohl im Hinblick auf Individuen als auch auf Kollektive, weil das Konzept individueller Identität nicht nur die Grundlage für die Metapher von der kollektiven Identität bildet (zur Problematisierung vgl. Niethammer 2000), sondern beide Identitätsformen aufeinander verweisen (vgl. Anderson 1983/1991/2006: 205; Straub 2011).

Insgesamt wird ersichtlich, dass auch im kulturwissenschaftlichen Diskurs die Präsenz von Schichtvorstellungen noch wahrnehmbar ist, diese jedoch entweder in erheblichem Maße durch einen äußerst weit gefassten metaphorischen Gebrauch des Palimpsestbegriffs präzisiert oder aber – wie im Fall der Diskurstheorie – die bestehenden Theoriemodelle durch die Adaption der Palimpsestmetapher nachhaltig weiterentwickelt werden können. Darüber hinaus wird der Palimpsestbegriff im kulturwissenschaftlichen Diskurs jedoch auch als normativ aufgeladene Kategorie genutzt. So hat Meinhard Winkgens eine erhebliche kulturwissenschaftliche Erweiterung des „metaphorischen Bedeutung[sspektrums]" des Palimpsestbegriffs ausgemacht, welches es nunmehr auch „erlaubt […], die vom gegenwärtig dominanten historischen Bewusstsein marginalisierten und durch die hermeneutische Kontinuität wirkungsgeschichtlicher Aneignungsprozesse nivellierten widerständigen Momente radikaler Diskontinuität und historischer Alterität als in den Brüchen des vermeintlichen geschichtlichen Kontinuums aufscheinenden Fragmente und Spuren eines überschriebenen ‚anderen' Geschichtstextes zu lesen und die versuchte systematische Rekonstruktion seiner strukturellen Kohärenz methodisch zu konzeptualisieren" (Winkgens 2008: 554). Der solcherart ‚kategorial' zugerüstete Palimpsestbegriff wirkt an dieser Stelle als diskursives Korrektiv. Der *scriptio inferior* kann in einem solchen kulturwissenschaftlichen Palimpsestverständnis gleichsam eine normative Dimension zugewiesen werden, während die visuelle Dominanz der *scriptio superior* als repressiv gedeutet wird. In solchen Ansätzen wird die Palimpsestmetapher normativ aufgeladen – ein Vorgang, der entweder als Entfesselung neuer analytischer Potentiale oder als Überdehnung der fundamentalen Referenz auf ihre materiellen Ursprünge eingestuft werden kann.

6. Palimpsest und (Stadt-)Raum: Eine besondere Beziehung?

Jeder Palimpsestbegriff wird durch das ihm jeweils zugrundeliegende Raumverständnis präzisiert. Denn zum einen ist bereits jedes materielle Palimpsest selbst räumlich. Diese inhärente Räumlichkeit bedarf auch im Fall jeder Palimpsestmetapher der fallspezifischen Explikation. Zum anderen sind die Phänomene, auf die der Palimpsestbegriff zumeist als analytische und interpretative Kategorie angewandt wird, überwiegend und im weitesten Sinne

räumliche. Aufgrund der Vielfalt der Bezugsphänomene muss dabei ein pluraler Raumbegriff zugrunde gelegt werden, wie ihn zum Beispiel Martina Löw vorgeschlagen hat (Löw 2001: 15, 2011b: 46f.). Die moderne Konjunktur der Anwendung des Palimpsestbegriffs im Zusammenhang mit Raumphänomenen mag damit zusammenhängen, dass gerade die jüngere Moderne durch eine zunehmende „Flexibilisierung von Raumwahrnehmungen" gekennzeichnet ist, die eine erhöhte Komplexität von Raumvorstellungen zur Folge hat: „Ein räumliches Entwicklungsmodell der Durchmischung und Verdichtung von Funktionen macht sich breit" (Strohmeier 2008: 720). Die Suche nach Kategorien und Metaphern, vermittels derer sich die räumlichen Schichtungen und Überlagerungen beschreiben und analysieren lassen, mag die raummetaphorische Nutzung und Aufladung des Palimpsestbegriffs in besonderem Maße begünstigt haben.

Exemplarisch verdeutlichen lässt sich die enge Verbindung von Raum- und Palimpsestdiskurs anhand einer skizzenhaften Rekonstruktion der Anwendung des Palimpsestbegriffs auf reale wie imaginierte Städte.[10] Dieser Diskurs bietet sich auch deshalb für eine Analyse an, weil in ihm die Implementierung einer Palimpsestkategorie bereits frühzeitig und in vielen Fällen bewusst erfolgt ist, sodass entsprechende theoretische Reflexionen vorliegen und ausgewertet werden können. Der Metropolenforscher Harald A. Mieg hat den Palimpsestbegriff als eine der wichtigsten Metaphern der „interdisziplinären Stadtforschung" (Mieg 2013: 9) bezeichnet, weil er helfe, „die besondere Art der historisch überlagerten und überschriebenen Texturen einer Stadt begreiflich zu machen" (ebd.: 10). Da eine Stadt aus „verschiedenen räumlichen Systeme[n] und Bezugsebene[n]" (Heineberg 2005: 2) besteht und dabei insbesondere das „städtische Imaginäre" wie eine „kumulative Textur" beschaffen ist (Löw 2011a: 130), hat Kirstin Buchinger (2013: 267) im Anschluss an Aleida Assmann angeregt, auch „[d]ie Struktur einer Stadt […] wie ein Palimpsest [zu] lesen". Doch was bedeutet das konkret?

Bereits 1999 hat Tobias Wachinger vorgeschlagen, eine lose an Genette zurückgebundene (vgl. ebd.: 284), schichtentheoretisch fundierte Palimpsestkategorie zu nutzen, um Großstadterzählungen zu analysieren. Diese weisen wie die Großstädte selbst verschiedene diskursive Schichten analog zu den Textebenen eines Palimpsests auf: „Die Großstadt wie der literarische Text […] aber gestalten sich als mehr oder weniger lesbares Palimpsest" (ebd.: 285; vgl. Sandten 2012: 362). Die moderne Großstadt lässt sich folglich „als Diskurs begr[ei]fen, der sich auf dem Fundament der unter die Oberfläche verdrängten Diskurse der städtischen Vergangenheit schreibt" – und dabei beständig diese verdrängten Aspekte überschreibt: „Dieser Subtext der Metropole aber ist durch den Text der architektonischen und kulturellen Manifestationen immer neuer Gegenwarten nur noch mühevoll in seinem Durchscheinen zu entziffern" (Wachinger 1999: 283). Dies gilt zumal deshalb, weil Städte und ihre Erinnerungsräume „the main battleground" sind, auf denen Gemeinschaften ihre Vorstellungen von ihrer Vergangenheit und ihrer Gegenwart verhandeln und zum Ausdruck bringen

(so Huyssen 2003: 101). Vermittels der Palimpsestkategorie können vor diesem Hintergrund Aspekte der Vermischung, aber auch der Zerstörung betont werden (Buchinger 2013: 267).

Legt man Wachingers „Prinzip raum-semantischer Schichtung" (Sandten 2012: 346) zugrunde, müssen die spezifischen materiellen Merkmale und die medialen Eigenschaften von Bauten und Objekten angemessen berücksichtigt werden; sie sind nicht zwangsläufig wie Texte zu lesen, aber die Methoden zu ihrer Erschließung können von Äquivalenten des Lesens ausgehen: In diesem Sinne hat Andreas Huyssen vorgeschlagen, „cities and buildings as palimpsests of space, monuments as transformable and transitory, and sculpture as subject to the vicissitudes of time" zu lesen, wobei Überreste die Imagination in besonderem Maße befeuern (Huyssen 2003: 7; vgl. Kozina 2007: 88). Die bauliche Topographie einer Stadt ist durch vielfältige Formen der „intersignification" gekennzeichnet (Roller 2013: 120). Mit ihren diskursiven Verklammerungen von Aspekten der Räumlichkeit und Zeitlichkeit erweisen sich Städte als *chronotopisch* (zur Chronotopik grundlegend Bachtin 1975; vgl. Detmers und Ostheimer 2016; Richter 2020). Dabei müssen Räume wie Erzählungen sowohl in ihren horizontalen (Zentrum – Peripherie) als auch in ihren vielfältigen vertikalen, „übereinanderliegende[n] bzw. simultan vorhandene[n]" Tiefenstrukturen in den Blick genommen werden (vgl. bes. Sandten 2012: 345f., Zitat 346): „Orte mit Palimpsesten zu vergleichen impliziert einerseits das zeitliche Aufeinanderfolgen, andererseits die räumliche Gleichzeitigkeit" (Binder 2015: 57f.).

Aufgrund seiner eminenten Räumlichkeit lohnt es sich, den Palimpsest- direkt mit dem Raumbegriff zu verknüpfen, um den Palimpsestbegriff auf diese Weise gleichsam in alle Dimensionen erweitern zu können: Metropolen sind selbst „Palimpsesträume" (Sandten 2012: 345 und passim), die diskursiv konstituiert werden. Jeder Palimpsestraum ist ein „spezifische[r] Bedeutungsraum", in dem „unterschiedliche Bedeutungsebenen textuell übereinander lagern" (ebd.: 346). In diesem Zusammenhang stellt die Erfassung von Gleichzeitigkeit eine besondere kognitive Herausforderung dar, weil sie im Moment ihrer Versprachlichung eine Sequenzierung und mithin die Verortung in einer neuen – und sei sie nur eine sich im und für den Vollzug des Sprechens oder Lesens ausformenden – Chronologie erfährt (vgl. ebd.: 346): „Diese textuellen und stilistischen Techniken der Referentialität, Historizität, der Gleichzeitigkeit und Mehrfachüberschreibung dienen der Herstellung eines urbanen Diskursuniversums, das in der konkreten Narration bzw. dem Leseakt dann wiederum chronologisch verlaufen muss, da Simultanität im Leseprozess nicht möglich ist" (ebd.).

An dem Konzept des Palimpsestraums hat André Otto (2015: 497f.) kritisiert, es bilde Dezentralität nicht hinreichend ab. Stattdessen sei das von Gilles Deleuze und Félix Guattari (1976) entwickelte Konzept des *Rhizoms* zu bevorzugen. Mit dieser Metapher aus der Botanik (vgl. ebd.: 11) soll ein dezentrales, unhierarchisiertes und scheinbar wildes, naturwüchsiges und unkontrollierbares Wachstum beschrieben werden (vgl. bes. ebd.:

11, 13, 16, 20). Während das Palimpsest nach der horizontalen vor allem die vertikale Dimension erschließt (vgl. Sandten 2012: 346 und passim), soll sich das Rhizom von jeder eindeutigen „Wahrnehmungssemiotik" lösen (Deleuze und Guattari 1976: 37) und dadurch „Form[en] mannigfaltiger Nicht-Strukturalität" (Otto 2015: 497) angemessener beschreiben. Doch ist gerade die relative Strukturiertheit eine kategoriale Pointe des Palimpsestbegriffs: Sie hilft, Asymmetrien herauszustellen, diskursive Schichtungen, Spaltungen und Vereinseitigungen zu unterscheiden, die durch Machtungleichgewichte oder zufällige Verfestigungen hervorgerufen werden.
In diesem Zusammenhang neigen die Palimpsestbegriffe freilich zu Vereinseitigungen: Im materiellen Palimpsestdiskurs wurde durch die Wiederbeschreibung zunächst der jüngere gegenüber dem älteren, durch die frühe Palimpsestforschung dann der ältere gegenüber dem jüngeren Text und im metaphorischen Begriffsgebrauch, wie Winkgens (2008: 554) verdeutlicht, das Verdrängte gegenüber dem Präsenten bevorzugt. Darin liegt jedoch gleichsam eine benjaminsche Pointe des Palimpsestbegriffs, die zum Beispiel Gemeinsamkeiten mit der von Julian Osthues (2017: 16) identifizierten „postkoloniale[n] Ästhetik der Verschiebung" aufweist, die zu „Irritation und Destabilisierung, ja gar zur Umkehrung und Deplatzierung, Entstellung und ‚Verrückung'" dominanter Erzählungen führt. Gerade im postkolonialen Diskurs ist das Insistieren auf der diskursiven Wirkungsmacht von Machtkonstellationen von besonderer Bedeutung (vgl. Sandten 2012: 345). Die Kategorie des Palimpsestraums ermöglicht es deshalb besser, ordnende und formative Funktionen von Erzählungen zu erfassen. So wird z.B. „[d]as Chaos städtischer Unüberschaubarkeit […] durch eine Lokalisierung von Figuren und Geschehen an bestimmten Standorten spezifiziert"; auf diese Weise ermöglicht das Palimpsestraummodell „Einblick in die materielle Zeichenoberfläche der Stadt in Form der textuellen *imitatio*" (ebd.: 353).

Der Vergleich mit dem Konzept des Rhizoms hilft demnach, die Palimpsestkategorie zu profilieren – und zwar auf eine ähnliche Weise, wie dies die hergebrachten Schichtentheorien gleichsam von der anderen Seite her taten: Während die reine Schichtenkategorie aufgrund ihrer Probleme bei der Konzeptualisierung von Mischungs- und Durchdringungsphänomenen zu starr war, um die avisierten Phänomene zu erfassen und hierbei insbesondere an Hybridphänomenen scheiterte, lässt das Konzept des Rhizoms die erforderliche Präzision vermissen und erweist sich dabei vor allem als unfähig, Machtverhältnisse in ihrer potentiellen asymmetrischen Brutalität angemessen zu erfassen. Außerdem unterscheiden sich beide Konzepte in einem wesentlichen Punkt vom Palimpsest: Nur die Palimpsestkategorie vermag es, den Aspekt der Zerstörung systematisch zu integrieren und zum Gegenstand der durch sie angeleiteten Reflexionen zu machen. An diesem Punkt verklammern sich auch im Raumdiskurs erneut der materielle und der metaphorische Gebrauch des Palimpsestbegriffs.

Die Palimpsestkategorie kann dabei sowohl im engeren Sinne auf Erzählungen über städtische Räume (Texte über Städte) als auch im weiteren Sinne auf städtische Räume als Erzählungen (Stadt als Text) ange-

wandt werden (vgl. Wachinger 1999: 284; Sandten 2012: 362). Daneben lassen sich natürlich auch weitere Anwendungspotentiale der Palimpsestkategorie für die Charakterisierung und Untersuchung von Raumphänomenen aufzeigen. Das gilt etwa, wenn die Stadt als „Bühne von Performanzen" aufgefasst wird (Dirksmeier und Helbrecht 2013: 292, Zitat 283). Ein wesentliches Scharnier zwischen Palimpsest und Stadt können dabei städtische ‚Erinnerungsräume' (dazu grundlegend: A. Assmann 1999) darstellen, eine zentrale und vielfach adaptierte Kategorie einer raumbezogenen Theorie des kollektiven Gedächtnisses, die auf das von Pierre Nora (1984–1992, 1993: bes. 381f., 1996, 2008: 391) entwickelte und propagierte Konzept der ‚Erinnerungsorte' (*lieux de mémoire*) zurückgeht (dazu vgl. auch Bourdé und Martin 1983/1997: 384) und es in einen übergeordneten Theoriezusammenhang einbettet (dazu vgl. A. Assmann 1999: 298–339).

7. Palimpsestierung als kulturwissenschaftliche Methode

Wie der kursorische Rundgang durch verschiedene Kulturwissenschaften und einige zentrale kulturwissenschaftliche Diskurse gezeigt hat, belegen die vielfachen Bezugnahmen auf den Palimpsestbegriff, dass nicht nur eine inhaltliche Ausformung von Begriffen stattfindet, sondern der Palimpsestbegriff insgesamt sich aufgrund seiner „persistent figurative power and its theoretical adaptability" (Dillon 2007: 9) auf bestem Wege befindet, zu einem kulturwissenschaftlichen Grundbegriff zu avancieren. Offensichtlich liefert er durch mehrere Disziplinen hindurch das adäquate Modell für die Beschreibung und Analyse von besonders komplex beschaffenen Schichtungsphänomenen. Deshalb kann er das Zentrum „einer möglichen Topographie begrifflicher Orientierung", d.h. einer neuen „heuristischen Topographie" bilden (Orth 1978: 152). Der Perspektivwechsel, den der Gebrauch der Palimpsestmetapher mit sich bringt, eröffnet neue Thematisierungsmöglichkeiten: Nicht länger steht das Auf- oder Nacheinander verschiedener Phänomene im Vordergrund; die Vorstellung monistischer Abgrenzungen wird suspendiert zugunsten von Modellen der Ausfaserung, der Überlappung, der Mischung und des Konflikts; Zerstörungen und Verluste müssen systematisch in den Blick genommen werden.

Gerade letzteres sind Phänomene, die auch ein materielles Palimpsest betreffen können; an dieser Stelle liegen aus epistemischer Perspektive Metapher und Objekt eng beieinander. Das trifft freilich nicht auf alle Bereiche zu; vor allem in drei Punkten ergeben sich zum Teil erhebliche Unterschiede, durch die entweder der materielle und der metaphorische Sprachgebrauch miteinander in Widerspruch geraten oder analytische Potentiale der Auslotung ihres Verhältnisses ungenutzt bleiben:

- Palimpsest ≠ *codex rescriptus*: Die Differenzierungspotentiale, welche die Unterscheidung von materiellem Palimpsest im engsten Sinne – also dem g e r e i n i g t e n Beschreibstoff – einerseits und

von *codex rescriptus* – also dem wieder beschriebenen Beschreibstoff – andererseits birgt, bleiben im metaphorischen Sprachgebrauch zumeist ungenutzt: Unter einem Palimpsest wird in der Regel ein nach vorheriger Beschreibung wiederbeschriebener Beschreibstoff verstanden.
- Ignoranz gegenüber der Palimpsestqualität: Der Bezugspunkt im metaphorischen Verwendungsfall ist zumeist kein handwerklich gut, sondern ein schlecht gemachtes Palimpsest – denn nur bei einem solchen ist der Ursprungstext unter dem (oder den) nachfolgenden sichtbar (vgl. Kany 2009: 182).
- Das Surplus-Problem: Häufig ist festzustellen, dass metaphorischen Palimpsestbegriffen ein eigentümliches Konzept des Bedeutungszugewinns zugrunde liegt, das bis zum Postulat einer potentiell endlosen Vermehrung von Bedeutungen reicht. Ausgangspunkt solcher Überlegungen ist die aus der Intertextualitätstheorie auf die Palimpsestmetapher rückübertragene Vermutung, es gäbe eine inhaltliche und/oder stilistische (vgl. Genette 1982: 40f.) Beziehung zwischen den verschiedenen Textschichten eines *codex rescriptus*, obwohl freilich im Fall des materiellen Palimpsests die Textschichten zumeist in keinem inhaltlichen Zusammenhang stehen.

Dementsprechend empfiehlt es sich, einer Palimpsestkategorie keine schier grenzenlose Bedeutungsbreite zuzuweisen, weil sie dadurch in die Gefahr gerät, kontur- und mithin nutzlos – mit anderen Worten: zu einer bloßen „Edelmetapher" (Kany 2009: 199) – zu werden (vgl. ebd.: 199, 202). Stattdessen wird vorgeschlagen, um das analytische Potential der Palimpsestkategorie auszuschöpfen und Vergleichbarkeit zwischen verschiedenen palimpsestartigen Phänomenen herzustellen,

a. Palimpsestbegriffe über die fallbezogene Auslotung der Beziehung zwischen dem jeweils zugrunde gelegten metaphorischen und dem materiellen Palimpsestverständnis zu präzisieren; indem
b. neben diese Begriffe eine Kategorie gestellt wird, die den jeweiligen Vorgang der Palimpsestbildung bezeichnet. Als fallbezogene Prozesskategorie sichert sie die Präzision der metaphorischen Begriffsbedeutung durch die Bestimmung des Verhältnisses zu den vom materiellen Palimpsestverständnis her gezogenen Grenzen möglicher Adaptionen. Damit wird gerade nicht ausgeschlossen, dass das Bedeutungsspektrum einer Palimpsestkategorie durch gezielte und klar bezeichnete Überschreitungen dieses Rahmens bewusst erweitert wird.

Wie können nun die Begriffe näher bestimmt werden? Der materielle Palimpsestbegriff muss zunächst weiter unterteilt werden: In einen materiellen Palimpsestbegriff im engeren Sinne, der sich lediglich

auf den durch einen Akt der Säuberung wiederbeschreibbar gemachten Beschreibstoff bezieht, und den des *codex rescriptus*, unter dem an dieser Stelle allgemeiner ein gereinigter und dann wiederbeschriebener Beschreibstoff verstanden wird. Die Ausgestaltung des metaphorischen Palimpsestbegriffs wiederum wird durch den Vorgang der Palimpsestierung bestimmt, der jeweils sektor- oder fallspezifisch konkretisiert werden muss. Wodurch der Palimpsestierungsprozess charakterisiert ist, lässt sich anhand einiger Prüffragen feststellen, die ausgehend von materiellen Palimpseststrukturen geformt und dann auf das jeweilige kulturelle Bezugsphänomen angepasst und übertragen werden müssen. Die zu prüfenden Bereiche betreffen

- Fragen nach dem Vorgang der Säuberung: Worin bestand die Säuberung, wie wurde sie durchgeführt? Wurde sie handwerklich gut oder schlecht vorgenommen? Welche Intentionen lagen ihr zugrunde?
- Fragen nach einer möglichen Wiederbeschreibung des Palimpsests. Sofern eine Wiederbeschreibung erfolgt ist, stellen sich Folgefragen
  a. nach der Transparenz bzw. der (Un-)Sichtbarkeit der *scriptio inferior* auf dem Palimpsest[11];
  b. nach erlittenen Beschädigungen des Palimpsests und nach einer möglichen intentionalen Zerstörung der *scriptio inferior*;
  c. nach möglichen inhaltlichen Beziehungen von *scriptio inferior* und *scriptio superior*, die deshalb an dieser Stelle als *Hypo- und Hypertext* aufgefasst werden müssen; sowie
  d. danach, ob im Bedeutungsraum ein Verlust erlitten oder ein Surplus verzeichnet wurde.

Falls eine *scriptio superior* vorhanden ist, muss der Akt der Wiederbeschreibung in den Blick genommen werden. Falls es sich um einen Hypertext handelt, der in einer inhaltlichen Beziehung zum Hypotext steht, bietet sich das Umschreiben von Geschichte (Koselleck 1988: 62), das Reinhart Koselleck neben dem Auf- und Fortschreiben als fundamentale historiographische Operation identifiziert hat (ebd.: 41), als exemplarische Konkretisierung eines palimpsestuösen Wiederbeschreibungsaktes an. Ein solches Wiederbeschreiben als Umschreiben lässt sich als operativer Grundmodus des Palimpsestierens dann auch auf andere palimpsestuöse Praktiken übertragen – etwa auf jenes „Erzählen, Ausstellen, Inszenieren“, das Kirstin Buchinger (2013: 268) zufolge städtische Erinnerungskulturen prägt. In all diesen Fällen setzt dieser inhaltsbezogene Akt jene Bedeutungsmultiplikation in Gang, die im kulturwissenschaftlichen Diskurs einen wesentlichen Teil der Attraktivität des Palimpsestbegriffs ausmacht. Doch materielle wie immaterielle Palimpseste erzwingen im Rahmen solcher Bedeutungsvervielfältigungen, dass auch das Zerstörte, das Verdrängte und das

Verlorene berücksichtigt werden. Erst infolge des Einbezugs dieser Aspekte der Wirklichkeit realisiert sich die von Geoff Bailey unterstellte Universalität des Palimpsests angesichts derer die Relevanz des Palimpsests als kulturwissenschaftlichem Grundbegriff besonders deutlich zutage tritt: „[P]alimpsests […] are universal, an inherent feature of the material world we inhabit“ (Bailey 2007: 208).

Anmerkungen

* Die Autorinnen und der Autor danken Martin Clauss (Technische Universität Chemnitz), der Kapitel 2 verfasst hat, sowie den Mitgliedern der Chemnitzer Forschungsverbundinitiative „Palimpsesträume“, durch deren Diskussionen dieser Beitrag angeregt und befruchtet wurde. Ein besonderer Dank für Anregungen und Hinweise gilt neben Martin Clauss auch Stefan Feuser (Christian-Albrechts-Universität zu Kiel) und Ellen Fricke (Technische Universität Chemnitz).

1 Kulturwissenschaftliche Zugriffsweisen sind wesentlich durch die Nutzung von Metaphern als analytischen Kategorien bestimmt (vgl. Bachmann-Medick 2006: 26f., 396 und passim), die freilich über ihre jeweiligen „Anwendungsbezüge“ (ebd.: 27) allererst kategorial konkretisiert werden müssen. Nachfolgend wird von einem Palimpsestbegriff dort gesprochen, wo eine Verwendung des Begriffs mit einer halbwegs standardisierten Bedeutung vorliegt, und erst dann von einer Palimpsestkategorie, wenn sie eine wesentliche fokussierende, ordnende und/oder analytische Funktion in einem systematischen Argumentationszusammenhang erfüllt. Als kulturwissenschaftlicher Grundbegriff profiliert erfüllen Begriffe kategoriale Funktionen in einem theorieübergreifenden disziplinären Zusammenhang, d.h. sie wirken direkt in verschiedenen (Teil-)Disziplinen erkenntnisleitend. Mit diesen Unterscheidungen wird lose an Grundbegriffsverständnisse angeknüpft, wie sie bspw. den einschlägigen Lexikonprojekten der *Geschichtlichen Grundbegriffe* (Koselleck 1972b: XIIIf.) oder der *Ästhetischen Grundbegriffe* (Brack u.a. 2000: X–XIII) zugrunde liegen.

2 Bailey 2007: 204: „A cumulative palimpsest is one in which the successive episodes of deposition, or layers of activity, remain superimposed one upon the other without loss of evidence, but are so re-worked and mixed together that it is difficult or impossible to separate them out into their original constitutents“.

3 Unter den verschiedenen Formen räumlicher Palimpseste führt Bailey exemplarisch „the sedimentary palimpsest“ (Bailey 2007: 205) und „the geomorphological palimpsest“ (ebd.: 206) an.

4 Zur Unterscheidung textontologischer und textdeskriptiver Intertextualitätstheorien vgl. Lachmann 1982: 8.

5 Diese sehr allgemeine Bestimmung legt bereits nahe, dass Genette die fünf Transtextualitätstypen keinesfalls als strikt „voneinander getrennte Klassen“ aufgefasst wissen möchte; vielmehr bestehen zwischen ihnen enge „Verbindungen“ und „wechselseitige Überschneidungen“ (Genette 1982: 18).

6 Aleida Assmann (1999: 149–158) verdeutlicht dies am Beispiel von Tafel, Buch, Palimpsest, ‚Wunderblock‘, Photographie, Film und digitalen Medien, wobei letz-

tere nach ihrer Auffassung einen Einschnitt markieren, da „Gedächtnis […] nun nicht mehr als Spur und Speicher, sondern als eine plastische Masse" aufgefasst werde, „die unter den wechselnden Perspektiven der Gegenwart immer neu geformt wird" (ebd.: 158).

7 Zum Vergessen vgl. zudem Esposito 2002; A. Assmann 2016; vgl. aber auch die Trias der *Gegenerinnerung* nach Jan Assmann 1999: 21: „Erfahrung, Verdrängung und Wiederkehr des Verdrängten".

8 An diesem Punkt lässt sich die Palimpsesttheorie auch mit dem Derridaschen Ansatz der Dekonstruktion verknüpfen, deren zentrale, räumlich wie zeitlich konnotierte ‚Kategorie' der *différance* eine „Begriffskette der ‚Geschichte'" nach sich zieht: „eine in der Tat ‚monumentale, schichtenförmige, widersprüchliche' Geschichte[,] […] die [auch] eine neue Logik der Wiederholung und der Spur impliziert" (Derrida 1986: 116; vgl. Derrida 1990: 20f., 107, Derrida 1967; dazu vgl. Dillon 2007: 54; Kany 2009: 197f.; zur kritischen Auseinandersetzung Derridas mit Freud vgl. Osthues 2017: 63f.). Derrida zufolge ist das Verweissystem potentiell unbegrenzt, weil es die Grenzen der Texte selbst überschreitet: „Verweise bleiben nie stehen. Es gibt keine Grenzen der differentiellen Verweisung einer Spur auf die andere. Eine Spur ist weder eine Anwesenheit noch eine Abwesenheit. […] Der Text beschränkt sich folglich nicht auf das Geschriebene, auf das, was man Schrift nennt" (Derrida, Gespräch mit Peter Engelmann, zit. nach: Engelmann 1990: 20f.). Innerhalb der solcherart konstituierten „Ökonomie der Spuren" ist potentiell jedes einzelne „Element" multireferentiell, weil es „nur dann einen ‚Sinn' haben oder geben kann, wenn es […] auf ein anderes, vergangenes oder zukünftiges, Element verweist"; dies wiederum geschieht, „indem es sich spaltet, sich verräumlicht, sich ‚verzeitlicht', sich differiert" (Derrida 1986: 70f.).

9 Zu Luhmanns Verhältnisbestimmung von Inklusion und Exklusion vgl. Farzin 2006; 2011: 51–92. Zur Konzeptualisierung von Exklusion in der Diskurstheorie vgl. ebd.: 93–141.

10 An dieser Stelle wird ein ‚mehrdimensionaler Stadtbegriff' im Sinne von Heinz Heineberg 2000/2017: 26 vorausgesetzt, auf dessen nähere Präzisierung an dieser Stelle freilich verzichtet werden kann; stattdessen vgl. zur Pluralität des Stadtbegriffs ebd.: 25–27 und passim; Mieg 2013: 6–9.

11 Osthues 2017: 32 schlägt vor, „das Vorhandensein einer Schrift, die dabei nicht unmittelbar, sprich ‚manifest' in Erscheinung tritt, aber dennoch existent und präsent ist" mit dem Begriff der *Latenz* zu bezeichnen.

Literatur

Anderson, Benedict (1983/1991/2006). *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*. Revised Edition. 2. Auflage. London und New York: Verso.

Assmann, Aleida (1999). *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Vergessens*. 6. Auflage. München: C.H. Beck.

Assmann, Aleida (2011). Zeitkonzepte im Wandel – von der Modernisierungstheorie zur Gedächtnistheorie. In: Mario Grizelj und Oliver Jahraus (Hrsg.). *Theorietheo-*

rie. Wider die Theoriemüdigkeit in den Geisteswissenschaften. München: Wilhelm Fink, 273–288.

Assmann, Aleida (2016). *Formen des Vergessens. Historische Geisteswissenschaften*. Frankfurter Vorträge 9. 4. Auflage. Göttingen: Wallstein.

Assmann, Jan (1992). *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. 4. Auflage. München: C. H. Beck.

Assmann, Jan (1999). Kollektives und kulturelles Gedächtnis. Zur Phänomenologie und Funktion von Gegen-Erinnerung. In: Ulrich Borsdorf und Heinrich Theodor Grütter (Hrsg.). *Orte der Erinnerung. Denkmal, Gedenkstätte, Museum*. Frankfurt a.M.: Campus, 13–32.

Bachmann-Medick, Doris (2006). *Cultural turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Bachtin, Michail M. (1975). *Chronotopos*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Bailey, Geoff (2007). Time Perspectives, Palimpsests and the Archaeology of Time. *Journal of Anthropological Archaeology* 26, 198–223.

Barthel, Katarina (2008). Platon als politischer Verlierer: Flucht in die Theorie?. In: Sabine Graul und Marian Nebelin (Hrsg.). *Verlierer der Geschichte. Von der Antike bis zur Moderne*. Chemnitzer Beiträge zur Politik und Geschichte 4. Berlin: LIT, 103–134.

Benton, John F., Alan R. Gillespie und James M. Soha (1979). Digital Image-processing Applied to the Photography of Manuscripts with Examples Drawn from the Pincus Ms. of Arnold of Villanova. *Scriptorium* 33, 40–55.

Binder, Julia (2015). *Stadt als Palimpsest. Zur Wechselbeziehung von Materialität und Gedächtnis*. Berlin: Noefelis.

Bischoff, Bernhard (2009). *Paläographie des römischen Altertums und des abendländischen Mittelalters. Mit einer Auswahlbibliographie 1986-2008 von Walter Koch*, ESV basics 24. 4., durchges. und erw. Auflage. Berlin: Erich Schmidt Verlag.

Böhme, Hartmut (2011). Einladung zur Transformation. In: Lutz Bergemann, Hartmut Böhme, Martin Dönike u.a. (Hrsg.). *Transformation. Ein Konzept zur Erforschung kulturellen Wandels*. München: Wilhelm Fink, 7–37.

Bonacker, Thorsten und Andreas Reckwitz (2007). Das Problem der Moderne: Modernisierungstheorien und Kulturtheorien. In: Thorsten Bonacker und Andreas Reckwitz (Hrsg.). *Kulturen der Moderne. Soziologische Perspektiven der Gegenwart*. Frankfurt a.M.: Campus, 7–18.

Bourdé, Guy und Hervé Martin (1983/1997). *Les écoles historiques*. Nouvelle édition. Paris: Seuil.

Brack, Karlheinz, Martin Fontius, Dieter Schlenstadt u.a. (2000). Vorwort. *Ästhetische Grundbegriffe* 1, VII–XIII.

Brubaker, Leslie (1987). Palimpsest. *Dictionary of the Middle Ages* 9, 355f.

Buchinger, Kirstin (2013). Das Gedächtnis der Stadt. In: Harald A. Mieg und Christoph Heyl (Hrsg.). *Stadt. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart: Metzler, 263–270.

Chai-Elsholz, Raeleen (2011). Introduction: Palimpsests and ‚Palimpsestuous' Reinscriptions. In: Leo Martin Carruthers, Raeleen Chai-Elsholz und Tatjana Silec (Hrsg.). *Palimpsests and the Literary Imagination of Medieval England*. New York u.a.: Palgrave, 1–20.

Daniel, Glynn (1981). *Geschichte der Archäologie*. Bergisch Gladbach: Gustav Lübbe.
Declercq, Georges (2007). Introduction. Codices Rescripti in the Early Medieval West. In: Georges Declercq (Hrsg.). *Early Medieval Palimpsests*, Bibliologia 26. Turnhout: Brepols, 7–22.
Deleuze, Gilles und Félix Guattari (1976). *Rhizom*. Berlin: Merve.
Demandt, Alexander (1978). *Metaphern für Geschichte. Sprachbilder und Gleichnisse im historisch-politischen Denken*. München: C.H. Beck.
Derrida, Jacques (1967). *Die Schrift und die Differenz*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
Derrida, Jacques (1986). *Positionen. Gespräche mit Henri Rose, Julia Kristeva, Jean-Louis Houdebine, Guy Scarpetta*, hrsg. v. Peter Engelmann. Graz und Wien: Passagen.
Derrida, Jacques (1990). Die différance. In: Peter Engelmann (Hrsg.). *Postmoderne und Dekonstruktion: Texte französischer Philosophen der Gegenwart*. Stuttgart: Reclam, 76–113.
Detmers, Ines und Michael Ostheimer (2016). *Das temporale Imaginäre. Zum Chronotopos als Paradigma literarischer Eigenzeiten*, Ästhetische Eigenzeiten. Kleine Reihe 4. Hannover: Wehrhahn.
Dillon, Sarah (2007). *The Palimpsest. Literature, Criticism, Theory*. 2. Auflage. London und New York: Continuum.
Dipper, Christof (2021). „Reinhart Kosellecks Konzept ‚semantischer Kämpfe'". In: Marian Nebelin und Claudia Tiersch (Hrsg.). *Semantische Kämpfe zwischen Republik und Prinzipat? Kontinuität und Transformation der politischen Sprache in Rom*, Historische Semantik 31. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 55–72.
Dirksmeier, Peter und Ilase Helbrecht (2013). Stadt und Performanz. In: Harald A. Mieg und Christoph Heyl (Hrsg.). *Stadt. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart: Metzler, 283–298.
Doetsch, Hermann (2015). Schriftträume. In: Jörg Dünne und Andreas Mahler (Hrsg.). *Handbuch Literatur & Raum*, Handbücher zur kulturwissenschaftlichen Philologie 3. Berlin und Boston: de Gruyter, 73–87.
Eco, Umberto (1976/1987). *Semiotik. Entwurf einer Theorie der Zeichen*, Supplemente 5. München: Wilhelm Fink.
Engelmann, Peter (1990). Einführung. In: Peter Engelmann (Hrsg.). *Postmoderne und Dekonstruktion. Texte französischer Philosophen der Gegenwart*. Stuttgart: Reclam 5–32.
Esposito, Elena (2002). *Soziales Vergessen. Formen und Meiden des Gedächtnisses der Gesellschaft. Mit einem Nachwort von Jan Assmann*. 2. Auflage. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
Farzin, Sina (2006). *Inklusion/Exklusion. Entwicklungen und Probleme einer systemtheoretischen Unterscheidung*. Bielefeld: transcript.
Farzin, Sina (2011). *Die Rhetorik der Exklusion. Zum Zusammenhang von Exklusionsthematik und Sozialtheorie*. Weilerswist: Velbrück.
Foucault, Michel (1969). *Die Archäologie des Wissens*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
Foucault, Michel (1974). *Die Ordnung des Diskurses*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
Freud, Sigmund (1999). *Gesammelte Werke*, hrsg. v. Anna Freud. Frankfurt a.M.: Fischer.

Fries, Katja (2019). *Poetische Palimpseste. Parodie und Satire in den literaturkritischen Dichtung Johann Jakob Bodmers*. Berlin und Boston: de Gruyter.

Gebauer, Gunter und Beate Krais (2002). *Habitus*. 6. Auflage. Bielefeld: transcipt.

Genette, Gérard (1982). *Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe*. 4. Auflage. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Grusková, Jana und Christian Gastgeber (2003). Zur Wiederverwertung von Handschriften mit Bibeltexten am Beispiel griechischer Codices der Österreichischen Nationalbibliothek. *Biblos* 52, 59–74.

Habermas, Jürgen (1973). Nachwort (1973). In: Jürgen Habermas. *Erkenntnis und Interesse. Mit einem Nachwort von 1973*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 371–417.

Habermas, Jürgen (1981). *Theorie des kommunikativen Handelns*. 5. Auflage. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Halbwachs, Maurice (1925). *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*. 2. Auflage. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Harris, Edward C. (1975). The Stratigraphic Sequence: A Question of Time. *World Archaeology* 7, 109–121.

Heineberg, Heinz (2000/2017, unt. Mitarb. v. Frauke Kraas u. Christian Krajewski). *Stadtgeographie*. 5., überarb. Auflage Paderborn: Schöningh.

Heineberg, Heinz (2005). Die Erforschung der Stadt – von ‚lokal' bis ‚global'. *geographie heute* 26, 236, 2–5.

Hobsbawm, Eric (1983). Introduction: Inventing Traditions. In: Eric Hobsbawm und Eric Ranger (Hrsg.). *The Invention of Tradition*. 20. Auflage. Cambridge, UK: Cambridge University Press, 1–14.

Hölscher, Lucian (2020). *Zeitgärten. Zeitfiguren in der Geschichte der Neuzeit*. Göttingen: Wallstein.

Hübinger, Gangolf (2000). Die ‚Rückkehr' der Kulturgeschichte. In: Christoph Cornelißen (Hrsg.). *Geschichtswissenschaften. Eine Einführung*. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag, 162–177.

Hurschmann, Rolf (2003). Palimpsest. *Der Neue Pauly* 9, 189f.

Huyssen, Andreas (2003). *Present Pasts. Urban Palimpsests and the Politics of Memory*. Stanford: Stanford University Press.

Joukowsky, Martha (1980). *A Complete Manual of Field Archaeology. Tools and Techniques of Field Work for Archaeologists*. 3. Auflage. Englewood Cliffs: Prentice-Hall 1980.

Kany, Roland (2009). Palimpsest. Konjunkturen einer Edelmetapher. In: Lutz Danneberg, Carlos Spoerhase und Dirk Werle (Hrsg.). *Begriffe, Metaphern und Imaginationen in Philosophie und Wissenschaftsgeschichte*. Wiesbaden: Harrassowitz, 177–203.

Karpp, Gerhard (1993). Palimpsest. *Lexikon des Mittelalters* 6, 1641f.

Kluge, Mathias (2019). *Handschriften des Mittelalters. Grundwissen Kodikologie und Paläographie*. 3. erw. Auflage. Ostfildern: Thorbecke.

Koschorke, Albrecht (2012). *Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie*. 4. Auflage. Frankfurt a.M.: S. Fischer.

Koselleck, Reinhart (1972a). Begriffsgeschichte und Sozialgeschichte. In: Reinhart Koselleck. V*ergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. 5. Auflage Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 107–129.

Koselleck, Reinhart (1972b). Einleitung. *Geschichtliche Grundbegriffe* 1, XIII–XXVII.

Koselleck, Reinhart (1988). Erfahrungswandel und Methodenwechsel. Eine historisch-anthropologische Skizze. In: Reinhart Koselleck. *Zeitschichten. Studien zur Historik. Mit einem Beitrag von Hans-Georg Gadamer*. 3. Auflage. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 27–77.

Koselleck, Reinhart (1995). Zeitschichten. In: Reinhart Koselleck. *Zeitschichten. Studien zur Historik. Mit einem Beitrag von Hans-Georg Gadamer*. 3. Auflage. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 19–26.

Koselleck, Reinhart (2000). Einleitung. In: Reinhart Koselleck. *Zeitschichten. Studien zur Historik. Mit einem Beitrag von Hans-Georg Gadamer*. 3. Auflage. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 9–16.

Kozina, Irma (2007). Das Nachahmen der Historie oder ein postmodernes Palimpsest. Die Historismusdebatte als Diskurs. *kritische berichte* 35, 1, 87–93.

Kronshage, Eike, Cecile Sandten und Winfried Thielmann (2015). Palimpsestraum Stadt: Einführung. In: Eike Kronshage, Cecile Sandten und Winfried Thielmann (Hrsg.). *Palimpsestraum Stadt*, Chemnitzer Anglistik/Amerikanistik Today 5. Trier: Wissenschaftlicher Verlag Trier, 1–11.

Krumme, Michael (2001). Analogiemodelle. In: Stefan Altekamp, Mathias René Hofter und Michael Krumme (Hrsg.). *Posthumanistische Klassische Archäologie. Historizität und Wissenschaftlichkeit von Interessen und Methoden. Kolloquium Berlin 1999*. München: Hirmer, 221–229.

Lachmann, Renate (1982). Vorwort. In: Renate Lachmann (Hrsg.). *Dialogizität*. München: Fink, 8–10.

Lachmann, Renate (1990). *Gedächtnis und Literatur. Intertextualität in der russischen Moderne*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Landwehr, Achim (2012). Von der ‚Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen'. *Historische Zeitschrift* 295, 1–34.

Löw, Martina (2001). *Raumsoziologie*. 4. Auflage. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Löw, Martina (2011a). Die Eigenlogik der Städte. Grundlagen für eine sinnverstehende Stadtsoziologie. In: Martina Löw. *Vom Raum aus die Stadt denken. Grundlagen einer raumtheoretischen Stadtsoziologie*, Materialitäten 24. Bielefeld: transcript, 123–139.

Löw, Martina (2011b). Raum – Die topologischen Dimensionen der Kultur. In: Friedrich Jaeger und Burkhard Liebsch (Hrsg.). *Handbuch der Kulturwissenschaften. Grundlagen und Schlüsselbegriffe.* Band 1. Stuttgart: Metzler, 46–59.

Lowe, Elias Avery (1972). Codices Rescripti. A List of the Oldest Latin Palimpsests with Stray Observations on Their Origin. In: Ludwig Bieler (Hrsg.). *E.A. Lowe: Palaeographical Papers 1907–1965. Volume II*. Oxford: Oxford University Press, 480–519.

Lucas, Gavin (2005). *The Archaeology of Time*. London: Routledge.

Lucas, Gavin (2021). *Making Time. The Archaeology of Time Revisited*. London: Routledge.

Luhmann, Niklas (1994). Inklusion und Exklusion. In: Niklas Luhmann. *Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch*. 3. Auflage. Wiesbaden: VS, 226–251.

Luhmann, Niklas (1998). *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, 2 Tbde., 5. Auflage. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Mazal, Otto (1999). *Griechisch-römische Antike*, Geschichte der Buchkultur 1. Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt.

McKitterick, Rosamond (2007). Palimpsest: Concluding Remarks. In: Georges Declercq (Hrsg.). *Early Medieval Palimpsests*, Bibliologia 26. Turnhout: Brepols, 145–151.

Meier, Christian (2010). *Das Gebot zu vergessen und die Unabweisbarkeit des Erinnerns. Vom öffentlichen Umgang mit schlimmer Vergangenheit*. München: Siedler.

Mieg, Harald A. (2013). Einleitung: Perspektiven der Stadtforschung. In: Harald A. Mieg und Christoph Heyl (Hrsg.). *Stadt. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart: Metzler, 1–14.

Nebelin, Marian (2006). ‚Wir und die Anderen'. Überlegungen zu Genese und Struktur der Europaideologie in Antike und Moderne. In: Martin Teplý und Michael Meißner (Hrsg.). *Europäisches Geschichtsbild als Instrument zur Identitätsstiftung. Anspruch und Wirklichkeit einer Idee*, Studien zur Zeitgeschichte 53. Hamburg: Kovač, 41–85.

Nebelin, Marian (2009). Zeit und Geschichte. Historische Zeit in geschichtswissenschaftlichen Theorien. In: Andreas Deußer und Marian Nebelin (Hrsg. unt. Mitarb. v. Katarina Barthel). *Was ist Zeit? Philosophische und geschichtstheoretische Aufsätze*, Philosophie 74. Berlin: LIT, 51–93.

Nebelin, Marian (2011). Kleopatras antike Rezeptionsgeschichte. Spaltung – Verknappung – Vereinseitigung. In: Janina Göbel und Tanja Zech (Hrsg.). *Exportschlager – Kultureller Austausch, wirtschaftliche Beziehungen und transnationale Entwicklungen in der antiken Welt*, Quellen und Forschungen zur Alten Welt 57. München: Herbert Utz Verlag, 26–54.

Nebelin, Marian (2013). Ikonologische Kämpfe. Reinhart Koselleck im Denkmalstreit. In: Hubert Locher und Adriana Markantonatos (Hrsg.). *Reinhart Koselleck und die Politische Ikonologie*, Transformationen des Visuellen 1. Berlin und München: Deutscher Kunstverlag, 54–68.

Nebelin, Marian (2021). Zur Einführung: Semantische Kämpfe in Rom? In: Marian Nebelin und Claudia Tiersch (Hrsg.). *Semantische Kämpfe zwischen Republik und Prinzipat? Kontinuität und Transformation der politischen Sprache in Rom*, Historische Semantik 31. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 9–52.

Niemeier, Wolf-Dieter (2006). Methoden der archäologischen Feldforschung. In: Tonio Hölscher (Hrsg.). *Klassische Archäologie. Grundwissen*. 3. Auflage. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 77–84.

Niethammer, Lutz (unt. Mitarb. v. Axel Doßmann 2000). *Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Nolte, Paul (2002). Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. In: Stefan Jordan (Hrsg.). *Lexikon Geschichtswissenschaft. Hundert Grundbegriffe*. Stuttgart: Reclam, 134–137.

Nora, Pierre (1978). Le moment de la ‚mémoire collective'. In: Pierre Nora. *Présent, nation, mémoire*. Paris: Gallimard, 299–305.

Nora, Pierre (Hrsg. 1984–1992). *Les Lieux de mémoire*. Paris: Gallimard.

Nora, Pierre (1993). Les ‚lieux de mémoire' sont-ils exportables?. In: Pierre Nora. *Présent, nation, mémoire*. Paris: Gallimard, 373–384.

Nora, Pierre (1996). Les Lieux de mémoire, mode d'emploi. In: Pierre Nora. *Présent, nation, mémoire*. Paris: Gallimard, 157–169.

Nora, Pierre (2008). Y a-t-il des lieux de mémoire européens?. In: Pierre Nora. *Présent, nation, mémoire*. Paris: Gallimard, 385–391.

Olshausen, Eckart (1999). Retrogression. In: Eckart Olshausen (Hrsg.). *Menschen und Landschaft in der Antike. Lexikon der Historischen Geographie*. Stuttgart: Steiner 2006, 430.

Orth, Ernst Wolfgang (1978). Theoretische Bedingungen und methodische Reichweite der Begriffsgeschichte. In: Reinhart Koselleck (Hrsg.). *Historische Semantik und Begriffsgeschichte*, Sprache und Geschichte 1. Stuttgart: Klett-Cotta, 136–153.

Osthues, Julian (2017). *Literatur als Palimpsest. Postkoloniale Ästhetik im deutschsprachigen Roman der Gegenwart*, Interkulturalität 12. Bielefeld: transcript.

Otto, André (2015). Megastadt: Kinematographisches Mumbai und das Rhizom des Abjekten. In: Jörg Dünne und Andreas Mahler (Hrsg.). *Handbuch Literatur & Raum*, Handbücher zur kulturwissenschaftlichen Philologie 3. Berlin und Boston: de Gruyter, 494–504.

Preisendanz, Wolfgang (1982). Zum Beitrag von R. Lachmann ‚Dialogizität und poetische Sprache'. In: Renate Lachmann (Hrsg.). *Dialogizität*. München: Fink, 25–28.

Quincey, Thomas de (1845). The Palimpsest of the Human Brain. In: Thomas de Quincey. *The Collected Writings. New and Enlarged Edition. Vol. XIII. Tales and Prose Phantasies*. Edinburgh: Adam and Charles Black, 340–349.

Richter, Steffen (2020). Chronotopos. In: Michael Gamper, Helmut Hühn und Steffen Richter (Hrsg.). *Formen der Zeit. Ein Wörterbuch der ästhetischen Eigenzeiten*, Ästhetische Eigenzeiten 16. Hannover: Werhahn, 60–68.

Roberts, Colin H. und T.C. Skeat (1983). *The Birth of the Codex*. 2. Auflage. Oxford: Oxford University Press.

Roller, Matthew (2013). On the Intersignification of Monuments in Augustan Rome. *American Journal of Philology* 134, 119–131.

Roskam, Geert (2009). *Plutarch's* Maxime cum principibus philosopho esse disserendum. *An Interpretation with Commentary*. Leuven: Leuven University Press.

Sandten, Cecile (2012). ‚Metroglorification and Diffuse Urbanism': Literarische Repräsentationen des Postkolonialen im Palimpsestraum der ‚neuen' Metropolen. *Anglia* 130, 344–363.

Schilling, Heinz (2000). Eine Welt von Grenzen. Nachbarschaften und Identitäten in der hessischen Peripherie. In: Heinz Schilling (Hrsg.). *Peripherie. Lokale Identitäten und räumliche Orientierung an der Grenze*, Kulturanthropologische Notizen 65. Frankfurt a.M.: Inst. f. Kulturanthr. u. Europ. Ethnol. d. Joh. W. Goethe-Universität Frankfurt a.M., 9–55.

Schneider, Karin (2014). *Paläographie und Handschriftenkunde für Germanisten. Eine Einführung*. Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte. B: Ergänzungsreihe Nr. 8. 3. Auflage. Berlin und Boston: de Gruyter.

Schneider, Ute (2000). Geschichte der Erinnerungskulturen. In: Christoph Cornelißen (Hrsg.). *Geschichtswissenschaften. Eine Einführung*, Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag, 259–270.

Schnyder, Peter (2020). Zeitschichten. In: Michael Gamper, Helmut Hühn und Steffen Richter (Hrsg.). *Formen der Zeit. Ein Wörterbuch der ästhetischen Eigenzeiten*, Ästhetische Eigenzeiten 16. Hannover: Werhahn, 475–481.

Schubart, Wilhelm (1949). Palimpsestus. *RE* 18.3, 123f.

Schulz, David (2020). *Die Natur der Geschichte. Die Entdeckung der geologischen Tiefenzeit und die Geschichtskonzeptionen zwischen Aufklärung und Moderne*, Ordnungssysteme 56. Berlin und Boston: de Gruyter.

Stäuble, Harald (2014). Stratigraphie. In: Doreen Mölders und Sabine Wolfram (Hrsg.). *Schlüsselbegriffe der Prähistorischen Archäologie*, Tübinger Archäologische Taschenbücher 11. Münster und New York: Waxmann, 273–278.

Stolte, Bernard H. (2005). Trebatius in Palimpsest. Notes on Cicero Ad Familiares VII, 18. In: Rena van den Bergh, Gardiol van Niekerk und Eric Henk Pool (Hrsg.). *Ex Iusta Causa Traditum. Essays in Honour of Eric H. Pool*. Pretoria: UNISA, 316–320.

Straub, Jürgen (2011). Identität. In: Friedrich Jaeger und Burkhard Liebsch (Hrsg.). *Handbuch der Kulturwissenschaften. Band 1. Grundlagen und Schlüsselbegriffe*. Stuttgart: Metzler, 277–303.

Strohmeier, Gerhard (2008). Raum. Neuzeit. In: Peter Dinzelbacher (Hrsg.), *Europäische Mentalitätsgeschichte. Hauptthemen in Einzeldarstellungen*. 2. durchges. u. erg. Auflage. Stuttgart: Kröner, 708–727.

Uhlig, Claus (1982). *Theorie der Literarhistorie. Prinzipien und Paradigmen*, Britannica et Americana. III. F. 1. Heidelberg: Carl Winter.

VLA – Verband der Landesarchäologen (2011). *Handbuch der Grabungstechnik*, Aktualisierung 2011. Abrufbar unter: https://landesarchaeologen.de/kommissionen/grabungstechnikerhandbuch (letzter Zugriff am 18.3.2021).

Wachinger, Tobias (1999). Stadträume/Stadttexte unter der Oberfläche. Schichtung als Paradigma des zeitgenössischen britischen ‚Großstadtromans'. *Poetica* 31, 261–301.

Wattenbach, Wilhelm (1896). *Das Schriftwesen im Mittelalter*. 3. verm. Auflage. Leipzig: Verlag von S. Hirzel.

Winkgens, Meinhard (2008). Palimpsest. In: Ansgar Nünning (Hrsg.). *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*. 4. Auflage. Weimar: Metzler, 554f.

Wolfram, Sabine (2014). Taphonomie. In: Doreen Mölders und Sabine Wolfram (Hrsg.), *Schlüsselbegriffe der Prähistorischen Archäologie*, Tübinger Archäologische Taschenbücher 11. Münster und New York: Waxmann, 285–289.

Zintzen, Christiane (1998). *Von Pompeji nach Troja. Archäologie, Literatur und Öffentlichkeit im 19. Jahrhundert*, Commentarii 6. Wien: WUV-Universitätsverlag.

Univ.-Prof. Dr. Bernadette Malinowski
Technische Universität Chemnitz
Philosophische Fakultät
Institut für Germanistik und Interkulturelle Kommunikation
Professur Neuere Deutsche und Vergleichende Literaturwissenschaft
D-09107 Chemnitz
E-Mail: bernadette.malinowski@phil.tu-chemnitz.de

Jun.-Prof. Dr. Marian Nebelin
Technische Universität Chemnitz
Philosophische Fakultät
Institut für Europäische Studien und Geschichtswissenschaften (Europainstitut)
Juniorprofessur Antike und Europa mit besonderer Berücksichtigung der Antikerezeption
D-09107 Chemnitz
E-Mail: marian.nebelin@phil.tu-chemnitz.de

Univ.-Prof. Dr. Cecile Sandten
Technische Universität Chemnitz
Philosophische Fakultät
Institut für Anglistik/Amerikanistik
Anglistische Literaturwissenschaft
D-09107 Chemnitz
E-Mail: cecile.sandten@phil.tu-chemnitz.de

Einlage

Zeitschrift für
Semiotik
Band 43 • Heft 1-2 (2021)
Seite 213-232
Stauffenburg Verlag Tübingen

Mediale Erinnerungsarbeit zwischen Retrospektion und Projektion*

Christian Pentzold, Universität Leipzig

Summary. Remembering is both a cognitive act and a communicative process. The social conduct is dependent on media in order to record, transport, and relive all things deemed memorable. Starting from this basic assumption, the article discusses, in a first step, the concept of media memory work through which relations to the past are accomplished and enacted. In a second step, the collaborative online encyclopedia Wikipedia is investigated in order to understand what kinds of insights about the contingent and potentially conflictual constitution of mnemonic texts can be derived. Finally, we take a look at the twofold temporal orientation of media memory work that is not only happening in retrospect since all references to the past implicate a space of possible future developments.

Keywords. Communicative memory, memory work, media memory, Wikipedia

Zusammenfassung. Erinnern ist kognitiver Akt und kommunikativer Prozess zugleich. Der soziale Austausch ist auf Medien angewiesen, um Erinnerungswertes aufzuzeichnen, zu tradieren und zu vergegenwärtigen. Ausgehend von dieser Grundannahme diskutiert der Beitrag im ersten Schritt ein Konzept medialer Erinnerungsarbeit, durch welche Vergangenheitsbezüge handlungspraktisch bewerkstelligt und aufgeführt werden. Im zweiten Schritt wird anhand der kollaborativen Online-Enzyklopädie Wikipedia erläutert, welche Einsichten eine solche Perspektive auf das kontingente und potentiell konflikthafte Verfertigen von erinnerungskulturellen Texten ermöglicht. Schließlich geht im dritten Schritt der Blick auf die doppelte zeitliche Orientierung medialer Erinnerungsarbeit, die nicht nur retrospektiv erfolgt, sondern durch das Zurückschauen auch den Möglichkeitsraum für zukünftige Entwicklungen bildet.

Schlüsselbegriffe. Kommunikatives Gedächtnis, Erinnerungsarbeit, Mediengedächtnis, Wikipedia

1. Einleitung: Medienkommunikative Vergegenwärtigung[1]

Die Auseinandersetzung mit Gedächtnis und Erinnern hat in den Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften eine enorme Konjunktur – und beschäftigt, mit anderen Schwerpunktsetzungen, auch die Kognitionswissenschaften, die Psychologie und die Sozialpsychologie (vgl. Erll 2017; Erll und Nünning 2010; Gudehus u.a. 2010).

Der Bezug auf Formen und Funktionen des Vergegenwärtigens von Vergangenheit, die mit dem Begriff des Erinnerns verknüpft sind, verbindet sehr disparate Felder und kann dazu beitragen, fachübergreifende Problemzusammenhänge sichtbar zu machen. Gedächtnis und Erinnern haben so das Potential, zu interdisziplinären Leitbegriffen zu werden (A. Assmann 2002). Zugleich erfordert dieser Umstand, deutlich zu machen, an welche Begriffsverständnisse angeschlossen wird, um nicht die Kritik eines „surfeit of memory" (Meier 1993: 163) zu bestätigen, also eines Übermaßes und einer Überdehnung der Erinnerungsbezüglichkeit (vgl. auch Berliner 2005; Confino 1997; Klein 2011). Die medien- und kommunikationswissenschaftliche Perspektive auf mediale Tradierung und kulturelle Transformation, wie sie im Folgenden zugrunde gelegt wird, muss in diesem Sinn zunächst klären, wo sie konzeptuell andocken will.

Eine nahliegende Option sind soziologische Reflexionen im Anschluss an Halbwachs' (1925/1985) Überlegungen zum kollektiven Gedächtnis als sozialem Bezugsrahmen (vgl. Connerton 1989; Dimbath und Heinlein 2015; Lehmann u.a. 2013; Olick u.a. 2011; Sebald 2014). Soziales Erinnern ist, so gesehen, stets „the present past" (Terdiman 1993: 8), da Bezüge zur Vergangenheit ausgehend von gegenwärtigen Sinnstiftungen und kollektiv geteilten Deutungs- bzw. Handlungsanforderungen hergestellt werden.

Eine weitere Option gründet in der von Aleida Assmann und Jan Assmann vorgeschlagenen geistes- und kulturwissenschaftlich informierten Konzeption eines kommunikativen Gedächtnisses und seiner Relation zum kulturellen Gedächtnis (vgl. A. Assmann 1999; Berek 2009). Während kommunikatives Gedächtnis primär mündliche Überlieferungen zwischen Generationen umfasst (vgl. Knoblauch 1999; Vansina 1985; Welzer 2008 und zur Oral History-Forschung Niethammer 1985), wird kulturelles Gedächtnis durch Speichermedien, Traditionen und Rituale sowie vermittels kultureller Themen und Motive weitergegeben (vgl. Ricœur 2004; Wertsch 2002). In diesem Kontext finden sich zudem eine Reihe von Ansätzen, um den Begriff der ‚Erinnerungskultur' näher zu fassen. Im Kern verweist dieser – bei aller Unterschiedlichkeit der Herangehensweisen – auf kollektive und individuelle, mitunter konflikthafte Handlungs- und Deutungsmuster, mittels derer Gruppen und einzelne Akteure Aspekte vergangener Sozialbeziehungen, Ereignisse, Erfahrungen oder Wissensordnungen im Bewusstsein halten oder wieder ins Bewusstsein rufen (vgl. A. Assmann 2007; Cornelißen 2003). Weitere Impulse für die Entwicklung einer kommunikationswissenschaftlich geprägten Erinnerungsforschung kommen von Studien zum orts- und

raumbasierten, national- und gemeinschaftsbezogenen Gedächtnis, wie es Nora (1984) beispielhaft für Frankreich rekonstruiert hat.

Vor diesem Hintergrund ist der Gegenstand einer medien- und kommunikationswissenschaftlichen Erinnerungsforschung medienkommunikative Vergegenwärtigung. Denn Gedächtnis, verstanden als „Wissen, das im spezifischen Interaktionsrahmen einer Gesellschaft Handeln und Erleben steuert und von Generation zu Generation zur wiederholten Einübung und Einweisung ansteht" (J. Assmann 1988: 9), sowie Erinnern als Prozess des Vergegenwärtigens von Vergangenheit sind grundsätzlich durch medienbasierte Kommunikation konstituiert (vgl. Cannadine 2004; Landsberg 2004, 2015). Das bedeutet, Vergangenheit wird nicht als solche bewahrt, sondern ihre Aktualisierung reflektiert Sinnbedürfnisse gesellschaftlicher Gegenwarten und wird in kommunikativen, medientechnologisch bedingten Vorgängen instantiiert (vgl. Halbwachs 1939/1991). Somit setzt medienkommunikatives Vergegenwärtigen Vergessen voraus, denn die Rekonstruktion von Vergangenheit erfolgt stets selektiv (vgl. Ricœur 2004; Connerton 2008). Diese Erinnerungsbezüge sind gruppenbezogen, gemeinschaftsstiftend und interaktionsbasiert sowie mit individuell-persönlichen Erinnerungen verbunden. Auch wenn kommunikationswissenschaftlich durchaus die Zeichenhaftigkeit von Verständigungsprozessen wahrgenommen wird (Beck 2020), so liegt der Schwerpunkt doch zumeist auf den unterschiedlich kodierten Zeicheninhalten, nicht aber ihrer jeweiligen semiotischen Form. Gerade das in der Kommunikationswissenschaft etablierte Repertoire an sozialwissenschaftlichen Methoden fokussiert überwiegend kommunikative Inhalte und ihre mnemonische Funktion, auch wenn dabei unterschiedlich kodierte Materialien wie Filme, Schriftzeugnisse, Bilder oder Webinhalte betrachtet werden.

An dieser Stelle liegt eine vertiefte Beschäftigung mit semiotischen Perspektiven auf Vorgänge des Vergegenwärtigens nahe (French 2012; Schwartz 1998). Ein Ansatzpunkt hierzu können Ecos (1988) Überlegungen zur Semiotik als Mnemotechnik sein. Den grundlegenden Umstand, dass im Prinzip beliebige Zeichen, auch und gerade die kommunikativ besonders interessanten Medienprodukte und -inhalte, mnemonisch gedeutet werden können, versteht Eco als semiotisch modellierbare Verweisfunktion, als Verhältnis von memorans und memorandum. Da jedes Zeichen in Verweisverhältnissen steht, ist es semiotisch problematisch, auf diesem Weg intentionales Vergessen oder Vergessen-Wollen abzubilden. Insbesondere in Bezug auf die Formen der Mnemotechnik, bei denen literarische, bildliche oder auch räumliche Topoi als Erinnerungsanker eingesetzt werden, ist es für Eco schwer denkbar, diese auch in oblivionistischer Absicht einzusetzen (Yates 1966). „If an art of memory is a semiotics, then we can understand why it is not possible to construct an ars oblivionalis on the model of an art of memory. If one did, the ars oblivionalis would also be a semiotics, and it is proper to a semiotics to make present something absent", erklärt Eco (1988: 258) die Schlussfolgerung. Zugleich verweist er jedoch auf die Möglichkeiten des Vergessens, die sich gerade dann ergeben, wenn sich

Verweisungs- und damit Erinnerungsbezüge vervielfältigen und überlagern. Mnemonische Anker und die von ihnen evozierten Erinnerungen können mit anderen Bedeutungen verknüpft werden und diese Multiplikation kann dazu führen, dass die Rückbezüglichkeit nicht mehr herzustellen ist und unklar wird, woran erinnert werden soll. In seiner Übersicht der Formen des Vergessens nennt Connerton (2008: 64) dies „annulment"; es komme nicht durch einen Mangel, sondern durch ein Zuviel an erinnerungskulturellen Bezügen zustande. Vor allem das Übermaß an Informationen in digitalen vernetzten Medien bereichert, so gesehen, nicht unbedingt das kollektive Gedächtnis, sondern gefährdet vielmehr die zum Erinnern notwendigen Formen des Auswählens, Tradierens und Wiederholens ausgewählter Referenzen (A. Assmann 2006b). Als Gegenbewegung dazu finden sich eine Reihe netzbasierter Vorhaben, aus der Unmenge an Erinnernsmöglichem das Erinnernswerte zu kuratieren, zu selektieren und zu sortieren, wobei diese Initiativen einem normativen Impetus folgen und Teil erinnerungspolitischer Projekte sind. Auch die weiter unten genauer erörterte Erinnerungsarbeit in der partizipativen Online-Enzyklopädie Wikipedia kann hier verortet werden, wobei hier ganz andere Mechanismen greifen als in staatlich geförderten und institutionell verankerten Vorhaben, wie sie etwa von Stiftungen, Gedenkstätten oder Museen betrieben werden.

Um die Kollektivität des Erinnerns nochmals genauer zu klären, kann mit Olick und Robbins (1998) sozial-kollektives Gedächtnis von kollektiv geprägtem mental-organischem Gedächtnis unterschieden werden. Sie nutzen dazu die Begriffe c o l l e c t e d m e m o r i e s, das sind die soziokulturell geprägten individuellen Gedächtnisse, und c o l l e c t i v e m e m o r y als das durch Interaktion, medienbasierte Kommunikation und gesellschaftliche Einrichtungen etablierte Gedächtnis einer Gemeinschaft. So gibt es, wie Koselleck (2000) ähnlich gelagert schreibt, keine kollektive Erinnerung, wohl aber kollektive Bedingungen möglichen Erinnerns – und diese sind grundlegend durch die zu einem historischen Moment verfügbaren und sozial etablierten Kommunikationsmedien geprägt.

Ausgehend von einem solchen knapp skizzierten konzeptuellen Rahmen können zum einen die historische Kontinuität und Transformation der medienkommunikativen Bedingungen des Dokumentierens, Speicherns und Vermittelns von Informationen und Botschaften im Sinne einer kulturellen Gedächtnisgeschichte als Mediengeschichte untersucht werden (vgl. A. Assmann 2006a; J. Assmann und A. Assmann 1994; Ernst 2013; Hoskins 2014; Huyssen 1995, 2003; Parikka 2012; Zierold 2006). Gerade in Anbetracht des gegenwärtigen Medienwandels befassen sich eine Reihe von Ansätzen mit digitalen vernetzten Informations- und Kommunikationstechnologien und ihrem Einfluss auf erinnerungskulturelle medienbezogene Praktiken und mediale Repräsentationen (vgl. Birkner und Donk 2018; Burkey 2019; Hajek u.a. 2016; Hoskins 2018; Pentzold und Lohmeier 2014). Zum anderen ist die Bedeutung medialer Angebote im Tradieren und Transformieren kollektiver sozialer Erinnerungen zu analysieren (vgl. Erll und Rigney 2009; Kansteiner 2006; Neiger u.a. 2011; Niemeyer 2014; Pickering und Keightley 2015).

Eine medien- und kommunikationswissenschaftliche Expertise, wie sie im Beitrag umrissen wird, kann in diesem Zusammenhang insbesondere hinsichtlich der Verhältnisse von öffentlichen und privaten sowie von kommunikativen und kulturellen Vergangenheitskonstruktionen abgerufen werden. Zudem können die hier diskutierten medien- und kommunikationswissenschaftlichen Ansätze helfen, die Rezeption und Aneignung von mnemonischen Medieninhalten zu verstehen sowie das intermediale Zusammenspiel in der Tradierung und Aktualisierung von Vergangenheit zu erfassen.

In Auseinandersetzung mit diesen Punkten diskutiert der Beitrag im ersten Schritt ein Konzept medialer Erinnerungsarbeit, durch welche Vergangenheitsbezüge handlungspraktisch bewerkstelligt und aufgeführt werden. Im zweiten Schritt wird anhand der Online-Enzyklopädie erläutert, welche Einsichten eine solche Perspektive auf das kontingente und potentiell konflikthafte Verfertigen von erinnerungskulturellen Texten ermöglicht. Schließlich geht im dritten Schritt der Blick auf die doppelte zeitliche Orientierung medialer Erinnerungsarbeit, die nicht nur retrospektiv erfolgt, sondern durch das Zurückschauen auch den Möglichkeitsraum für zukünftige Entwicklungen bildet.

2. Konzept: Mediale Erinnerungsarbeit

Die Beschäftigung mit der Performanz des Erinnerns kann an einer Reihe von theoretischen Entwürfen ansetzen (vgl. Garde-Hansen 2011: 20–49). So unterschied Bergson (1896/1991) zwischen einem habituellen Gedächtnis und einem repräsentationalen Gedächtnis. Er nimmt hierbei an, dass Gedächtnis auf der einen Seite körperliche und habituelle Dispositionen umfasst, die sich durch gewohnheitsmäßige Wiederholung einüben, ohne dass sie aber in Gänze reflektiert werden können. Auf der anderen Seite steht das reine Gedächtnis, in dem Erlebtes explizit verfügbar ist, evoziert und imaginiert werden kann. In eine ähnliche Richtung weist Connerton (1989), wenn er zwei Modi definiert, in denen Erinnern abläuft. Einmal geschehe dies durch einen kognitiven Modus, in dem vergangene Ereignisse und Erlebnisse durch mentale Operationen aktualisiert werden. Im performativen Modus hingegen würden die Vergangenheitsbezüge in kommemorativen, häufig öffentlich stattfindenden und sozial adressierten Akten hervorgebracht.

Der Begriff der Erinnerungsarbeit verweist ebenfalls auf die handlungspraktische Dimension des Erinnerns. Für van Dijck (2007: 5) beinhaltet Erinnerungsarbeit „a complex set of recursive activities that shape our inner worlds, reconciling past and present, allowing us to make sense of the world around us, and constructing an idea of continuity between self and others“. So gesehen verschränkt Erinnerungsarbeit nicht nur zeitliche Ebenen, sondern vermittelt auch zwischen persönlichen und kollektiven Gedächtnisbezügen. Weil Erinnerungsarbeit temporale und soziale Orientierung schafft, bedingt sie ganz fundamental gesellschaftliche Verankerung und ontologi-

sche Sicherheit, um mit Giddens (1996) zu sprechen. Mit anderem Schwerpunkt erklärt Kuhn (2010: 303), dass „memory work is an active practice of remembering that takes an inquiring attitude towards the past and the activity of its (re)construction through memory." Diese und ähnlich gelagerte Begriffsbestimmungen betonen die willentliche und zielgerichtete Beschäftigung mit Erinnerungen, häufig im Zusammenhang mit therapeutischen Ansätzen sowie Versuchen der Versöhnung und aufarbeitenden Sinnstiftung (vgl. z. B. Haug 1992; Onyx und Small 2001).

Allen Anläufen, Erinnerungsarbeit, memory work, zu definieren, gemeinsam ist die Betonung des Bestrebens und des Aufwandes, effort, die in das Vergegenwärtigen von Vergangenheit gehen. In diesem Sinn passiert auch Vergessen nicht nur ungewollt und unabsichtlich, sondern ist quasi die dem Erinnern gegenläufige Bestrebung (Dimbath 2014). Entsprechend kann das Konzept der Erinnerungsarbeit zum einen ausgedehnt werden auf alle absichtsvoll-mnemonischen Praktiken. Zum anderen kann es dazu dienen, das Ausmaß der medialen Durchdringungen dieser erinnerungsbezogenen Tätigkeiten zu erfassen.

Wenn wir Erinnerungsarbeit als ein Bündel an Praktiken des medienkommunikativen Vergegenwärtigens begreifen, dann betonen wir ihre räumlichen, zeitlichen und materiellen Bezüge, die in der Vollzugswirklichkeit des praktischen Bewerkstelligens und Aufführens von Handlungssequenzen zum Tragen kommen (Abb. 1). Praktiken als „temporally unfolding and spatially dispersed nexus of doings and sayings" (Schatzki 1996: 89) sind somit lebensweltlich und epistemologisch die Letztelemente von Sozialität (vgl. Schatzki 2002: 11). Für eine praxisorientierte Handlungserklärung ist Sinnverstehen damit insofern zugänglich, als es in beobachtbaren Handlungen Ausdruck findet und diese als intelligible exemplarische Vollzüge einer Praktik identifizierbar sind (vgl. Schatzki 1996: 109f.; Reckwitz 2000: 600ff.). Als historisch gewordene und weitergegebene Handlungsmuster umfassen Praktiken selbst mnemonische Aspekte, wenn nicht nur Erinnerungsinhalte, sondern auch die Art und Weise ihrer Schaffung und Gestaltung Elemente des Bewahrens, Weitergebens oder Vergessens werden (Lohmeier und Pentzold 2014). Gerade an dieser Stelle sollte eine Brücke zum methodischen Instrumentarium der Semiotik geschlagen werden (Siefkes 2015).

Im Grunde spielt die Bezugnahme auf Vergangenheit in der überwiegenden Zahl an Tätigkeiten und Sinnbezügen eine Rolle. Jenseits aber der generischen Verweise von Gegenwart auf Zurückliegendes fokussiert das Konzept der Erinnerungsarbeit auf Praktiken der zweckbestimmten Aktualisierung memorialer Bezüge auf Vergangenes. Die Aktivitäten des Dokumentierens, Registrierens, Erfassens, Aufbewahrens und Abrufens, des Gedenkens und Gemahnens, des Zurückgedenkens und des in Erinnerung-Rufens setzen Erfahrungen und Erlebnisse, Wissensbestände und Sozialbeziehungen in vornehmlich kommunikativ geschaffene Erinnerungsbezüge. Dabei wird die Vergangenheit ausdrücklich und bewusst repräsentiert, gedeutet, reflektiert und diskursiv verhandelt.

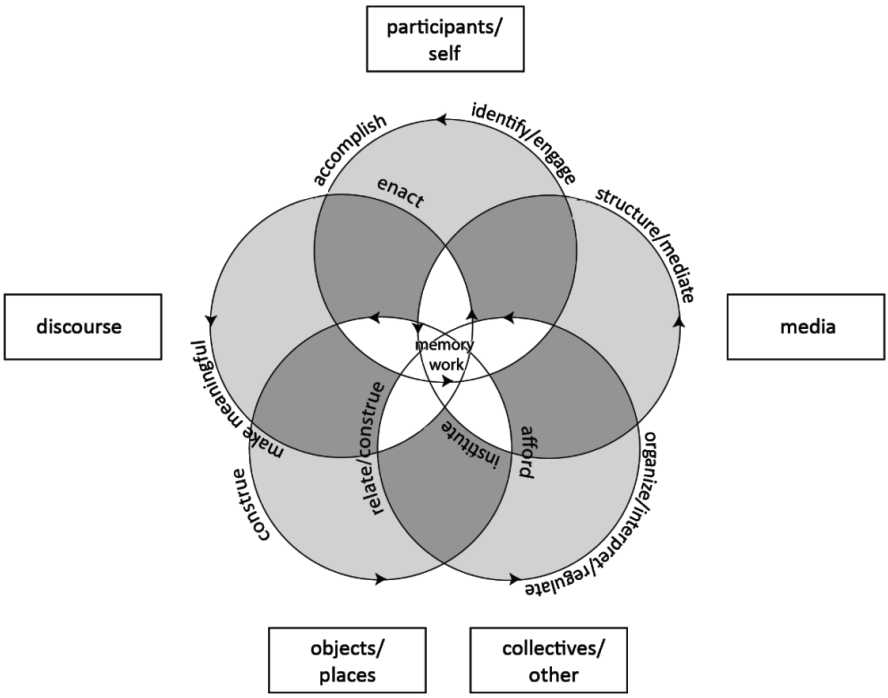


Abb. 1: Mediale Erinnerungsarbeit. Quelle: eigene Darstellung.

Als mediale Erinnerungsarbeit, media memory work, können diese Praktiken, um eine Unterscheidung von Couldry (2012: 35) zu gebrauchen, sich direkt auf Medien richten, indirekt Medien einbeziehen oder ihre Möglichkeitsbedingungen werden in einem loseren Sinn durch Medien konditioniert. Damit geht der Blick über das enge Feld der Mediennutzung und Medienproduktion hinaus und erfasst die Vielfalt mediatisierter Handlungsweisen (vgl. Couldry und Hepp 2017). Soziale Wirklichkeit ausgehend von Praktiken zu verstehen, die mit Akteuren, Materialitäten und Kulturformen verflochten sind, kommt dem nahe, was Hoskins (2011: 23) als „new memory ecology" bezeichnet hat. Damit bringt er zum Ausdruck, dass Erinnern nicht auf ein Element dieser Arrangements reduziert werden kann, also zum Beispiel der Fokus nur auf memorialen Texten oder Erinnerungsinstitutionen liegt. Vielmehr geht es darum, so Hoskins, wahrzunehmen, dass Erinnern „is made through an ongoing interaction between all the parts" (Hoskins 2011: 24).

Mediale Erinnerungsarbeit umfasst alle Praktiken, die ergriffen werden, um Emotionen, Erfahrungen und Zeugnisse aus der Vergangenheit aktualisierend abzurufen oder aufzugreifen. Einige Formen dieser Erinnerungsarbeit sind sehr spezifisch an gesellschaftliche Handlungsbereiche gebunden, wie etwa das Aufzeichnen biowissenschaftlicher Daten (vgl. Bowker 2008), während andere zu Routinen und Gewohnheiten des Alltags werden wie das Sammeln, Bearbeiten, Aussortieren und Vorzeigen privater (digitaler) Bilder (vgl. van Dijck 2007; Keightley und Pickering 2014).

Mediale Erinnerungsarbeit ist ortsbezogen in dem Sinn, dass ihre situierte Hervorbringung in räumlichen, geografisch-territorialen und/oder virtuellen Gegebenheiten stattfindet, dass sie häufig enge Bindungen an Orte, Landstriche und Monumente herstellen, und dass sie selbst Orte als lokalräumliche, imaginative oder mediale Erinnerungstopoi konstituieren (vgl. A. Assmann 1999; Nora 1984; Young 1993). Zugleich ist mediale Erinnerungsarbeit körperlich, was heißt, dass sie einerseits auf mentalen Schemata und Skripten fußt und somit kognitive und emotionale Operationen einschließt. Andererseits ist damit betont, dass ihre Durchführung eine körperlich-physische Ebene hat und nicht nur Geistesarbeit ist. Vielmehr ist sie geprägt durch inkorporierte Dispositionen und habitualisierte Bewegungs- und Bewertungsschemata (vgl. Bourdieu 1979). Diese somatische Dimension kommt beispielsweise dann zum Tragen, wenn traumatische (Augenzeugen-)Erfahrungen auch oder gerade eine affektive Resonanz hervorrufen, wie etwa bei den Terroranschlägen 2005 in London (vgl. Allen und Brown 2011; Reading 2011).

Mediale Erinnerungsarbeit geht ebenso einher mit den Weisen, wie Menschen individuelle Identitäten und Persönlichkeitsvorstellungen ausbilden und dabei auf verschiedene identitätsstiftende Ressourcen zurückgreifen. Zugleich formt sie Beziehungen zu anderen Kollektiven, etwa indem andere als Teil einer kommemorativen Gemeinschaft imaginiert werden, persönliche Erinnerungen geteilt werden oder wenn in Erinnerungsarbeit die Kontinuität oder Differenz zu anderen auch auf einer mnemonischen Ebene konstatiert oder bestritten wird (vgl. Connerton 1989). Im Zusammenhang damit steht mediale Erinnerungsarbeit in einem wechselseitigen Verhältnis zu ihren kulturellen Kontexten. Zum einen formt sie sich in geteilten normativen Wert- und Wissensordnungen, Konventionen und Sinngefügen. Zum anderen institutionalisieren und ritualisieren diese Kulturrahmen, was und wie erinnert wird (vgl. J. Assmann 1992). In anderen Worten: Kulturelle Kontexte liefern die Formen und Inhalte des Erinnerns sowie die intelligiblen, machbaren und angemessenen Praktiken des Vergegenwärtigens, während umgekehrt diese kulturellen Kontexte wesentlich durch mediale Erinnerungsarbeit zustande kommen und verändert werden (vgl. van Dijck 2007: 7).

Mediale Erinnerungsarbeit hat schließlich eine materielle Basis und stützt sich auf Technologien, ob nun mechanisch, elektronisch oder digital, um Ereignisse und Erleben aufzuzeichnen, zu archivieren und zu aktualisieren (vgl. Ernst 2013; Parikka 2012). Dabei determinieren die medialen Träger Erinnerungsarbeit nicht, gleichwohl sie auf ihre Funktionalität und Verfügbarkeit angewiesen ist. Stattdessen liegt es näher, auch hier von einem rekursiven Verhältnis auszugehen. So spricht van Dijck (2007: 2) von einem „mutual shaping of memory and media“. In medialer Erinnerungsarbeit dienen Kommunikationstechnologien dem Materialisieren und Verfügbarmachen von Vergangenem; im mnemonischen Gebrauch werden sie eingesetzt und entsprechend der damit zu vollziehenden Aktivitäten angeeignet.

3. Beispiel: Erinnerungsarbeit in der Wikipedia

Die Online-Enzyklopädie Wikipedia bietet die Gelegenheit, technologisch bedingte, kulturell-sozial resonante und diskursiv realisierte Erinnerungsarbeit *in actu* zu erfassen. Weil ihre Redaktions-, Diskussions- und Editierprozesse offen einsehbar sind, ist sie quasi ein *living lab* auch für die erinnerungskulturelle Artikulation, Manifestation und wiederkehrende Diskussion von Erinnerungsbezügen (vgl. Pentzold 2009). Dies zeigt sich insbesondere bei der Dokumentation von aktuellen Ereignissen, wie den schon erwähnten Terrorakten in London, dem Tsunami von 2004 oder Olympischen Spielen. Hier demonstrieren die Artikel- und Diskussionsseiten der Plattform, wie mnemonische Bezüge ausgedrückt, ausgehandelt, das heißt, legitimiert und bestritten sowie textuell und visuell manifestiert und zur Diskussion und Referenzierung verfügbar gemacht werden (vgl. Ferron und Massa 2014; Keegan u.a. 2013; Twyman u.a. 2017). Mithin kann im Verhältnis von Artikeln und Diskussionen der Übergang zwischen dem Modus eines eher fluiden kommunikativen Erinnerns und dem Modus eines sich kristallisierenden kulturellen Erinnerns beobachtet werden. Damit erlaubt Wikipedia, Fragen nach der kulturell divergenten Aushandlung und Dokumentation historischer und zeitgeschichtlicher Themen als auch nach der Konflikthaftigkeit des erinnerungskulturellen Engagements zu adressieren.

Enzyklopädien per se sind intellektuelle Zeugnisse von Vergangenheit, die den wissenschaftlichen Erkenntnisstand, die technischen Errungenschaften und die gesellschaftliche Orientierung in einem Moment und für eine Gemeinschaft festhalten und für die Nachwelt bewahren sollen. Sie schaffen Zugang zum kulturellen Erbe, indem sie eine Fülle an Wissen über Objekte und Konzepte geordnet bereitstellen (vgl. Burke 2012). In dieser Tradition stehend stellt Wikipedia einen globalen Erinnerungsort dar, hier als ein Ort verstanden, an dem „productive remembering" (Huyssen 2003: 27) stattfindet (vgl. Pentzold 2009).

Wikipedia ist potentiell global, da ihre Verfügbarkeit im Normalfall nicht an Ländergrenzen gebunden ist (wobei ihre Zugänglichkeit in jüngster Zeit etwa in Russland, China und der Türkei beschränkt wurde). Stattdessen sind Inhalte und Diskussionen in Sprachversionen gegliedert. Zugang wird somit nicht territorial, sondern linguistisch organisiert. Entsprechend sind die nach Sprachen gegliederten Artikel, auch zu gleichen oder zumindest ähnlichen Lemmata, keine exakten Übersetzungen. Zwar finden durchaus Übernahmen statt, doch entwerfen die Einträge eigenständige, jeweils kontextualisierte Versionen. Als solche reflektieren auch die erinnerungskulturellen Diskussionen und Darstellungen die „sociocultural situatedness" von Erinnerungen, wie es Wertsch (2002: 12) ausdrückt. Wikipedia ist zudem nur ein potentiell globaler Erinnerungsort, da ihre Nutzung eine Reihe sozio-kultureller, technologischer und praktischer Faktoren voraussetzt und sie global gesehen ungleich zugänglich ist und bearbeitet werden kann.

Die Beitragenden bilden keine homogene Erinnerungsgemeinschaft, keine „mnemonic community" (Zerubavel 2003) oder „community of memo-

ry“ (Irwin-Zarecka 1994). Vielmehr bilden schon die innerhalb einer Sprachausgabe tätigen Autorinnen und Autoren keine Einheit. Ihre disparaten kulturellen Orientierungen reflektieren vielmehr, was Halbwachs als soziale Erinnerungsrahmen („cadres sociaux“) bezeichnete. Das Resultat dieser verschiedenen, auch gegenläufigen erinnerungskulturellen Bezüge bezeichnet Wertsch (2002: 24) als „contested distribution“. Sie ist geprägt durch die Opposition verschiedener Sichtweisen und die Diskussionen in Wikipedia veranschaulichen diese Spannung zwischen Konsens und Streit.

Als Erinnerungsort ermöglicht Wikipedia ihren Teilnehmenden die aktive Auseinandersetzung mit Vergangenheit. Im Unterschied zu dem von Nora (1984) geprägten Konzept der l i e u x m é m o i r e ist die Online-Enzyklopädie kein symbolischer Ort nationalen Gedenkens, wohl aber ein Raum, in dem Erinnerungsbezüge und Fragen danach, was auf welche Weise im Gedächtnis bleiben soll, diskursiv ausgehandelt werden. Es geht dabei gerade nicht um die möglichst abstrakte und neutrale Präsentation von Fakten, sondern die Artikel sollen ein abgestimmtes Panorama an existierenden und mit Quellen belegbaren Perspektiven eröffnen (vgl. Wikipedia: Neutraler Standpunkt, 2020).

Eine genauere Betrachtung der Genese eines Eintrags, die über die chronologische Übersicht aller früheren Fassungen nachvollzogen werden kann, macht es möglich, die schrittweise Verfertigung des multimodalen Textes, seiner Struktur, der aufgegriffenen Themenaspekte, der Informationselemente und Querverweise nachvollziehen (Pentzold u.a. 2017). Dieser Prozess kann abgeglichen werden mit den parallel ablaufenden Debatten auf der zu jedem Artikel gehörenden Diskussionsseite. Gerade im Nebeneinander dieser beiden Elemente wird es möglich, mediale Erinnerungsarbeit im wechselseitigen und dynamischen Verhältnis von kommunikativer Aushandlung und kultureller Kanonisierung zu erfassen. Verglichen mit anderen Formen gesellschaftlichen Erinnerns können diese Prozesse sehr zügig ablaufen und sie bleiben volatil. Zwar stabilisieren sich viele enzyklopädische Einträge nach einer Phase schnell erfolgender Änderungen, doch sind Artikel potentiell unabgeschlossen und veränderbar.

Das Wechselspiel mnemonischer Modi in Wikipedia kann als „floating gap“ verstanden werden. Anders aber als bei Vansina (1985: 23) angedacht, verbindet (und trennt) diese fließende Lücke nicht Berichte und Erzählungen, die von Zeitzeugen an nachfolgende Generationen weitergegeben werden (vgl. J. Assmann 1992). In oralen Kulturen ohne Schriftzeugnisse ändern sich dabei die Formen an möglicher Kommunikation, die nicht mehr individuelle Nachrichten von persönlich Erlebtem, sondern ritualisierte und formelhaft tradierte Überlieferungen sind. Die f l o a t i n g g a p in Wikipedia verknüpft nicht verschiedene mündliche Darstellungsformen, sondern unterschiedlich institutionalisierte Modi, die beide schriftlich ablaufen und dokumentiert vorliegen. Gerade deshalb ermöglichen sie eine Untersuchung der medialen Erinnerungsarbeit quasi unter Laborbedingungen.

In Wikipedia findet die konfliktreiche Erinnerungsarbeit in verschiedenen Formen und an unterschiedlichen Stellen statt. Neben einzelnen Sprachversionen, die häufig auch kulturelle Grenzen markieren, werden divergierende Positionen innerhalb einzelner Einträge formuliert. Zum Beispiel durchziehen die Artikel zu Artefakten wie den Elgin Marbles, der Al-Aqsa-Moschee, dem Schatz des Priamos oder den Buddhas von Bamiyan Debatten um deren Bedeutung und Besitzrechte, ihre Aufbewahrung und ihren Schutz. Ähnlich erinnerungskulturell kontrovers sind etwa die Beiträge zu Traditionen und Bräuchen wie Zwarte Piet oder dem Stierkampf. Jedoch können auch Artikel zu scheinbar kulturell weniger sensiblen Themen, etwa lokalen Spezialitäten wie Feta, Schopska oder Hummus zu Gegenständen kontroverser Auseinandersetzung werden (vgl. Pentzold u.a. 2017; Luyt 2015; Porter u.a. 2020).

Eine Möglichkeit, diese erinnerungskulturelle Auseinandersetzung zu visualisieren und somit analytisch zugänglich zu machen, bietet das Contropedia-Werkzeug (Pentzold u.a. 2017). Die Auswertungs- und Präsentationssoftware wurde im Rahmen der Digital Methods Initiative an der Universität von Amsterdam entwickelt (vgl. Borra u.a. 2015). Contropedia basiert auf den in Wikipedia zur Verfügung gestellten Versionsgeschichten und den Verlinkungen zwischen Artikeln in unterschiedlichen Sprachausgaben. Das Tool macht es möglich, Varianten von Einträgen miteinander zu vergleichen und so ähnliche oder abweichende Termini, Bilder oder Themen und deren konkrete Darstellung festzustellen. Außerdem kann Contropedia dazu eingesetzt werden, die schrittweise Entstehung von Artikeln im Abgleich mit ihren Diskussionsseiten nachzuvollziehen. Zu diesem Zweck werden Kontroversen in Wikipedia quantifiziert. Dabei wird ein Maß für die Umstrittenheit von Verlinkungen berechnet. Der Algorithmus beachtet dabei das Volumen gegenläufiger Edits, zum Beispiel wenn Text um einen Hyperlink wechselweise hinzugefügt oder gelöscht wird.[2]

Auf dieser Grundlage bietet Contropedia zwei Interfaces, um Erinnerungsarbeit zu explorieren, die hier kurz skizziert werden: Im so genannten l a y e r v i e w wird ein Eintrag in Wikipedia vollständig angezeigt, wobei die Kontroversität von Hyperlinks durch differenzierte Farbcodes angezeigt wird. Im Interface über dem Artikel platziert veranschaulicht ein Zeitstrahl die Entstehung des Artikels. Das Balkendiagramm erlaubt es, Phasen großen oder geringen Interesses an dem Artikel wahrzunehmen. Abbildung 2 zeigt diese Visualisierungseinstellung für den englischsprachigen Eintrag zu „Feta“. Sie zeigt, dass die intensivste Auseinandersetzung um das Wort „Greece“ im ersten Satz stattfand. Sie verweist auf Uneinigkeit über das Ursprungsland und damit die historische und kulturelle Verortung des Produkts. Wie schon an dieser Stelle deutlich wird, befasst sich der Artikel nicht nur mit einem kulinarischen Thema, sondern er rekurriert auf weiterreichende erinnerungskulturelle Agenden.

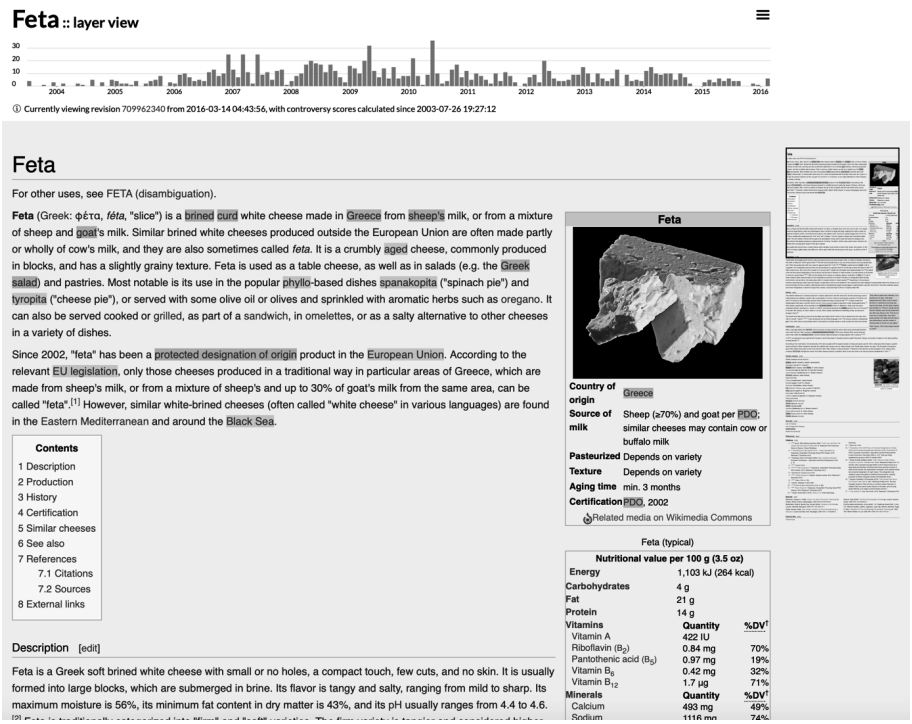


Abb. 2: Layer view der Contropedia-Version des Eintrags „Feta“. Quelle: https://tinyurl.com/wfgtbmh

Noch deutlicher wird dies im zweiten angebotenen Interface, dem dashboard view. Hier werden alle kontroversen Passagen nach dem Grad ihrer Umstrittenheit gelistet (gemäß der zugrundeliegenden Metrik, vgl. Pentzold u.a. 2017). Für die Verlinkung auf „Greece“ führt die Visualisierung in Abbildung 3 die Abfolge der getätigten substantiellen Edits. Hier zeigt sich, wie der Textabschnitt und der darin eingebettete Verweis wiederholt umgeschrieben, gelöscht und ergänzt wurde. Auch in der aktuellsten Version nicht mehr vorhandene Elemente sind berücksichtigt und können in die Analyse einbezogen werden. Aus der gezeigten Übersicht wird ersichtlich, dass der Verweis auf Griechenland 84-mal und durch 70 einzelne Accounts oder durch IP-Adressen unterscheidbare Nutzer ergänzt und umgeschrieben wurde, beispielsweise durch Referenzen auf Mazedonien, Bulgarien oder die Türkei als eigentlich ursprüngliche Herkunftsregionen. Weitere Konflikte, die sich über den Zeitstrahl im oberen Teil der Darstellung aufrufen lassen, kreisen um Fragen der genauen Definition des Produkts und seiner Bestandteile. Die Entscheidung der EU Kommission, eine geschützte Ursprungsbezeichnung für griechischen Feta zu vergeben, wird im Verlauf der Editiergeschichte bestritten und zugleich als Legitimation dafür angeführt, die Auseinandersetzung zu Gunsten Griechenlands zu beenden.

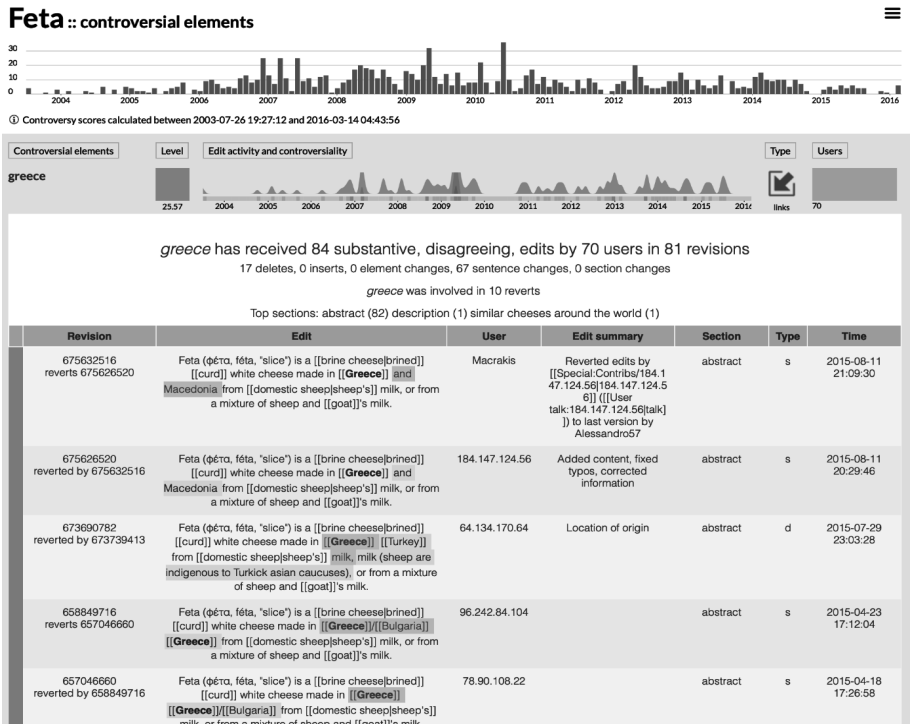


Abb. 3: Dashboard view der Contropedia-Version des Eintrags „Feta“. Quelle: https://tinyurl.com/yx4chpxj

Insgesamt gesehen bietet Contropedia eine Gelegenheit, die mediale Erinnerungsarbeit in Wikipedia nachzuvollziehen. Damit ersetzt das Werkzeug nicht die eigentliche analytisch-methodische Beschäftigung mit dem Material und den beobachtbar gemachten Vorgängen. Vielmehr eröffnen die Interfaces die Chance, die komplexen Prozesse des fortlaufenden (Re-)Formulierens und Revidierens, des Einbringens, Durchsetzens oder Löschens von erinnerungskulturell relevanten Gegenständen nachzuvollziehen. Contropedia wurde nicht nur dazu angelegt, um kulturelles Gedächtnis und kommunikativ erfolgende Erinnerungsarbeit zu studieren, doch die Software schafft dafür im Fall Wikipedia eine brauchbare technische Handhabe. In einem eingehenderen Vorhaben, als es hier zu leisten ist, kann das Werkzeug in Kombination mit verstehend-hermeneutischen Verfahren zum Zuge kommen, um zu explorieren, wie kollektives Gedächtnis und individuell eingebrachte Erinnerungsinhalte in digitalen vernetzten Medien Gestalt finden.

Die diachrone Betrachtungsweise wird in Wikipedia noch ergänzt um den Vergleich über Sprachgrenzen hinweg, womit auch Fragen des kosmopolitischen oder, wie Rothberg (2009: 3) schreibt, „multidirectional memory“ in den Fokus kommen. Mit diesem Begriff verneint er die Vorstellung, Erinnerungen stünden für gewöhnlich in Konflikt zueinander. Er richtet sich also „[a]gainst the framework that understands collective memory as competitive

memory – a zero-sum struggle over scarce resources – I suggest that we consider memory as multidirectional: as subject to ongoing negotiation, cross-referencing, and borrowing; as productive and not privative". Aus dieser Sicht heraus stellen sich die von Contropedia zu Tage geförderten Kontroversen nicht so sehr oder zumindest nicht nur als kritisch und lösungsbedürftig dar, sondern als unhintergehbare und notwendige Bedingung des Beteiligens der Autorinnen und Autoren und ihres Engagements in Erinnerungsarbeit. Damit verweist das Beispiel Wikipedia auf generelle Tendenzen der potentiell konflikthaften, heutzutage vermehrt online-medial stattfindenden Auseinandersetzung mit Vergangenheit und ihrer kontroversen erinnerungskulturellen Evokation, Darstellung und Revision. Gleichsam im Brennglas zeigen sich hier Tendenzen aktueller mnemonischer Auseinandersetzungen, die translokal, multimodal und medienübergreifend ablaufen.

4. Perspektive: Erinnerungskulturelle Retrospektion und Prospektion

Die Etablierung der sozial- oder kulturwissenschaftlich orientierten Gedächtnis- und Erinnerungsstudien markiert die disziplinenübergreifend intensiver werdende Beschäftigung mit den Themen Gedächtnis, Erinnern und Vergessen. Als Gründe für diesen m e m o r y b o o m seit den 1980er Jahren nennt Jan Assmann (1992) (i) den medialen Umbruch hin zu elektronischen Medien mit ihren enormen Speicherkapazitäten, (ii) das kulturelle Bewusstsein westlicher Gesellschaften, einer N a c h k u l t u r anzugehören sowie (iii) das Erleben einer E p o c h e n s c h w e l l e sozialen Erinnerns, in der die Zeitzeugen von Weltkriegen und Holocaust als prägende Katastrophen des 20. Jahrhunderts verschwinden, zugleich aber deren kulturübergreifende und nicht nur national gebundene Aufarbeitung – sowie die Beschäftigung mit weiteren Traumata und damit verknüpften Personen, Sinn- und Wertordnungen, sozialen und politischen Systemen – als drängende gesellschaftliche Herausforderung behauptet wird (vgl. Sebald u.a. 2013; Winter 2006). Hinzu kommt durch das Ende des kalten Krieges die Auflösung binärer Ost/West-Erinnerungskulturen, eine zunehmende „Multi(erinnerungs-)kulturalität westlicher Gesellschaften als Folge von Dekolonialisierung und Migrationsbewegungen" (Erll 2017: 3) sowie die Öffnung von Archiven und Ambitionen, zusehends umfangreichere Archive aufzubauen (vgl. Kammen 1995).

Ausdruck findet die gesteigerte Gegenwartsrelevanz geteilten (oder nicht geteilten) Gedächtnisses sowohl in lokalen Bewegungen einer Geschichte von unten wie alternativen Geschichtswerkstätten, in privat betriebener Genealogie als auch in musealen Einrichtungen, Veranstaltungen (v. a. Ausstellungen) und Denkmälern, die auf erinnerungskulturelle Sinnstiftung und allgemeingültige Vergangenheitsdeutungen abzielen (vgl. Nora 1984; Rosenzweig und Thelen 1998). Hinzu kommen Initiativen, kulturelles Erbe durch mediale Angebote zu vermitteln und erlebbar zu machen sowie die Nostalgie vergangener Zeiten zu beschwören (vgl. de Groot 2016; Niemeyer 2014).

Die vergegenwärtigenden Rückgriffe auf Vergangenes erfolgen indessen nicht ausschließlich in der Rückschau. Im Gegenteil sind selbst die scheinbar gegenwartsvergessendsten Nostalgien produktiv (Menke 2019) und können mit mehr oder minder konkreten und expliziten Vorstellungen zur Gestaltung der Gegenwart und zur Planung von Zukunft einhergehen. Kurzum: Das Vorhaben, sich zu erinnern, ist nicht nur retrospektiv, sondern hat auch eine prospektive Dimension, sodass Erinnerungsarbeit als zeitlich integratives Vergegenwärtigen begriffen werden kann (vgl. Tenenboim-Weinblatt 2013). Eine solche zukunftsorientierte Perspektive erweitert Terdimans (1993: 8) Definition von Erinnerung als „the present past" um die Zeitebene kommender und im Rückgriff auf die Vergangenheit zu schaffender oder zu verhindernder Zukünfte. Grob gesprochen können dabei verschiedene Richtungen unterteilt werden (vgl. Crownshaw u.a. 2010; Gutman u.a. 2010; Koselleck 1979; Vermeulen u.a. 2012). In einer dieser Richtungen liegt das Interesse auf erinnerten, aber von eintretenden Gegenwarten überholten Zukunftsvisionen. Daneben können Überlegungen über zukünftige Formen und Technologien des Erinnerns angestellt werden. Schließlich geht es auch um die Zukunft der Erinnerungsforschung selbst.

Mediale Erinnerungsarbeit – in Wikipedia und darüber hinaus in der Vielfalt digital vernetzter Technologien – ist gerade deshalb von Interesse, weil sie nicht (nur) auf die Deutung von Vergangenheit abzielt, sondern mit Vorausschau und dem aktiven Hervorbringen kommender Lebensverhältnisse, Kulturformen und Sinnordnungen einhergeht: „Erinnerung ist Kampf um die Zukunft", wie der Spiegel anlässlich des Holocaust-Gedenkens 2019 titelte (Zadoff 2019). Auch Momente von Krisen und kulturellen Traumata können ein prospektives p r o d u c t i v e r e m e m b e r i n g anstoßen.

Die Möglichkeiten zu einer solchen vergangenheitsinformierten Neugestaltung sind in der reflexiven Moderne angelegt. In dieser Gegenwartsepoche, so Beck, Giddens und Lash (1994), erwachsen Unsicherheiten und Risiken in einer größer werdenden Zahl öffentlicher und privater Sphären. Diese aber müssen nicht als katastrophale Zusammenbrüche, Desaster oder Zerfall erlebt werden, sondern sie bergen auch das Potential für vergangenheitsbezogene Zukunftsprojekte, zumindest für jene, die in der Lage sind, die sich entfaltenden Optionen zu gebrauchen. Reflexive Modernisierung geht folglich einher mit vielfältigen Projekten des Reorganisierens und Reformierens ihrer eigenen Bedingungen.

Anmerkungen

* Gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) – Projektnummer 389196641/PE 2436/1-1.

1 Der vorliegende Beitrag basiert auf einer Keynote zur Winter School „Social Semiotics: Mediale Tradierung – Kulturelle Transformationen im Digitalen Zeitalter" im Februar 2019 an der Universität Passau. Ich danke Jan-Oliver Decker und Martin Siefkes für ihre konstruktiven Hinweise. Der Text nutzt, zum Teil in Übersetzung,

Teile aus Pentzold (2009), Lohmeier und Pentzold (2014), Pentzold u.a. (2016) sowie Pentzold u.a. (2017).

2 Eine Dokumentation und Demo-Versionen finden sich hier: http://www.contropedia.net

Literatur

Allen, Matthew und Steven D. Brown (2011). Embodiment and Living Memorials: The Affective Labour of Remembering the 2005 London Bombings. *Memory Studies* 4, 3, 312–327.

Assmann, Aleida (1999). *Erinnerungsräume*. München: C.H. Beck.

Assmann, Aleida (2002). Gedächtnis als Leitbegriff der Kulturwissenschaften. In: Lutz Musner und Gotthart Wunberg (eds.). *Kulturwissenschaften*. Wien: WUV, 27–45.

Assmann, Aleida (2006a). *Der lange Schatten der Vergangenheit*. München: C.H. Beck.

Assmann, Aleida (2006b). The Printing Press and the Internet: From a Culture of Memory to a Culture of Attention. In: Natascha Gentz und Stefan Kramer (eds.). *Globalization, Cultural Identities, and Media Representations*. Albany: SUNY Press, 11–25.

Assmann, Aleida (2007). *Das neue Unbehagen in der Erinnerungskultur*. München: C.H. Beck.

Assmann, Jan (1988). Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität. In: Jan Assmann und Tonio Hölscher (eds.). *Kultur und Gedächtnis*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 9–19.

Assmann, Jan (1992). *Das kulturelle Gedächtnis*. München: C.H. Beck.

Assmann, Jan und Aleida Assmann (1994). Das Gestern im Heute. Medien und soziales Gedächtnis. In: Klaus Merten u.a. (eds.). *Die Wirklichkeit der Medien*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 114–140.

Beck, Klaus (2020). *Kommunikationswissenschaft*. 6. Aufl. Konstanz: UVK.

Beck, Ulrich, Anthony Giddens und Scott Lash (1994). *Reflexive Modernization. Politics, Tradition and Aesthetics in the Modern Social Order*. Cambridge: Polity.

Berek, Mathias (2009). *Kollektives Gedächtnis und die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*. Wien: Harrassowitz.

Bergson, Henri (1896/1991). *Materie und Gedächtnis*. Hamburg: Meiner.

Berliner, David (2005). The Abuses of Memory. *Anthropological Quarterly* 78, 1, 197–211.

Birkner, Thomas und André Donk (2018). Collective Memory and Social Media. *Memory Studies* 13, 4, 367–383.

Borra, Erik, Ester Weltevrede, Paolo Ciuccarelli, Andreas Kaltenbrunner, David Laniado, Giovanni Magni, Michele Mauri, Richard Rogers und Tommaso Venturini (2015). Societal Controversies in Wikipedia Articles. *Proceedings of the 33rd Annual ACM Conference on Human Factors in Computing Systems* (SIGCHI). Seoul: ACM Press, 193–196.

Bourdieu, Pierre (1979). *Entwurf einer Theorie der Praxis*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Bowker, Geoffrey C. (2008). *Memory Practices in the Sciences*. Cambridge, MA: MIT Press.

Burke, Peter (2012). *A Social History of Knowledge II: From the Encyclopaedia to Wikipedia*. Cambridge: Polity.

Burkey, Brant (2019). Repertoires of Memory. A Conceptual Approach for Studying Memory Practices in the Digital Ecosystem. *Journal of Communication Inquiry* 44, 2, 178–197.

Cannadine, David (Hg.) (2004). *History and the Media*. Basingstoke: Palgrave.

Confino, Alan (1997). Collective Memory and Cultural History. *The American Historical Review* 102, 5, 1386–1403.

Connerton, Paul (1989). *How Societies Remember*. Cambridge: Cambridge University Press.

Connerton, Paul (2008). Seven Types of Forgetting. *Memory Studies* 1, 1, 59–71.

Cornelißen, Christoph (2003). Was heißt Erinnerungskultur? *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 54, 10, 548–563.

Couldry, Nick (2012). *Media, Society, World: Social Theory and Digital Media Practice*. Cambridge: Polity.

Couldry, Nick und Andreas Hepp (2017). *The Mediated Construction of Reality*. Cambridge: Polity.

Crownshaw, Richard, Jane Kilby und Antony Rowland (eds.) (2010). *The Future of Memory*. Oxford: Berghahn.

De Groot, Jerome (2016). *Consuming History*. London: Routledge.

Dimbath, Oliver (2014). *Oblivionismus*. Konstanz: UVK.

Dimbath, Oliver und Michael Heinlein (eds.) (2015). *Die Sozialität des Erinnerns*. Wiesbaden: Springer VS.

Eco, Umberto (1988). An Ars Oblivionalis? Forget It! *PMLA* 103, 3, 254–261.

Erll, Astrid (2017). *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen*. Stuttgart: J. B. Metzler.

Erll, Astrid und Ann Rigney (eds.) (2009). *Mediation, Remediation, and the Dynamics of Cultural Memory*. Berlin und New York: de Gruyter.

Erll, Astrid und Ansgar Nünning (eds.) (2010). *Cultural Memory Studies*. Berlin und New York: de Gruyter.

Ernst, Wolfgang (2013). *Digital Memory and the Archive*. Minneapolis: University of Minnesota Press.

Ferron, Michaela und Paolo Massa (2014). Beyond the Encyclopedia: Collective Memories in Wikipedia. *Memory Studies* 7, 1, 22–45.

French, Brigittine M. (2012). The Semiotics of Collective Memory. *Annual Review of Anthropology* 41, 337–357.

Garde-Hansen, Joanne (2011). *Media and Memory*. Edinburgh: Edinburgh University Press.

Giddens, Anthony (1996). *Konsequenzen der Moderne*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Gudehus, Christian, Ariane Eichenberg und Harald Welzer (eds.) (2010). *Gedächtnis und Erinnern*. Stuttgart: J. B. Metzler.

Gutman, Yifat, Adam Brown und Amy Sodaro (eds.) (2010). *Memory and the Future. Transnational Politics, Ethics, and Society*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.

Hajek, Andrea, Christine Lohmeier und Christian Pentzold (eds.) (2016). *Memory in a Mediated World*. Basingstoke: Palgrave.

Halbwachs, Maurice (1925/1985). *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Halbwachs, Maurice (1939/1991). *Das kollektive Gedächtnis*. Frankfurt a.M.: Fischer.

Haug, Frigga (1992). *Beyond Female Masochism: Memory-Work and Politics*. London: Verso.

Hoskins, Andrew (2011). Media, Memory, Metaphor: Remembering and the Connective Turn. *Parallax* 17, 4, 19–31.

Hoskins, Andrew (2014). The Mediatization of Memory. In: Knut Lundby (ed.). *Mediatization of Communication*. Berlin und New York: de Gruyter, 661–680.

Hoskins, Andrew (ed.) (2018). *Digital Memory Studies*. London: Routledge.

Huyssen, Andreas (1995). *Twilight Memories*. London: Routledge.

Huyssen, Andreas (2003). *Present Pasts: Urban Palimpsests and the Politics of Memory*. Stanford: Stanford University Press.

Irwin-Zarecka, Iwona (1994). *Frames of Remembrance: The Dynamics of Collective Memory*. New Brunswick: Transaction Publishers.

Kammen, Michael (1995). *Contested Values*. New York: St. Martin's Press.

Kansteiner, Wulf (2006). *In Pursuit of German Memory*. Athens, OH: Ohio University Press.

Keegan, Brian, Darren Gergle und Noshir Contractor (2013). Hot Off the Wiki. Structure and Dynamics of Wikipedia's Coverage of Breaking News Events. *American Behavioral Scientist* 57, 5, 595–622.

Keightley, Emily und Michael Pickering (2014). Practices of Remembering in Analogue and Digital Photography. *New Media & Society* 16, 4, 576–593.

Klein, Kerwin (2011). *From History to Theory*. Berkeley, CA: University of California Press.

Knoblauch, Hubert (1999). Das kommunikative Gedächtnis. In: Claudia Honegger u.a. (eds.). *Grenzenlose Gesellschaft?* Opladen: Leske + Budrich, 733–748.

Koselleck, Reinhard (1979). *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Grundbegriffe*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Koselleck, Reinhard (2000). Gebrochene Erinnerung? Deutsche und polnische Vergangenheiten. In: Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung (ed.). *Jahrbuch 2000*. Heidelberg: Lambert Schneider, 19–32.

Kuhn, Annette (2010). Memory Texts and Memory Work: Performances of Memory in and with Visual Media. *Memory Studies* 3, 4, 298–313.

Landsberg, Alison (2004). *Prostethic Memory*. New York: Columbia University Press.

Landsberg, Alison (2015). *Engaging the Past*. New York: Columbia University Press.

Lehmann, René, Florian Öchsner und Gerd Sebald (eds.) (2013). *Formen und Funktionen sozialen Erinnerns*. Wiesbaden: Springer VS.

Lohmeier, Christine und Christian Pentzold (2014). Making Mediated Memory Work: Cuban-Americans, Miami Media and the Doings of Diaspora Memories. *Media, Culture and Society* 36, 6, 776–789.

Luyt, Brendan (2015). Wikipedia, Collective Memory, and the Vietnam War. *Journal of the Association for Information Science and Technology* 67, 8, 1956–1961.

Meier, Charles S. (1993). A Surfeit of Memory? *History and Memory* 5, 2, 136–152.

Menke, Manuel (2019). *Mediennostalgie in digitalen Öffentlichkeiten*. Köln: Herbert von Halem.

Neiger, Motti, Oren Meyers und Eyal E. Zandbergm (eds.) (2011). *On Media Memory*. Basingstoke: Palgrave.

Niemeyer, Katharina (eds.) (2014). *Media and Nostalgia*. Basingstoke: Palgrave.

Niethammer, Lutz (1985). Wozu taugt Oral History? *Prokla* 15, 60, 105–124.

Nora, Pierre (1984). *Les Lieux de Mémoire*. Paris: Gallimard.

Olick, Jeffrey K. und Joyce J. Robbins (1998). Social Memory Studies. *Annual Review of Sociology* 4, 105–140.

Olick, Jeffrey K., Vered Vinitzky-Seroussi und Daniel Levy (eds.) (2011). *The Collective Memory Reader*. Oxford: Oxford University Press.

Onyx, Jenny und Jennie Small (2001). Memory-work: The Method. *Qualitative Inquiry* 7, 6, 773–786.

Parikka, Jussi (2012). *What is Media Archaeology?* Cambridge: Polity.

Pentzold, Christian (2009). Fixing the Floating Gap: The Online Encyclopaedia Wikipedia as a Global Memory Place. *Memory Studies* 2, 2, 255–272.

Pentzold, Christian und Christine Lohmeier (2014). Digital Media – Social Memory. Media, *Culture & Society* 36, 6, 745–809.

Pentzold, Christian, Christine Lohmeier und Andrea Hajek (2016). Introduction: Remembering and reviving in states of flux. In: Andrea Hajek, Christine Lohmeier und Christian Pentzold (eds). *Memory in a Mediated World: Rememberance and Reconstruction*. Basingstoke: Palgrave Macmillan, 1–12.

Pentzold, Christian, Esther Weltevrede, Michelle Mauri, David Laniado, Andreas Kaltenbrunner und Erik Borra (2017). Digging Wikipedia. *ACM Journal on Computing and Cultural Heritage* 10, 1, Art. 5.

Pickering, Michael und Emily Keightley (2015). *Photography, Music and Memory*. Basingstoke: Palgrave.

Porter, Emily, P.M. Krafft und Brian Keegan (2020). Visual Narratives and Collective Memory across Peer-Produced Accounts of Contested Sociopolitical Events. *ACM Transactions on Social Computing* 3, 1, Article 4.

Reading, Anna (2011). Editorial: Memory and identity. *European Journal of Cultural Studies* 14, 4, 377–78.

Reckwitz, Andreas (2000). *Die Transformation der Kulturtheorien*. Weilerswist: Velbrück.

Ricœur, Paul (2004). *Gedächtnis, Geschichte und Vergessen*. München: Fink.

Rosenzweig, Roy und David Thelen (1998). *The Present of the Past*. New York: Columbia University Press.

Rothberg, Michael (2009). *Multidirectional Memory*. Stanford: Stanford University Press.

Schatzki, Theodore R. (1996). *Social Practices*. Cambridge: Cambridge University Press.

Schatzki, Theodore R. (2002). *The Site of the Social*. University Park: State University of Pennsylvania Press.

Schwartz, Barry (1998). Frame Images: Towards A Semiotics of Collective Remembering. *Semiotica* 121, 1-2, 1–40.

Sebald, Gerd (2014). Sinn und Gedächtnis. In: Oliver Dimbath und Michael Heinlein (eds.). *Die Sozialität des Erinnerns. Beiträge zur Arbeit an einer Theorie des sozialen Gedächtnisses*. Wiesbaden: Springer VS, 27–38.

Sebald, Gerd, René Lehmann und Florian Öchsner (2013). Zur Gedächtnisvergessenheit der Soziologie. Eine Einleitung. In: René Lehmann, Florian Öchsner und Gerd Sebald (eds.). *Formen und Funktionen sozialen Erinnerns*. Wiesbaden: Springer VS, 7–24.

Siefkes, Martin (2015). Sturm auf die Zeichen. Was die Semiotik von ihren Kritikern lernen kann. *Schriften zur Kultur- und Mediensemiotik* 1/2015, 7–42.
Tenenboim-Weinblatt, Keren (2013). Bridging collective memories and public agendas. *Communication Theory* 23, 2, 91–111.
Terdiman, Richard (1993). *Present Past: Modernity and the Memory Crisis*. Ithaca: Cornell University Press.
Twyman, Marlon, Brian C. Keegan und Aaron Shaw (2017). Black Lives Matter in Wikipedia. Collaboration and Collective Memory Around Online Social Movements. In: Association for Computing Machinery (ed.). *Proceedings of the 2017 ACM Conference on Computer Supported Cooperative Work and Social Computing*, Portland, OR: ACM Press: 1400–1412.
Van Dijck, José (2007). *Mediated Memories in the Digital Age*. Stanford: Stanford UP.
Vansina, Jan (1985). *Oral Tradition as History*. London: James Currey.
Vermeulen, Pieter, Stef Craps, Richard Crownshaw, Ortwin de Graef, Andreas Huyssen, Vivian Liska und David Miller (2012). Dispersal and Redemption: The Future Dynamics of Memory Studies. *Memory Studies* 5, 2, 223–239.
Welzer, Harald (2008). *Das kommunikative Gedächtnis*. München: C.H. Beck.
Wertsch, James V. (2002). *Voices of Collective Remembering*. Cambridge: Cambridge University Press.
Wikipedia: Neutraler Standpunkt (2020). https://de.wikipedia.org/wiki/Wikipedia:Neutraler_Standpunkt (letzter Zugriff am 3.5.2022).
Winter, Jay (2006). Notes on the Memory Boom. In: Duncan Bell (ed.). *Memory, Trauma and World Politics*. Basingstoke: Palgrave, 54–73.
Yates, Frances (1966). *The Art of Memory*. London: Routledge.
Young, James E. (1993). *The Texture of Memory*. New Haven, CT: Yale University Press.
Zadoff, Mirjam (2019). Erinnerung ist Kampf um die Zukunft. *Der Spiegel*, 27.1.2019. https://www.spiegel.de/politik/deutschland/holocaust-gedenken-erinnerung-ist-kampf-um-die-zukunft-gastkommentar-a-1250147.html (letzter Zugriff am 3.5.2022).
Zerubavel, Eviatar (2003). *Time Maps. Collective Memory and the Social Shape of the Past*. Chicago: University of Chicago Press.
Zierold, Martin (2006). *Gesellschaftliche Erinnerung*. Berlin und New York: de Gruyter.

Prof. Dr. Christian Pentzold
Professur für Medien- und Kommunikationswissenschaft
Institut für Kommunikations- und Medienwissenschaft
Universität Leipzig
Nikolaistrasse 27-29
D-04109 Leipzig
E-Mail: christian.pentzold@uni-leipzig.de

Vorschau auf den Thementeil der nächsten Hefte

Nachfolgend sind die geplanten Themenhefte der Zeitschrift für Semiotik aufgeführt. Autor/-innen mit Interesse zur Abfassung von Beiträgen, Einlagen und Institutionsberichten können sich über die Adresse zsem.redaktion@tu-chemnitz.de direkt an die Redaktion der Zeitschrift für Semiotik wenden.

Und in alle Ewigkeit ... Kommunikation über 10000 Jahre
aktualisierte Neuauflage des vergriffenen Hefts 6, 3 (1984) zur Atomsemiotik
Susanne Hauser

Italienische Semiotik
Tiziana Migliore und Gianfranco Marrone